Aufsätze,

verschiednen Inhalts,

von

Friedrich Arnold Klockenbring.

Erster Band.

Hannover,
im Verlage der Schmidtschen Buchhandlung.
1787.

Ad. Bibl. Acad. Lund.

Universitäts-Bibliothek München

Vorbericht.

Die hiesige Schmidtsche Buchhandlung, äußerte mir den Wunsch, meine seit etwan achtzehn Jahren in verschiedenen Journalen und Wochenschriften zerstreuet befindliche Aufsätze, zusammen drucken zu lassen.

Ich konnte dieses um so eher genehmigen, da eine andere Buchhandlung, jenen Abdruck, so gar ohne mein Vorwissen, veranstalten wollte, und ich hergegen jetzt Gelegenheit erhielt, mehr als die Hälfte meiner vorigen Aufsätze auszumerzen, und alle diejenigen, welche in dieser Sammlung nicht enthalten sind, eines wiederholten Abdrucks für unwürdig zu erklären; die übrigen aber, wieder durchzusehen, hin und wieder zu verändern und zu verbessern, auch einige neue hinzuzufügen.

Wahrscheinlich hätte ich noch strenger in der Auswahl seyn sollen. Denn, wenn gleich einige jener Aufsätze, vorhin Beyfall erhalten haben mögen; so ist das wohl vorzüglich den jedesmaligen litterarischen Moden, und verschiedenen Provincial-Situationen, welchen sie bey ihrer Erscheinung genauer anpaßten, zu verdanken gewesen.

Nach Verfliessung einer solchen Periode, und in einem Buche, das doch immer mehr, als für das große Publicum bestimmt, angesehen wird, wie ein Wochenblatt, nehmen sich alle solche Aufsätze, ungemein weniger aus, als in einer localen Zeitschrift.

Die neuen Aufsätze von ernsthafterer Miene, werden wenigstens durch die Erheblichkeit des Gegenstandes, einiges Interesse gewinnen.

Hannover im Januar 1787.

Inhalt

des ersten Bandes.

I. Einige Resultate und Bemerkungen, aus den Geburts- und Sterbelisten der Chur- Braunschweig- Lüneburgischen Lande überhaupt, und der Stadt Hannover insbesondere. S. 1

II. Wahrscheinlich, sind die Regeln der Ordnung der Mortalität, schon den alten Römern nicht unbekannt gewesen. S. 69

III. Etwas über die Musik in den neuerlich entdeckten Südländern. S. 91

IV. Schreiben eines Dilettanten über die Frage: Sollen junge Mädchen vom Stande Musik lernen; und wie? S. 104

V. Schreiben eines Frauenzimmers an den Verfaſſer des vorſtehenden Aufſatzes. S. 132

VI. Von dem verſchiedenen Tone der Ausſprache des Worts Ich. S. 152

VII. Von der Wichtigkeit der Wetterdiscurſe. S. 161

VIII. Sammlung einiger Briefe die Maskeraden in Hannover betreffend. S. 175

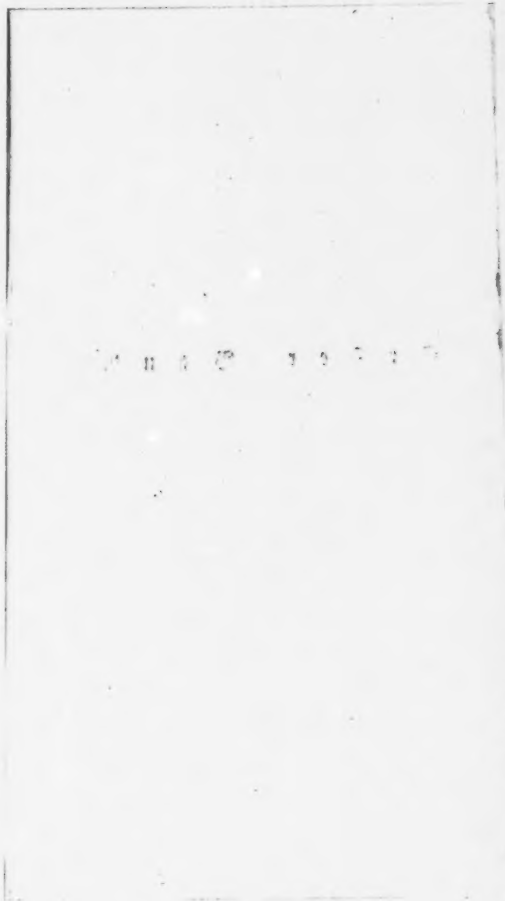
IX. Ankündigung einer neuen periodiſchen Schrift für das Frauenzimmer. S. 196

X. Schreiben eines Viehhändlers über die Phyſiognomik, an das hannöverſche Intelligenzcomtoir. S. 208

XI. Auszug eines Schreibens aus Pyrmont. S. 219

XII. Sollte es nicht gut ſeyn, öffentliche Schwimmſchulen zu errichten? S. 236

Erſter Band.



I.

Einige Resultate und Bemerkungen, aus den Geburts- und Sterbelisten der Chur-Braunschweig-Lüneburgischen Lande überhaupt, und der Stadt Hannover insbesondere.

Bey allen Beobachtungen über die Verhältnisse der Bevölkerung eines Landes, und den merkwürdigen Resultaten, welche sich daraus ergeben, kommt es zuerst und hauptsächlich auf die Einrichtung der zum Grunde gelegten Listen, und deren Zuverläßigkeit an.

Es wird also erforderlich seyn, eine kurze Nachricht von der Beschaffenheit jener Listen in den hiesigen Landen, voran gehen zu lassen.

Man ist schon vor langer Zeit auf diesen wichtigen Gegenstand der Staatskenntniß aufmerksam gewesen.

Im Jahre 1754 ward verordnet, daß alle Verzeichnisse der Gebohrnen, Getraueten und Gestorbnen, vom Jahre 1727 an, bis dahin incl. eingesandt werden solten. Es geschah. Allein, theils mag eben die für einmal zu weitläuftige Arbeit, wohl manche Fehler in den Angaben selbst, veranlasset haben; theils war auch die gehörige Revision fast unmöglich; der siebenjährige Krieg trat bald darauf ein, und es blieb der Gegenstand gröstentheils unbearbeitet. Die Listen waren auch von einigen Distrikten unvollständig; so daß keine sichere Resultate für das Ganze daraus gezogen werden konnten.

Im Jahr 1755 ward zwar die künftige alljährliche Einsendung der Parochial-Listen und Extracte verordnet; allein der eben gedachte Krieg, machte theils die vollständige Einsendung der Listen unmöglich; theils behinderte er die gehörige Bearbeitung derselben.

Es ist auch im Grunde nicht viel dabey verlohren, daß die Listen von dieser Periode nicht völlig vorhanden sind. Denn bey einem solchem Kriege, der das Land, wenigstens einige Jahre hindurch, in solcher Maaße betroffen hat, können dergleichen Geburths- und

und Sterbelisten, keine sichere Grundlage zu Berechnungen und andern Beobachtungen geben.

Vom Jahre 1765 an aber, ist die Einsendung der Listen gehörig wieder beobachtet; sie sind jedoch bis 1773 nicht in genaue Revision genommen worden. Von lezterm Jahre an, ist dieses zwar in der Maasse wie unten weiter vorkommen wird, geschehen; jedoch fehlet in den Listen bis 1778. die besondere Angabe der Unehelichen und Todtgebohrnen, und der Confirmirten.

Vom Jahre 1778 an, sind die Listen auch in diesem Stücke vollständig und noch genauer eingerichtet.

Es ist nemlich jedem Prediger im ganzen Lande, eine gedruckte Instruction über die tabellarischen Formulare, worin alle die Angaben, welche man in Rücksicht der Gebohrnen, Copulirten, Confirmirten und Getraueten zu wissen verlangt, enthalten sind, zugestellet worden.

Gleich nach Schlüsse eines jeden Jahres, werden diese Formulare von den Predigern, nach Ausweise des Kirchenbuches, mit den sich darauf ergebenden Zahlen, auf priesterlichen Eyd und Pflichten ausgefüllt,

und zwey Exemplare davon an den Superintendenten, oder sonst an die Behörde, eingesandt.

Wenn ja hierbey einige, vornemlich in großen Städten fast unvermeidliche geringe Fehler, bey der ersten Uebertragung aus den Kirchenbüchern in die Parochial-Listen sich einschleichen: so verliehren diese sich, in grossen Summen und bey mehreren Jahren, bis auf das Unmerkbare.

Die von den Predigern eingesandten Listen werden nun zunächst und zuerst, von dem geistlichen Vorgesezten untersucht, von ihm darauf in einen besonders gedruckten formularischen Transsumt-Bogen eingetragen; und am Schlusse die Summen der gesamten Dioecese berechnet. Diese Transsumt-Bogen gehen demnächst nebst den Parochial-Listen, als Belegen derselben, an die hohe Königliche Landes-Regierung. Hier werden sie, gleich dem genauesten Cameral-Register, *) in förmliche Revision genommen; Parochial-Listen und Transsumt-Bogen, Zahl für Zahl verglichen und nachgerechnet, auch

*) Denn, was sind die Schätze aller Länder, ohne Menschen!

auch mit den Listen des vorigen Jahres in Rücksicht auf Plus oder Minus collationirt; und darauf werden die von jeder Stadt, welche ein eignes geistliches Ministerium hat, und von jeder Superintendentur sich ergebenden Summen, in einen von jeder ganzen Provinz gefertigten summarischen Extract eingetragen, daraus dann zulezt der General-Extract vom ganzen Lande erwächst.

Diese gesamte Reginimal-Revision, bey so vielen hunderttausend Zahlzeichen, ohne Fehler zu bewerkstelligen, ist ein einzelner Mensch, schlechterdings nicht im Stande. Denn wenn nur Eine Zahl verschrieben, nur Ein Rechnungsfehler übersehen oder gemacht wird: so schließt am Ende das Register nicht. Es werden also zu dem bloßen Nachrechnen drey Calculanten genommen, die mit einander keine Gemeinschaft haben. Treffen diese drey in ihren Summen zusammen, so ist die Angabe als völlig richtig anzunehmen; indem zulezt, wenn sie auch alle drey gefehlet haben sollten, dennoch der Fehler, nach der Einrichtung der summarischen und General-Extracte entdecket werden kann, weil sonst die Columnen und Quersummen nicht genau zusammen treffen; auch am Schlusse, wenn man

das Plus oder Minus jeder Rubrik abzieht oder zusezt, die Summe des vorigen Jahres nicht genau herauskommen würde. Wenn z. E. das Plus der Gebohrnen im Jahre 1785 in einer Provinz 570 ist: so muß, wenn dieses Plus von der Summe aller Gebohrnen abgezogen wird, die vorigjährige Summe genau herauskommen.

Differirt es bey dieser Probe, nur um einen einzigen Kopf, wie es mir dennoch in den eilf Jahren von 1773 bis 1785 zweymal begegnet ist; nun, so wird die Arbeit ohne Murren, von vorne wieder angefangen; und eine gute Prämie für denjenigen Calculanten welcher den Fehler entdeckt, giebt Lust und Liebe dazu.

Denn, es ist besser dergleichen Listen gar nicht zu haben; als sie nicht in der menschmöglichsten Genauigkeit zu haben. *)

So

*) Das kann in diesem statistischen Zeitpunkte, in Deutschland nicht laut und oft genug gesagt werden. Jeder statistisch-politisch-geographisch-historische Autor schnappt nach dergleichen Zahlen und Verhältnissen. Diese werden dann so schnell wie

So viel von der Richtigkeit der hier zum Grunde gelegten Listen, denn ihre übrige Einrichtung gehöret hieher nicht.

Ehe

wie möglich abgeschrieben, und in die Druckerey gesandt; mit allen Schreib- Druck- oder Rechnungsfehlern versehen, dem Publicum vorgelegt; und da folgen dann so herrliche politische Raisonnements über dergleichen fehlerhafte Data! — davon ich höchst auffallende Beyspiele, selbst von berühmten Schriftstellern anführen und erweisen könnte. — Dergleichen auf fehlerhafte Data gegründete irrige Raisonnements aber, leiten dann wiederum nur gar zu leicht, auf schädliche Operationen. Wie sehr nachtheilige Folgen haben nicht die Rechnungsfehler in den ersten Ausgaben des Süßmilchschen Werkes, bey der Sterblichkeit nach dem Alter, für manchen Tontiniten gehabt! — Sind aber nur die Data richtig; so lassen sich die etwa darauf gebaueten irrigen Schlüsse leicht entdecken. — Einige Schriftsteller giebt es sogar, die geflißentlich nach Zeit und Umständen ins Schöne rechnen! — Wahrheit zu finden muß die einzige Belohnung dieser so schweren Bearbeitung seyn; und wer die demnächst nicht sagen will oder darf,

Ehe ich aber zu den Tabellen selbst komme, wird es zu mehrerer Erläuterung der darauf sich gründenden Folgerungen, annoch erforderlich seyn, eine kurze Uebersicht des gesamten Gesundheitszustandes im Lande, von den acht Jahren 1778 bis 1785 voran gehen zu lassen.

Im Jahre 1778 zogen sich die Blattern, welche im Jahre 1777 im Bremischen sehr tödtlich gewesen wa-

der schweige lieber ganz! — Das Errare humanum bleibt dennoch, auch bey der größten Sorgfalt nur mehr als zu oft. Wer kann z. B. bey dem Abschreiber und Abdrucker seines richtigen Manuscripts, wenn auch alles mehrmals collationirt werden, dennoch für einen Schreib- oder Druckfehler, wenigstens in kleinen Zahlen vollkommen einstehen; zumalen da es so schwer ist, nach der zeitigen Mode in Deutschland, selbst den Verleger und Drucker zu der größten Genauigkeit zu bringen; weil sie alle wohl wissen, wenn es nur statistische Zahlen sind, so gehen sie ab — und wer wird sie nachrechnen? das kostet viel Zeit und Geld — und darnach werden unsere Recensenten nicht bezahlt. — Aber so verbreitet sich dann leider mancher Irrthum, selbst daher, woher die Sterblichen sonst, fast über ihre so beschränkte Kenntnißsphäre, Licht erhalten könnten.

waren, in die Grafschaft Hoya und das Fürstenthum Lüneburg, fast mit gleicher Bösartigkeit, vornemlich im Hoyaischen. Im Calenbergischen und Göttingischen graßirten sie zwar auch, aber nur sporadisch. Hin und wieder zeigten sich ansteckende Fieber, und im Nachsommer die Ruhr, jedoch ohne großen Schaden anzurichten.

Im Jahr 1779 aber war die Ruhr, als eine gewöhnliche Folge sehr warmer Sommer, so wie in dem größten Theile von Europa, so auch bey uns allgemein epidemisch, jedoch nach Ausweise der Listen, in hiesigen Landen weniger tödtlich, als in manchen andern. Nur denjenigen kostete sie vorzüglich das Leben, oder in der Folge die Gesundheit, welche der allgemein ausgetheilten Vorschrift und Curmethode, den Befehlen und Warnungen der Obrigkeit und der Seelsorger zuwider, und unerachtet der ihnen, wenigstens den Aermern unentgeldlich angebothenen heilsamen Arzeneyen, heimlich dem Rathe alter Weiber und Quacksalber folgten, von ihnen in verderblichen Medicamenten den Tod kauften; oder Brandtewein und andere hitzige Sachen brauchten.

Das Jahr 1780 hergegen, war, auch bey uns, wie im ganzen nordlichen Teutschlande, so außerordentlich gesund; das heißt, es war die Anzahl der Gestorbenen gegen die Gebohrnen so geringe: daß wahrscheinlich in Einem Jahrhundert nur wenig solcher Jahre vorkommen. Gegen 15 Geburthen fanden sich nur 10 Sterbefälle; ohne daß die Anzahl der ersten etwa ungewöhnlich geringer gewesen wäre. Aber von den Krankheiten der Ruhr, Blattern, hitziger und fauler Fieber, welche dem Tode sonst so manches Opfer bringen, war auch keine einzige epidemisch.

Im Jahr 1781 aber, in welchem ein Theil des Sommers außerordentlich warm war, brachen jene Epidemien wieder hervor; jedoch nicht in der Maaße, daß dieses Jahr unter die nachtheiligen und ungesunden zu rechnen stehet; indem im Ganzen dennoch ein guter Ueberschuß der Gebohrnen über die Gestorbnen sich ergab.

Das Jahr 1782, wird in den Annalen der Aerzte merkwürdig bleiben, wegen des bekannten epidemischen Schnupfen-Fiebers, welches sich aus den nordostlichsten Gegenden Europas, vielleicht Asiens, mit unglaublicher

cher Geschwindigkeit, durch einen Theil der Russischen Provinzen, Preussen, Sachsen, die Churmark, auch hieher und weiter süd und westwärts verbreitete. Im April trat es bey uns ein; dauerte ziemlich weit in den Sommer hinein, und man kann sicher annehmen, daß Ein Drittheil aller hiesigen Landes-Einwohner, in höherm oder geringerm Grade damit befallen gewesen ist. Doch war die Krankheit an sich, weder heftig noch tödtlich, auch nicht lange dauernd, *) obgleich eine folgende Mattigkeit oft lange anhielt. Wo diese Krankheit aber sich mit andern, vornemlich mit den Kinderblattern vergesellschaftete, da wurden diese sehr gefährlich und tödtlich. Gleichergestalt raffte sie viele alte mit Brustbeschwerden behaftete Leute weg. Die Anzahl der Gestorbenen von 60 bis 75 Jahren, ist in diesem Jahre vorzüglich groß. Dennoch aber ist im Gan-

*) Hier ist nur die Rede vom großen Ganzen. Manchem Practicanten können einzelne sehr verschiedene Fälle vorgekommen seyn. Diese Anmerkung ist hier, für das vorhergehende und folgende, ein für allemahl, gewisser Leute wegen nothwendig.

Ganzen, die Sterblichkeit keinesweges größer gewesen wie gewöhnlich.

Bey der Anzahl der lebendig gebohrnen aber ergiebt sich ein merklicher Abfall.

Das Jahr war überhaupt der ehelichen Fruchtbarkeit nachtheilig gewesen; wovon sich die Folgen noch in die beiden künftigen Jahre hinein erstrecken.

Im 1783sten Jahre, ist die Anzahl der Gestorbenen beträchtlich; es blieb aber dennoch ein Ueberschuß der Gebohrnen über die Gestorbnen. Stickhusten und Blattern rafften viele Kinder weg; Brustbeschwerden aller Art, kosteten vornemlich ältern Leuten das Leben. Die Jugend und das erste Mittelalter blieben verschont. Ob der ungewöhnliche über ganz Europa verbreitete Dunstnebel in den Sommermonathen, dieses veranlasset habe, mögen die Aerzte untersuchen. Aufgeführt verdient jede besondere Lufterscheinung, in diesem summarischen Etat der öffentlichen Gesundheit, dennoch immer zu werden. Die Ruhr hat, als Epidemie nicht grassirt.

Das Jahr 1784 welches durch den ausserordentlich harten und so lange in das Jahr hinein gedauerten

Winter

Winter merkwürdig bleiben wird, ist vorzüglich in den an Strömen gelegenen Gegenden, der Bevölkerung nachtheilig gewesen. Dieses hat wahrscheinlich seinen Grund in der nach dem so langen und harten Winter erfolgten ungewöhnlichen Anschwellung der Flüsse, und der dadurch verursachten Beschaffenheit der Luft, indem Brustkrankheiten und Bräune in diesen Gegenden allgemein geherrscht haben, und die Blattern sehr bösartig gewesen sind.

Im Calenbergischen hergegen, ergiebt sich eine geringe Mortalität, und ein starker Ueberschuß der Gebohrnen, über die Gestorbenen. Die Masern, welche seit vielen Jahren im Lande nicht epidemisch gewesen, grassirten in diesem Jahre fast durchgängig, verursachten aber keinen beträchtlichen Schaden.

Das Jahr 1785 hatte ebenfalls einen harten und langen Winter, vornemlich aber den so kühlen und nassen Sommer.

Diese Beschaffenheit der Witterung aber, hat auf die Populationsverhältnisse keine nachtheilige Folgen gehabt; indem das Jahr in dieser Rücksicht im Ganzen, gut gewesen ist.

Ueber-

Ueberhaupt findet sich in dieser Reihe von acht Jahren, keines, welches im Ganzen genommen, als calamitous und epidemisch-ungesund, betrachtet werden kann, wie zum Exempel das Jahr 1772. Jene Benennung giebt die politische Arithmetik einem Jahre nur dann, wenn in einem ganzen beträchtlichen Lande sich kein Ueberschuß der Gebohrnen über die Gestorbenen befindet; oder sogar diese, jene übertreffen.

In einzelnen Provinzen aber, ist dieser Fall mehrmals eingetreten, wie sich unten weiter ergeben wird.

Alle diese acht Jahre also, können durch einander gerechnet, als gewöhnliche Jahre in Rücksicht auf die gesamten Churlande angenommen werden; und geben folglich auch die richtigsten und sichersten Resultate.

Diese Resultate folgen hier nun in nachstehenden Tabellen; welchen einige Bemerkungen und Vergleichungen mit andern Ländern beygefügt sind.

Wie viele andere Beobachtungen werden sich einem Sachverständigen Kenner dabey nicht noch überdem aufdringen!

Daß

Daß hier nur die Verhältnisse: nicht die Anzahlen der Gebohrnen, Gestorbenen und Getraueten selbst, angegeben sind; und daß folglich daraus nichts von dem Maaße der Bevölkerung des Landes oder einer Provinz zu berechnen stehe; braucht wohl kaum angeführt zu werden. Jene Verhältnisse sind aber auch, an und für sich, bey dem in diesem Aufsatze hauptsächlich zum Grunde liegenden philosophischen Zwecke, das Interessanteste. Die Angabe der Summen selbst, auch nur im Großen, von jeder Provinz, und deren Vergleichung mit dem actuellen Zustande der Bevölkerung, würde zwar in statistischer und politischer Rücksicht, sehr merkwürdig seyn; allein ein besonderes großes Werk erfordern; und wer, aus dem, was oben bey der erwiesenen Richtigkeit der Listen angeführt worden, nur einigermaaßen erkennt; wie viele Zeit, Gesundheit und Kosten, zu einem solchen Werke, wenn es vollkommen genau und zuverläßig seyn soll, gehören; der wird es wenigstens vorerst wohl nicht erwarten.

Zu jenen philosophischen Beobachtungen aber, ist auch die Reihe von acht Jahren, zumalen bey so großen von ganzen beträchtlichen Provinzen genommen

nen Zahlen, schon hinreichend; und aus dieser Ursache sind hier die kleinern Provinzen des Landes, in den folgenden Tabellen nicht besonders mit aufgeführt worden, jedoch in den Mittelzahlen vom Ganzen, mit enthalten.

Die auf der nächsten Seite aufgestellte Tabelle I. ergiebt nun folgende Verhältnisse.

Tab. I.

Tabelle I.

Namen der Provinzen	Gegen 1000 Mädchen sind gebohren, Knaben im Jahre								Mittelzahl von diesen acht Jahren
	1778	1779	1780	1781	1782	1783	1784	1785	
Fürstenth. Calenberg	1090	1014	1060	1112	1078	1079	1055	1084	1071
" Grubenhagen	1049	1208	1044	1030	1060	1032	1166	1146	1092
" Lüneburg	1106	1068	1032	1055	1052	1007	1065	1075	1057
Hzth. Brem u. Verd.	1038	1094	1042	1073	1050	1059	1067	1080	1063
Grafschaft Hoya	1090	1128	1020	1102	1050	1017	1089	1002	1062
Mittelzahl v. dies. Prov.	1075	1102	1039	1074	1058	1039	1088	1077	1066
Mittelz. v. ganz. Lande	1081	1072	1056	1084	1054	1040	1074	1075	1067

Ueber Tabelle I. *)

Es ergiebt sich demnach an Ueberschuß der gebohrnen Knaben über die gebohrnen Mädchen.

Im Calenbergischen	—	7 pro Cent
Im Grubenhagenschen	—	9 ; ;
Im Lüneburgischen	—	6 ; ;
Im Bremischen	—	6 ; ;
Im Hoyaischen	—	6 ; ;
Im ganzen Lande	—	$6\frac{1}{2}$; ;

und noch etwas darüber. **)

Nun nehmen zur Regel an:

Graunt und Derham ***) für England	;	$7\frac{1}{2}$ pro Cent
Struyk ; ;		6 ; ;

Leer-

*) Die Mittelzahl vom ganzen Lande begreift die übrigen in der Tabelle nicht besonders aufgeführten kleineren Provinzen sämtlich mit.

**) Die kleinen Brüche in den Tabellen und übrigen Angaben, sind hier und in der Folge gänzlich weggelassen und die nächsten vollen Zahlen dafür genommen worden.

***) Es ist jedoch die Richtigkeit ihrer Listen von manchen in Zweifel gezogen worden.

Beerſebom : : $5\frac{1}{3}$ pro Cent

Süßmilch *) : : 5 : :

und zwar lezterer, nach ſehr vielen Liſten von Ländern, Städten und Dörfern. In hieſigen Landen aber, ergiebt ſich, über die Süßmilchſche Regel, noch ein Ueberſchuß von $1\frac{1}{2}$ pro Cent, wenigſtens in den acht Jahren von 1778 bis 1785. Im Grubenhagenſchen gehet er noch weit darüber.

Wer vermag die Urſachen zu ergründen! warum der Unerforſchliche, allenthalben fünf bis ſechs auch mehrere Knaben auf jedes hundert Mädchen, mehr ins Leben ruft; bis zum vierzehnten Jahre hergegen, den größten Theil dieſes Ueberſchuſſes, dem Leben wiederum entreißt! — wie unten die fünfte Tabelle zeigen wird.

Merkwürdig iſt es unter andern auch; daß in dem auf das ſo geſunde Jahr 1780 folgenden Jahre, der Ueberſchuß der Knaben am allerbeträchtlichſten geweſen iſt, und im Ganzen beynahe $8\frac{1}{2}$ pro Cent betragen hat; indem auf das Jahr 1782 folgenden aber, am allergeringſten ausgefallen iſt.

*) Hier und in der Folge, wird immer die vierte und von Hamman verbeſſerte Ausgabe des Süßmilchſchen Werkes, Berlin 1775. verſtanden.

Tabelle II.

Namen der Provinzen	Gegen 1000 Eheliche sind gebohren, Uneheliche in den Jahren								Mittelzahl von diesen acht Jahren
	1778	1779	1780	1781	1782	1783	1784	1785	
Fürstenth. Calenberg	79	88	87	79	91	95	80	83	85
" Grubenhagen	62	66	63	68	60	81	75	73	68
" Lüneburg	48	49	43	46	50	47	48	50	48
Hzth. Brem. u. Verd.	40	45	37	39	38	43	40	38	40
Grafschaft Hoya	44	59	46	60	52	55	56	50	53
Mittelzahl v. dies. Prov.	55	61	55	58	58	64	60	59	59
Mittelz. v. ganz. Lande	53	60	55	56	58	61	57	57	57

Ueber Tabelle II.

Von dem Verhältnisse der Unehelich-Gebohrnen zu den Ehelichen in ganzen Ländern, nemlich von großen und kleinen Städten und Dörfern durch einander; sind, so viel ich weiß, noch wenig hinlänglich zuverläßige Beobachtungen von andern Staaten vorhanden. Nach Süßmilch, soll in den acht Jahren von 1724 bis 1731 in der Churmark gegen 18; in Dreßden gegen 9 bis 10; und in Leipzig gegen 6 bis 7 Eheliche, jährlich 1 Uneheliches Kind gebohren seyn. Die Mittelzahl von den gesammten hiesigen Landen, ergiebt bis auf eine Kleinigkeit die gleiche Summe mit der Churmark etwas über $5\frac{1}{2}$ Procent oder 1 zu beynahe 18. Im Calenbergischen ist zwar das Verhältniß merklich höher; man muß aber dabey die Accouchier-Anstalten in Hannover und Göttingen mit in Anschlag bringen; wo so manche fremde Geschwächte niederkommt.

Ueberhaupt hat sich nach der Reihefolge der Jahre, die Anzahl der gebohrnen Unehelichen nicht vermehrt sondern eher vermindert.

Tabelle III.

Namen der Provinzen	Unter 1000 Gebohrnen sind gewesen, Todtgebohrne in dem Jahre								Mittelzahl von diesen acht Jahren
	1778	1779	1780	1781	1782	1783	1784	1785	
Fürstenth. Calenberg	33	34	35	36	36	37	35	36	35
ı Grubenhagen	30	37	40	37	30	39	35	33	35
ı Lüneburg	32	30	33	33	34	34	35	36	33
Hzth. Brem. u. Verd.	35	35	37	38	39	35	36	37	36
Grafschaft Hoya	24	26	29	28	33	30	30	31	29
Mittelzahl v. dies. Prov.	31	32	35	35	34	35	34	35	34
Mittelz. v. ganz. Lande	32	34	35	35	34	33	35	36	34

Ueber Tabelle III.

Das Verhältniß der Todtgebohrnen im ganzen Lande, gegen die Gebuhrten überhaupt, ist also, beynahe $3\frac{1}{2}$ Procent; oder gegen 200 Gebohrne, kommen 7 Todtgebohrne; oder unter beynahe 29 Gebuhrten findet sich Ein Todtgebohrnes Kind. Im Bremischen ist das Verhältniß um ein Geringes über $3\frac{1}{2}$ Procent; im Lüneburgischen etwas; und im Hoyaischen über $\frac{1}{2}$ Procent darunter.

Nach den von Süßmilch beygebrachten vielen Listen, stehen die Todtgebohrnen zu den Gebohrnen, im Durchschnitt von großen und kleinen Städten auch Dörfern, fast gerade auf 4 Procent. In Dreßden auf $5\frac{1}{2}$; in Leipzig auf 6 und darüber; in den Kriegs-Jahren von 1759 bis 1763 sogar beynahe auf 8; in Berlin ungefähr auf 4 Procent.

In den hiesigen Landen, ist also im Ganzen, das Verhältniß noch um $\frac{1}{2}$ Procent vortheilhafter, als nach der Süßmilchschen Angabe.

Freylich ist dieser Verlust von Menschen, noch ehe sie einmal das Licht der Welt erblicken, im Großen sehr beträchtlich; und es also gewiß nicht überflüßig, wenn

aufmerksame und einsichtsvolle Beobachter auf die Gedanken gerathen sind; ob dieser Verlust nicht wenigstens zu vermindern stehe.

Man hat zum Theil dafür gehalten, daß die Schuld vorzüglich an der Ungeschicklichkeit der Hebammen liege. Allein dieses wird dadurch völlig widerlegt; daß in den größesten und großen Städten, worin es an geschickten Hebammen, und den erfahrensten Geburtshelfern nicht fehlet, verhältnißmäßig ungleich mehr Todtgebohrne vorkommen als auf dem platten Lande. Ferner; daß deren Anzahl periodisch größer oder geringer ist. So hat Leipzig wie schon angeführt worden, während des Krieges, mehr Todtgebohrne, als nachmals; so ist ferner nach dem Kriege, in Berlin die Anzahl derselben um ein Viertheil gewachsen.

Nach den sehr interessanten Bemerkungen über diesen Gegenstand, in einigen Churſächsischen Inspektionen, im sechsten Stücke des Journals von und für Deutschland 1786. befanden sich in der Stadt Freyberg, im ersten Viertheile dieses Jahrhunderts, gegen hundert Gebohrne, etwa 1½ Todtgebohrne; im dritten Viertheile kommen wohl 5 Todtgebohrne und

dar-

darüber unter 100 Gebuhrten. In dem für das Erzgebürge so calamiteusen Jahre 1772, findet sich in der Stadt **Freyberg** keine einzige todte Geburt! Ferner, sterben die Todtgebohrnen **vor der Geburt**; selten in und bey der Geburt. Der leztere Fall aber, macht allemal großes Aufsehen, und wird, wenn die Hebamme dabey in Verdacht eines groben Versehens oder großer Ungeschicklichkeit geräth, von der Obrigkeit gehörig untersucht.

Bey den Hebammen ist also die Ursache der todten Geburtsfälle am wenigsten zu suchen; höchstwahrscheinlich aber, in der Leibesconstitution der Aeltern, vornemlich der Mütter, ihrer gröstern oder geringern Empfindlichkeit, ihrer Lebensart, Nahrung und **Kleidung**. Einen auffallenden Beweis hievon, geben die Beobachtungen des Herrn Professors **Kraft** über die Tabellen der Stadt **Petersburg** von 1764 bis 1780, welche mir eben, da ich dieses schreibe, durch die vortreflichen **Büschingschen wöchentlichen Nachrichten**, 36stes Stück dieses Jahrs, zu Gesicht kommen. Nach diesen sind bey den rußischen Einwohnern, welche sich gegen die Fremden wie 7 zu 1 verhalten; in jener ge-

sünden Stadt, der einzigen Residenz von gleicher Größe, wo noch jährlich mehr gebohren werden als sterben, nur 7 Todtgebohrne unter 1000 Gebuhrten; bey den Fremden 25 unter 1000. Man kennet aber die starke Natur der rußischen Mütter eben so sehr, als die bessere Gelegenheit welche die Fremden, im Ganzen genommen, haben mögen, für die Erhaltung ihrer Kinder, auch schon vor der Geburt, medicinisch und moralisch zu sorgen; und doch ist der Verlust so sehr viel größer auf der Seite der letztern.

Warum sollte man nicht auch den Gedanken wagen können; daß, so wie bey der Sterblichkeit nach dem Alter, überhaupt und im Ganzen, gewisse allgemeine Gesetze unzweifelbar zum Grunde liegen; so auch ein gewisses Verhältniß des Todes vor der Geburt, durch die unerforschlichen Rathschlüsse der Providenz bestimmt sey, welche von hundert Blüthen kaum Eine zur Frucht reifen lässet; und die Hälfte des gesamten menschlichen Geschlechts wieder aus dem Leben abruft, ehe sie kaum das zwanzigste Jahr vollendet hat.

Ja, selbst in dem Verhältnisse der sterbenden Knaben gegen die Mädchen vor der Geburt,

giebt

giebt es eine Regel. Ein äußerst auffallendes Verhältniß! — Nach den großen achtjährigen Summen von hiesigen gesamten Landen, sterben vor der Geburt — 140 Knaben gegen 100 Mädchen. Kaum sollte man ein solches Verhältniß glauben, da man so wenig Ursachen desselben entdecken kann. Gleichwohl aber ist die Regel, auch durch viele andere Beobachtungen gegründet *). Nach den von Süßmilch beygebrachten vielen Listen anderer Länder, sterben auch da vor der Geburt, im Durchschnitt 140 bis 144 Knaben gegen 100 Mädchen. Nach des Herrn Professors Kraft oben angeführten Bemerkungen über Petersburg, finden sich dort sogar 9 todtgebohrne Knaben gegen 5 Mädchen; welches 180 Knaben gegen 100 Mädchen giebt. — Welch eine Aussicht, wenn man hiezu rechnet: daß dennoch 5 bis 6 pro Cent Knaben mehr lebendig gebohren werden als Mädchen! —

Tab. IV.

*) Ich habe bey dieser ganzen Ausarbeitung, um mich im mindesten nicht irre machen zu lassen; immer die Verhältnisse von hiesigen Landen zuerst bestimmet; und erst nachher, die Vergleichung, mit den Verhältnissen anderer Länder angestellt.

Tabelle IV.

Gegen 1000 lebendig Gebohrne, sind gewesen Confirmirte im Jahre

Namen der Provinzen	1778	1779	1780	1781	1782	1783	1784	1785	Mittelzahl von diesen acht Jahren
Fürstenth. Calenberg	637	557	554	576	685	645	671	616	618
" Grubenhagen	619	606	596	606	619	626	652	558	610
" Lüneburg	598	545	617	646	690	651	687	630	633
Hzth. Brem. u. Verd.	625	591	651	649	646	701	667	637	646
Grafschaft Hoya	685	554	698	623	695	691	683	582	651
Mittelzahl v. dies Prov.	633	571	623	620	667	663	672	605	632
Mittelz. v. ganz Lande	616	571	610	616	667	657	670	612	627

Ueber Tabelle IV.

Wie viele von allen Gebohrnen haben das vierzehnte Jahr erreicht? oder wie groß iſt die Sterblichkeit der Kinder bis zu dieſem Alter in hieſigen Landen geweſen?

Die Confirmirten können nehmlich nach den hieſigen Landes-Verordnungen im Durchſchnitt mit Sicherheit als volle 14 Jahr alt, angenommen werden. —

Wie ſehr hat ſich, nach den allgemeinen Geſetzen der Natur, in dieſem kurzen Zeitraume, die Zahl der Gebohrenen ſchon vermindert! Im Ganzen ſind von 1000 lebendig Gebohrnen nur noch 627 übrig. 373 ſind ſchon wieder in den Ocean der Ewigkeit zurück geſunken.

Nach den von andern angeſtellten Beobachtungen waren von 1000 Gebohrnen, vom erſten incl. jedoch bis zum 15ten Jahre ſchon wieder geſtorben

Nach Süßmilch	489
» Lambert	473
» Bauman in der Churmark	473

Wenn nun auch auf die Differenz von 14 Jahr voll, bis zum 15ten; die gehörige Hinſicht genommen wird:

wird: so stehen dennoch die hiesigen Lande in Betreff der Sterblichkeit der Kinder, bis zum 14ten Jahre, gegen andere Länder, eher in vortheilhafterm als nachtheiligerm Verhältnisse.

Nach der Gradation haben Zeya, Bremen und Lüneburg den wenigsten, Calenberg und Grubenhagen den mehrsten Verlust an Kindern erlitten. Der stärkste Verlust im Ganzen, zeigt sich in dem Jahre 1779, auch, jedoch schon um 40 auf jedes 1000 vermindert, im Jahre 1780. Dieses aber beziehet sich auf das Jahr 1766, da fast alle Arten der epidemischen Kinderkrankheiten im Lande grasirt, und im Jahre 1767 noch nicht ganz nachgelassen hatten. Nach diesen Jahren finden wir die Mortalität der Kinder beträchtlich vermindert. *)

*) Der Zeitraum von 1766 bis 1779, beyde Jahre einschlüßig, giebt völlig 14 Jahre. Siehe oben Seite 11 die Anmerkung.

Tabelle V.

Namen der Provinzen	Gegen 1000 confirmirte Mädchen, sind confirmirte Knaben im Jahre								Mittelzahl von diesen acht Jahren
	1778	1779	1780	1781	1782	1783	1784	1785	
Fürstenth. Calenberg	1013	1064	1085	1034	1038	1009	1070	1054	1046
‛ Grubenhagen	1036	962	928	997	1084	887	1012	952	982
‛ Lüneburg	1010	982	1053	1049	998	1014	1052	1008	1021
Hzth. Brem. u. Verd.	949	970	1024	1027	994	988	1051	975	995
Grafschaft Hoya	1025	1010	942	997	1038	1015	1024	1092	1018
Mittelzahl v. dies. Prov.	1007	998	1002	1021	1030	983	1042	1016	1012
Mittelz. v. ganz. Lande	1002	1004	1019	1042	1018	992	1044	1012	1017

Ueber Tabelle V.

Von dem reichlichen Ueberschusse sämtlicher gebohrnen Knaben über die Mädchen, zu $6\frac{1}{2}$ pro Cent ist hier im Ganzen nur noch wenig mehr als $1\frac{1}{2}$ pro Cent übrig. Ja, im Grubenhagenschen, wo jener Ueberschuß nach Tabelle I. am stärksten war, fehlen schon 18 an 1000, oder mehr als $1\frac{1}{2}$ pro Ct. Wenn man aber auch bedenkt, wie viel größeren Gefahren, das Leben und die Gesundheit der braven Bergjungens, gegen das Leben und die Gesundheit ihrer Schwestern ausgesetzt ist, so läßt sich dieses vielleicht erklären. Im Bremischen fehlt gleichfalls schon $\frac{1}{2}$ pro Cent an Knaben. Ich bin aber ausser Stande, eine Ursache davon zu entdecken. Im Calenbergischen haben sich die Knaben bey weitem am besten erhalten; es sind etwas über $4\frac{1}{2}$ pro Cent geblieben.

Jedoch es gehört zu völliger Bestätigung, dieser bey den einzelnen Provinzen so auffallenden Erscheinungen, annoch eine Reihe von mehreren Jahren. Im Ganzen aber, treffen jene Angaben, mit den Beobachtungen die deshalb von Süßmilch über ganz Pommern, auch über Wien; von Desparcieux

cieux über Paris; und von Struyk über Brocek angestellet sind, bereits sehr nahe zusammen. Nach diesen Beobachtungen sterben bis zu den Jahren der physisch völligen Mannbarkeit, also im Durchschnitt noch ein paar Jahre über 14 Jahre, 27 Knaben gegen 25 Mädchen; solchergestalt daß um diese Periode, sich würklich einiger Ueberschuß des weiblichen über das männliche Geschlecht in gleichem Alter, ergiebet; worauf aber dann, die Anzahl der sterbenden jungen Frauenzimmer nach völliger Mannbarkeit, sich gegen die Mannspersonen, wieder verhältnißmäßig vermehrt.

In der auf folgender Seite aufgestellten Tabelle VI. sind nun die Verhältnisse der ehelich Gebohrnen, gegen die Anzahl der Ehen aufgestellet.

Tabelle VI.

Namen der Provinzen	Gegen 1000 entstandne Ehen sind eheliche Geburthen gewesen im Jahre								Mittelzahl von diesen acht Jahren
	1778	1779	1780	1781	1782	1783	1784	1785	
Fürstenth. Calenberg	3889	3987	3707	4049	3950	3919	4063	3959	3940
‚ Grubenhagen	4004	4280	3944	4117	4381	4240	4166	4100	4154
‚ Lüneburg .	3433	3863	3584	3639	3549	3616	3262	3521	3558
Hzth. Brem' u. Verd.	3555	4121	3859	4077	3717	3641	3517	3701	3773
Grafschaft Hoya	3579	3977	3699	3777	3819	3916	3563	3673	3750
Mittelzahl v. dies. Prov.	3692	4046	3759	3932	3883	3866	3714	3791	3835
Mittelz. v. ganz. Lande	3652	3983	3721	3914	3780	3782	3607	3718	3770

Ueber Tabelle VI.

Verhältniſſe der ehelichen Gebuhrten gegen die Ehen.

Ich habe die Verhältniſſe der geſchloßnen Ehen im ganzen Lande, von 1766 an, mit den obigen verglichen, und gefunden; daß ſie, in Rückſicht auf die dagegen im Durchſchnitt gebohrnen Kinder, nur unerhebliche Differenzen geben. Man kann alſo ſicher annehmen, daß die geſamten Verhältniſſe der Ehen von 20 Jahren, nemlich von 1766 bis 1785. incl. hier aufgeführt ſeyn; und daher wird dann das Verhältniß der dagegen gebohrnen Kinder deſto zuverläßiger.

Hier kommen alſo im Ganzen gegen 10 Ehen, 37 eheliche Kinder, oder genauer gegen 100; 377. Nach der Mittelzahl von den fünf gröſten Provinzen geben im Durchſchnitt 10 Ehen 38 Kinder; 100 aber 383.

Im Calenbergiſchen beſonders, 100 Ehen 394 Kind.

" Grubenhagenſchen " " " 415 "

" Lüneburgiſchen " " " 355 "

" Bremiſchen " " " 377 "

" Hoyaiſchen " " " 375 "

Nun nehmen Süßmilch Th. 1. Seite 174. und mit ihm mehrere neue Beobachter zur Regel an:

Daß im Ganzen gegen Eine Ehe, mehrentheils vier Kinder kommen.

Nach vielen von ihm beigebrachten Listen aber, findet sich in einzelnen Provinzen dieses Verhältniß nicht völlig. In den ersten von ihm Seite 174. aufgestellten Listen von siebzehn verschiedenen Provinzen, Preußen, Geldern, und die Herrschaft Lauenburg ausgenommen, kommen auf Eine Ehe 3 Kinder, und 4, 5, 6, 7, 8 bis 9 Zehntheile; oder gegen 10 Ehen 34, 35, 36, 37, 38 bis 39 Kinder; und gerade so ist es in unsern verschiednen Provinzen auch; ausser im Grubenhagenschen wo gegen 10 Ehen 41 Kinder und, genauer genommen, gegen 100 Ehen 415 Kinder kommen.

Im ganzen Lande, würden völlig vier Kinder gegen jede Ehe entstehen; wenn sich nicht in den letztern Jahren die Anzahl der geschloßnen Ehen, ungefehr in dem gleichen Verhältniß mit dem was an vier gegen Eins fehlt, nehmlich wie 3835 zu 4000 vermehrt hätte.

Tabelle VII.

Namen der Provinzen	Gegen 1000 Gestorbne, sind nach Abzug der Todtgebohrnen Gebohren im Jahre								Mittelzahl von diesen acht Jahren
	1778	1779	1780	1781	1782	1783	1784	1785	
Fürstenth. Calenberg	1190	1415	1643	1459	1285	1020	1251	1256	1315
" Grubenhagen	1301	1713	1801	1706	995	1058	1066	1014	1332
" Lüneburg	1247	1228	1589	1318	1228	1133	1079	1073	1237
Hzth. Brem. u. Verd.	1283	1163	1407	1180	1225	1185	919	1114	1184
Grafschaft Hoya	1001	1160	1544	1511	1174	1130	1020	1323	1233
Mittelzahl v. dies. Prov.	1204	1336	1597	1435	1181	1105	1057	1156	1260
Mittelz. v. ganz. Lande	1225	1254	1539	1306	1219	1113	1074	1147	1235

Ueber Tabelle VII.

Dieſe Tabelle ergiebt, das Verhältniß der Geſtorbnen zu den lebendig Gebohrnen in jedem Jahre, und den Ueberſchuß der leztern über die erſtern.

Obgleich in dieſe Reihe von Jahren, das ſehr fruchtbare Jahr 1780. gehört; in welchem der Ueberſchuß der lebendig Gebohrnen über die Geſtorbenen im Ganzen über 5$\frac{1}{2}$ pro Cent betrug; ſo geben doch die Jahre 1783 und 1784. dagegen im Ganzen nur 11 und 7 pro Cent. Bey einzelnen Provinzen hat Grubenhagen im Jahre 1782. ſogar 1 pro Cent Verluſt, und in den Jahren 1783. 84. 85. nur 5. 6. und 1 pro Cent Ueberſchuß. Lüneburg in den Jahren 1784 und 85. auch nur 7 pro Cent Ueberſchuß. Bremen im Jahre 1784. beinahe 10 pro Cent Verluſt; Zoya im Jahre 1778. nur $\frac{1}{1035}$ und im Jahre 1784. nur 2 pro Cent Ueberſchuß.

Man kann alſo jenes ſehr fruchtbahren Jahres unerachtet, dieſe acht Jahre, wie ich hier wiederhohlen muß, dennoch im Durchſchnitt und gegen einander ge-

genommen, nur als gewöhnliche Jahre annehmen; woraus sich dann die Regel mit desto mehrerer Zuverlässigkeit abstrahiren lässet.

Es ergiebt sich demnach hier im Ganzen, ein jährlicher Ueberschuß der Gebohrnen über die Gestorbenen von beynahe 24 pro Cent. Jede einzelne Provinz hat in der Summe von den acht Jahren einen beträchtlichen Ueberschuß; **Grubenhagen** und **Calenberg** den stärksten.

Gegen jedes **Tausend** Gestorbener sind **mehr** gebohren.

In der Provinz	**Calenberg**	— 315.
: :	**Grubenhagen**	— 332.
: :	**Lüneburg**	— 237.
: :	**Bremen**	— 184.
: :	**Hoya**	— 233.
und im ganzen	**Lande**	— 235.

Die Gestorbnen verhalten sich demnach in hiesigen Landen überhaupt, zu den Gebohrnen wie 100 zu 124.

Süßmilch nimt von den preußischen Staaten zur Regel an; daß sie sich verhalten, wie 100 zu 120 bis 133.

King, Derham und Short geben nach ihren Beobachtungen, das Verhältniß für England von Städten und Dörfern, jedoch mit Ausschluß des groß sen London, in welchem weit mehrere sterben als gebohren werden, wie 100 zu 112 höchstens 115 an.

Ich habe erhebliche Gründe zu muthmaßen, daß in den meisten von Süßmilch hier beygebrachten Listen die Todtgebohrnen nicht zuvor von der Zahl aller Gebohrnen abgezogen sind, ehe die Vergleichung angestellt worden; wie doch bey obiger Tabelle VII. sorgfältig geschehen, und es auch erforderlich ist; wenn man den würklichen reinen Zuwachs der Bevölkerung herausbringen will. Jener fehlende Abzug aber, giebt nach Süßmilchs eigner Angabe nun schon einen Rabat von 4 pro Cent. Dennoch aber kann in sehr guten Jahren, das Verhältniß noch weit über die Süßmilchsche Angabe stehen; wie dann im Jahre 1780, das Verhältniß in hiesigen gesamten Landen stand; wie 100 zu beinahe 154, und im Grubenhagischen sogar 100 zu 180.

Inzwischen bleibt das generale Verhältniß von 100 zu 124; oder, daß im Durchschnitt, beynahe Ein

Vier-

Viertheil jährlich mehr gebohren wird als ſtirbt, für jeden Staat immer ſehr vortheilhaft, und giebt einen angenehmen Beweis, daß in einem großen Lande der allgemeine phyſiologiſche Zuſtand der Menſchheit, auch ohne beſondere general und provinzial Sanitäts-Collegien, vorzüglich gut ſeyn könne.

Ueberhaupt muß ich hier noch bemerken; daß ſo genau die Liſten in dem Süßmilchſchen vortreflichen Werke, in Rückſicht auf die preußiſchen Staaten auch ſeyn mögen, dennoch die im 1. Th. Seite 76. 80. 85. enthaltenen die hieſigen Lande angehenden Sätze; auch die von Bauman darüber gemachte Bemerkung Th. III. S. 53. zum Theil irrig ſind. Die in Süßmilchs Werke angeführten Liſten von den hieſigen Landen, waren nicht von Einem Jahre, wie Bauman meynt, ſondern von 1727 bis 1754 incl. alſo von 28 Jahren, und folglich der Zeitraum zu dergleichen Beobachtungen an ſich ſelbſt, überflüßig hinreichend. Die Volkszählung aber geſchah nur Ein Jahr nachher, nemlich 1755. So weit alles gut! — Nur aber waren die Liſten, wie ſchon oben bemerkt worden, bey weitem nicht fehlerfrey, auch nicht völlig genau nachgerechnet.

Dieſes ergiebt ſich bey denen, die davon noch übrig ſind, nur mehr als zuviel. Es konnte auch nicht anders ſeyn. Die ungeheure Arbeit, 28 jährige Liſten aus einem ſo großen Lande zu extrahiren und nachzurechnen, ward von Einem Manne bey vielen andern Geſchäften in wenig Wochen fertig gemacht! Die darauf folgende Zählung hatte gleichfalls, und vornemlich wegen einer daher vermutheten neuen Auflage oder auch wegen des ſchon vermutheten Krieges und der Geſchwindigkeit womit ſie betrieben wurde, erhebliche Mängel.

Gleichwohl verglich man nun die Reſultate aus jenen Liſten mit dieſer herausgebrachten Volkszahl, ließ ſie durch den Druck bekannt machen; und da entſtanden dann jene zum Theil ſo irrige Angaben, freylich ohne Süßmilchs Schuld. Im 92ſten Stück der hieſigen nützlichen Sammlungen vom Jahre 1756, woraus Süßmilch geſchöpft hat; heiſſet es nemlich: daß in den geſamten Churlanden, in den gedachten 28 Jahren nur 514 Söhne mehr als Töchter gebohren worden; hergegen 5186 männliche Perſonen mehr als weibliche geſtorben ſeyn. Der Himmel bewahre jeden Staat gegen ein ſolches Verhältniß! Denn, da kein

Grund

Grund vorhanden ist, warum seit 1755 in hiesigen Landen allein, diese ganze große Ordnung der Natur in diesem Stücke, wenn sie je vorhanden gewesen wäre, sich plötzlich verändert haben sollte; so würde, wenn es die folgenden 30 Jahre von 1755 bis 1785. so fortgegangen wäre, jetzt ein jeder noch übriger Mann, vielleicht einige hundert Frauen haben müssen, wenn die Bevölkerung nur noch einigermaßen bestehen solte; und in einer nicht langen Reihe von Jahren, würde das ganze Land ausgestorben seyn. — Hergegen nimt Gottlob unsere Bevölkerung wie Tabelle VII. deutlich zeiget, von Jahr zu Jahr ansehnlich zu; und ich kann, sehr zuverläßig versichern, daß obgleich der Regel nach, im Ganzen etwas mehrere Männliche sterben müssen, weil mehrere gebohren werden, dennoch in den acht Jahren von 1778 bis 1785. dieses nicht einmal eingetreten sey, indem in diesem Zeitraume, im Ganzen, auf jedes Tausend, Eine weibliche Person mehr gestorben ist.

Nach dieser Bemerkung wird nun auch die fernere Angabe im obgedachten Wochenblatte, und nach selbigem in Süßmilchs Werke, daß in hiesigen Landen,

unter $34\frac{4}{7}$ oder beynahe 35 Menſchen, Städte und Dörfer durch einander gerechnet, jährlich im Durchſchnitt Einer ſterbe, keinen großen Glauben verdienen.

Schon Süßmilch der das Gefühl hatte, welches man leicht erwirbt, wenn man in dieſen Sachen viel arbeitet, ſcheint hier einen Irrthum zu muthmaſſen und kann es ſich nicht erklären: warum die Sterblichkeit die ſonſt nur zu 38 bis 39 in manchen andern ähnlichen Ländern im Ganzen genommen, ſtehet, bey uns ſo viel höher ſeyn ſolte. Mit der Zeit werde ich auch vielleicht zuverläßig darthun können, daß ſeine Ahndung ihn nicht irre geführet habe, ſondern unſere Verhältniſſe auch in dieſem Stücke, wenigſtens eben ſo vortheilhaft als die Verhältniſſe unſerer Nachbaren ſind.

Von der Stadt Hannover iſt Th. 2. S. 476. die Anzahl der Einwohner zu 12600, und die Mittelzahl der jährlich Geſtorbnen zu 450, (in der Tab. 18. jedoch zu 452) von den Jahren 1740 bis 1750. angegeben. Beyde Angaben ſind offenbar irrig, dennoch aber bisher in ſo manchen Almanachen; ſtatiſtiſchen Tabellen; politiſchen Ueberſichten u. ſ. w. getreulich nachgeſchrieben worden.

Hier

* * *

Hiebey werde ich nun zum Schluſſe, noch einige beſondere Beobachtungen über die vorigen und jetzigen Populationsverhältniſſe unſerer Hauptſtadt anführen.

Es iſt mir nemlich gelungen, von der nächſten 20 Jahren vor dem ſiebenjährigen Kriege, nemlich von 1735 bis 1754. incl. die Summen der Gebohrnen, Geſtorbnen und Getraueten von der Stadt Hannover hinlänglich genau zuſammen zu bringen; und es haben ſich daraus im Durchſchnitt dieſer beträchtlichen Reihe von Jahren folgende Verhältniſſe ergeben.

A.

Vor dem Kriege, nemlich von 1735 bis 1754.

a) Gegen 1000 Gebohrne ſind geſtorben 1036.

b) Gegen 1000 entſtandne Ehen ſind Geburten 3080.

Von den darauf folgenden Zehn Jahren 1755 bis 1764. incl. habe ich die Liſten nicht völlig complet und genau. Es würde ſich auch ſchwerlich der Mühe verlohnen ſie zuſammen zu bringen und zu bearbeiten, indem unter dieſen Zehn Jahren die ſieben Jahre des Krieges mit begriffen ſind; alle dergleichen Kriegsjahre

aber

aber in einer Stadt wie Hannover, und unter den eingetretnen Umſtänden, dergleichen Liſten unſicher, und die daraus ſich etwa ergebenden Reſultate unzuverläßig machen würden.

Deſto intereſſanter aber wird es ſeyn, nach einem ſolchen zehnjährigen Intervalle, die Liſten von einer gleichen Reihe von Jahren nach dem Kriege, mit jenen Verhältniſſen vor dem Kriege in Vergleichung zu ſtellen.

Dieſe ergiebt in den zwanzig Jahren 1765 bis 1784. incl. folgendes:

B.

nach dem Kriege nemlich von 1765 bis 1784.

a) Gegen 1000 Geboherne ſind geſtorben 954.

b) Gegen 1000 entſtandne Ehen ſind Geburten 3609.

Aus der Vergleichung der Angaben A und B, entſpringen folgende Reſultate.

a) Obgleich in dem zwanzigjährigen Zeitraume von 1765 bis 1784. incl. das Jahr 1766. ſehr nachtheilig war, indem gegen 400 Kinder allein an den Blattern ſtarben; auch in dieſen Zeitraum das calamitoſe

teuse Jahr 1772. gehöret; so hat sich dennoch nach dem Kriege, das Verhältniß der Gebohrnen zu den Gestorbnen sehr beträchtlich verbessert; und hiedurch wird der von einigen behauptete Satz; daß der Krieg durch seine Folgen, und durch die nach dessen Endigung in manchen Stücken veränderte Lebensart und Nutritüre der Einwohner eine grösere Sterblichkeit veranlasset habe, vors erste völlig widerlegt.

In den 20 Jahren vor dem Kriege starben im Durchschnitt jährlich $3\frac{1}{2}$ pro Cent mehr, als gebohren wurden; in den 20 Jahren nach ihm, werden 5 pro Cent mehr gebohren als sterben.

Vor dem Kriege hatte Hannover mit allen übrigen ähnlichen großen Städten und Residenzen, das gleiche Schicksal, daß der Verlust an Gestorbnen größer war, als der Gewinn an Gebohrnen; nach dem Kriege, aber ergiebt sich ein umgekehrtes Verhältniß, solchergestalt; daß, wenn man jenen Verlust mit diesem Gewinn addirt, die Differenz 8 pro Cent und darüber, zum Vortheil der neuern Zeit, beträgt.

Bey dieser so merkwürdigen Verschiedenheit, mußte bey mir, wie bey jedem Beobachter, zuerst ein

Zwei-

Zweifel gegen die genaue Richtigkeit der Listen und der daraus zusammengezogenen Summen, entstehen. Allein ich habe keinen Grund gefunden, die Richtigkeit der Listen von 1735 bis 1754. in Zweifel zu ziehen. Ich habe bey dem Umstande, daß die Gestorbnen in der Schloßgemeine, in den Büchern der Kirchen wo sie begraben werden, gleichfalls verzeichnet sind, genau untersucht, ob auch jene Gestorbne in der ganzen Summe mit, folglich etwa doppelt berechnet gewesen, welches aber nicht geschehen; Gleichfalls ist bey der Garnisongemeine darauf die gehörige Rücksicht genommen worden, daß daselbst die Gestorbnen nur erst seit 1750. sich aufgezeichnet befinden. Diese Listen sind also wenigstens eben so zuverläßig, als alle diejenigen, welche Süßmilch, Bauman und andere, ihren Beobachtungen zum Grunde gelegt haben.

Die Richtigkeit der Listen nach dem Kriege von 1765 bis 1773. kenne ich noch genauer; und für die Accuratesse derer von 1773 bis 1785. kann ich Gewähr leisten; weil sie wie oben S. 5. angeführt worden, bearbeitet sind.

Es

Es sind ferner auch beyde Jahreihen ihrer natürlichen Beschaffenheit nach, einander ähnlich, so, daß man nicht annehmen kann, als wenn etwa in den ersten zwanzig Jahren, durch schwerere Epidemien die Zahl der Todten ausserordentlich und unverhältnißmäßig vermehrt worden sey. Die beiden Jahre 1741 und 1754. im ersten Zeitraume, sind zwar in Hannover sehr mortel gewesen; allein im zweiten finden sich die beiden ähnlichen Jahre 1766 und 1772, die es in noch etwas höherm Grade waren.

Das merkwürdige Factum selbst, leidet also wohl keinen Zweifel; zumal, da, wie unten bey b) weiter vorkommen wird, andere vortheilhafte Verhältnisse mit jenem gerade zusammen treffen; und nach Tabelle X, unten, der jährliche Ueberschuß der Gebohrnen über die Gestorbnen, im Durchschnitt und sogar nach Abzug der Todtgebohrnen, noch jezt 7 pro Cent beträgt.

Woher aber, diese so vortheilhafte Veränderung nach dem Kriege rühre; wird mit völliger Zuverläßigkeit wohl schwer zu bestimmen seyn. Nach einigen Spuren in den Listen und übrigen Nachrichten

ahrt, kann ich die Muthmaßung wagen; daß in dem Zeitraume von 1735 bis 1754. einige Krankheiten in der Stadt mehr endemisch gewesen; daß vornemlich, Blattern, Masern und Friesel unter den Kindern, und die Ruhr unter den Erwachsenen, mehrere Menschen weggerafft haben, als in der neuern Periode. Einige Krankheiten scheinen fast verschwunden zu seyn. Ich habe z. E. Nachrichten gefunden; daß in dem ältern Zeitraume über Colikschmerzen sehr häufig geklagt worden; in dem neuern, hat man von diesen Klagen wenig gehört; wenigstens sind sie nicht, bis zu Polizey-Anzeigen, erheblich geworden. Von 1735 bis 1754. trank man in Hannover überhaupt mehr Wein, vornehmlich Rheinwein; wohlfeilen Rheinwein; und die mehesten großen Schmäuse endigten sich mit einem tüchtigen Rausche der meisten männlichen Anwesenden. Casse war noch nicht Nationalgetränk. Thee eben so wenig. Gekünstelte Branntweine auch Gewürzweine, nahm fast jeder Bürger des Morgens.

Im neuern Zeitraume von 1765 bis 1734. trinkt man weit mäßiger Wein; vornemlich französische Weine; höchstselten hört man von Berauschungen bey

Schmäu-

Schmäuſen; Caffe iſt Nationalgetränke geworden; Thee wird, auch unter den niedern Claſſen mehr als vorhin getrunken. Die Apotheken, Auswirthuden und Weinſchenken ſind jezt des Morgens faſt ganz leer, von ſolchen Leuten, die wie man vormals ſagte, die böſen Nebel zu vertreiben ſuchten. Die Cartoffeln waren in der erſten Periode noch ein ſeltenes Gericht. — Jezt ſind ſie Nationalſpeiſe, vornemlich der Unerwachſenen, ſtatt des vorigen Mehlbreyes.

Wenn man nun noch auſſer dieſem, zugleich die ſo ſehr verſchiedne Behandlungsart der obgedachten und noch mehrerer Krankheiten, nebſt der ſo ſehr verbeſſerten körperlichen Erziehung der Kinder, auch die dermalige weit ſorgfältigere Verpflegung der kranken Armen, *) nur einigermaßen kennet, und in Erwägung

 zieht,

*) Es waren in der Periode von 1735 bis 1754. Zeiten, wo vornemlich im Winter zuweilen in einem Tage über hundert und fünf und zwanzig einheimiſche und auswärtige, geſunde und kranke Arme auf den Straßen herum bettelten. — Was würden wir jezt, da wir ſeit ſieben Jahren faſt keinen Gaſſenbettler mehr ſehen, bey einem ſolchen Anblick ſagen! —

zieht, so wird man nicht leugnen, daß alle diese Umstände großen Einfluß auf jene veränderten Verhältnisse der Mortalität gehabt haben müssen.

Doch ich überlasse die weitere Untersuchung dieser eben so vortheilhaften als merkwürdigen Erscheinung den Aerzten, und denen, welchen die Lebensart unserer Einwohner in der ersteren Periode genauer als mir bekannt ist.

Eine nicht weniger wichtige und angenehme, aber auch zugleich die Richtigkeit der Listen und Extracte, durch die Harmonie bestätigende Erscheinung, ergiebt sich

b) in dem Verhältnisse der Gebuhrten zu den entstandnen Ehen, vor und nach dem Kriege.

Vor dem Kriege kamen gegen 1000 entstandne Ehen, selbst mit Einschluß der Unehelichen nur 3080 Gebuhrten; oder, auf 100 Ehen 308 Kinder; oder, gegen Eine Ehe nicht viel mehr als etwa drey Kinder. Ein sehr nachtheiliges Verhältniß! welches Hannover nur mit sehr wenigen ähnlichen großen Städten gemein hatte.

Nach dem Kriege findet sich dieses Verhältniß sehr erheblich verbessert. Es ergeben sich nemlich gegen

1000

1000 Ehen, gleichfalls mit Einſchluß der unehelichen, die ſich aber um ein beträchtliches nicht vermehrt haben, 3609 Gebuhrten; oder gegen 100 Ehen etwas über 360 Kinder; gegen Eine Ehe über $3\frac{1}{2}$ Kinder oder gegen 2 Ehen 7 Kinder und etwas darüber.

Dieſes Factum läßt ſich jedoch leichter erklären. Die Providenz hat nach den Erfahrungen ſo vieler Jahrhunderte, in jedem der Erhaltung des menſchlichen Geſchlechts ſo ſehr drohendem Uebel, als groſe Kriege, Peſt, und dergleichen Verheerungen der Sterblichen ſind, wiederum ſelbſt die Mittel gelegt, den Schaden bald zu erſetzen. **Vor dem Kriege**, war nach Beſchaffenheit der Umſtände dieſer Stadt, das Maas ihrer Bevölkerung, verhältnißmäßig vorhanden; alſo konnten frühere Ehen nicht wohl geſchloſſen werden. Frühere oder jüngere Ehen aber, geben im Ganzen allemal mehr Kinder.

Nach dem Kriege hergegen: auch noch während deſſelben, waren wegen des gröſsern Abganges alter Ehen, wegen des ſchnellern Geldumlaufs, und des — wenigſtens auf eine Zeitlang, ſehr vermehrten Nahrungs-Erwerbes, viele Einwohner, und hieher gekommene Fremde, im Stande frühere Ehen zu ſchlieſsen, und ſo

erfolgten natürlicherweise, mehrere Kinder gegen die geschloßnen Ehen.

Der Regel nach, giebt im Ganzen genommen Eine Ehe, beynahe vier Kinder.

Vor der Pest im Königreiche Preußen im Jahre 1713, war dieses Verhältniß daselbst nicht einmal gänzlich vorhanden. Bald nachher, gab jede Ehe fünf Kinder, ja einmal sogar $5\frac{1}{2}$. *) weil die Epidemie veranlasset hatte, daß soviel jüngere Ehen geschlossen werden konnten. Nach dem siebenjährigen Kriege, gaben die Ehen in den preußischen Staaten, verhältnißmäßig gleichfalls etwas mehr Kinder.

Der oben bey a) bemerkte bessere Zustand der öffentlichen Gesundheit, trägt in der zweyten Periode verhältnißmäßig gleichfalls zu der größern ehelichen Fruchtbarkeit bey. Hundert gesündere Ehen, geben natürlicherweise mehrere Kinder im Durchschnitte, als hundert kränklichere.

Nun zu den genauern und specialern Beobachtungen über die leztern acht Jahre von 1778 bis 1785.

Tab. VIII.

*) S. Süßmilch, 1 Th. Seite 176.

Tabelle VIII.

In der Stadt Hannover sind gebohren	in dem Jahre 1778	1779	1780	1781	1782	1783	1784	1785	Mittelzahl von diesen acht Jahren
a) Gegen jedes 100 Mädchen, Knaben =	118	95	103	113	110	114	99	120	109
b) Gegen jedes 100 Gebuhrten, uneheliche Kinder	9	9	12	7	12	12	11	12	$10\frac{1}{2}$
c) Gegen jedes 100 Gebohrner, Todtgebohrne Kinder	$3\frac{1}{2}$	4	4	$4\frac{1}{2}$	6	5	4	5	$4\frac{1}{7}$

Ueber Tabelle VIII.

a) Man sollte zwar glauben, daß das platte Land welches in allen Populations-Verhältnissen so sehr über die großen Städte gewinnet; auch in dem **Verhältnisse der gebohrnen Knaben zu den gebohrnen Mädchen** gewinnen würde; allein dieses findet sich nirgends. Nach so vielen Beobachtungen; sind selbst **London, Paris, Berlin, Dreßden** u. s. w. bey diesen Verhältnissen, mit den Dörfern in einer glücklichen Gleichheit. **Hannover** aber macht hiebey noch eine auffallend vortheilhafte Ausnahme. Im Durchschnitt von den acht Jahren, ergeben sich 9 pro Cent Ueberschuß der Knaben über die Mädchen. Im ganzen Lande, stehet wie wir oben gesehen haben, das Verhältniß nur zu $6\frac{1}{2}$, in **London, Berlin** und **Amsterdam** zu $5\frac{1}{2}$, in **Paris, Dreßden, Leiden**, zu 4; in **Hannover** aber, wie gesagt, zu 9 pro Cent; nemlich, im Durchschnitte von den acht Jahren genommen. Denn, sehr merkwürdig sind die großen Verschiedenheiten in den Jahren 1779 und 1784, vornemlich gegen die Jahre 1778 und 1785. Auf das so unge-

ge-

sunde Jahr 1784. folgt im Jahre 1785 ein Ueberschuß von 20 pro Cent an Knaben! in dem schönen genialisch warmen Jahre 1779 finden sich 5 pro Cent Verlust an Knaben, und im nächsten so sehr gesunden Jahre 1780, nur 3 pro Cent Ueberschuß. — Aber, wer wird je die Ursachen der Knaben und Mädchen-Zeugungen erforschen? — Inzwischen glaube ich; daß wenn es den Sterblichen jemals bestimmt seyn sollte; auch hiebey tiefer in die Geheimnisse der Natur zu blicken, woran ich jedoch sehr zweifle, es nur auf diesem Wege, durch vieljährige Beobachtungen der Verhältnisse und deren Vergleichung mit dem Zustande der öffentlichen Gesundheit, werde geschehen können.

b) Bey den unehelichen Gebuhrten, kommen in Hannover etwa eben so viele gegen die Ehelichen, als in andern großen Städten. In Leipzig, Dresden und Paris fanden sich verhältnißmäßig deren jedoch noch mehrere. An diesen Orten kommt etwa gegen 8 bis 9 eheliche, Eine uneheliche Geburt; hier Eine gegen $10\frac{1}{2}$; oder zwey gegen 21.

Daß seit 1782 deren Anzahl sich etwas vermehrt hat; rührt von der angelegten Accouchier-Anstalt her,

worin manches an andern Orten erzeugte unehelliche Kind, zur Welt kommen mag.

c) Bey den Todtgebohrnen darf ich mich nur auf dasjenige beziehen, was deshalb oben S. 23. über die Tabelle III. angeführt worden. Auch Hannover dient zur Bestätigung dessen, was daselbst S. 24. gesagt ist. Der geschicktesten Geburtshelfer und Hebammen unerachtet, findet sich in der Stadt 1 pro Cent Todtgebohrner mehr, als im Durchschnitt vom ganzen Lande.

Die auf der folgenden Seite aufgestellte Tabelle, ergiebt die Verhältnisse der Mortalität der Kinder bis vierzehn Jahre; auch der Knaben gegen die Mädchen in diesem Alter.

Tabelle IX.

In der Stadt Hannover sind confirmirt	in dem Jahre 1778	1779	1780	1781	1782	1783	1784	1785	Mittelzahl von diesen acht Jahren
a) Gegen jedes 100 lebendig Gebohrner	56	43	50	46	65	55	58	52	53
b) Gegen jedes 100 Mädchen, Knaben	134	118	108	96	83	89	105	88	103

Ueber Tabelle IX.

a) Die Mortalität der Kinder bis zum vierzehnten Jahre, ist in hieſiger Stadt, wie in allen großen Städten, weit ſtärker als in kleinen Städten und auf dem Lande. In großen Städten ſtirbt Ein Theil Kinder mehr, weil ſie zu wenig ſorgfältig, und Ein anderer, weil ſie zu ſorgfältig gepflegt werden. Im ganzen Lande ſind nach der Tabelle IV. von 1000 Gebohrnen beym Schluſſe des vierzehnten Jahres, noch 627 übrig; in der Stadt ſind aber, wenigſtens nach der Mittelzahl dieſer acht Jahre, von 1000 Gebohrnen nur 530 geblieben.

Doch hat der große Verluſt in den Jahren 1779 und 1781 ſeine Beziehung auf das Jahr 1766, da allein 400 Kinder an den Blattern ſtarben, und auf die Jahre 1767 und 1768, da andere Krankheiten den Kindern ſehr tödtlich waren. Hier ſtecken alſo zwey epidemiſche Jahre in dem Anſchlage.

b) Die Knaben haben ſich gegen die Mädchen, in der Stadt beſſer erhalten, als auf dem Lande. Im ganzen Lande war nur $1\frac{1}{2}$ pro Cent Ueberſchuß geblie-

bliben; hier aber finden ſich doch noch 3 pro Cent; im ganzen Calenbergiſchen aber auch $4\frac{1}{2}$ pro Cent, und überdem, iſt, wie eben bemerkt worden, der Ueberſchuß der gebohrnen Knaben über die Mädchen, in der Stadt Hannover vorzüglich groß.

Die auf der folgenden Seite aufgeſtellte Tabelle ergiebt die Verhältniſſe der ehelichen Gebuhrten gegen die Ehen; der Geſtorbnen beyderley Geſchlechts gegen einander; und der lebendig Gebohrnen gegen die Geſtorbnen.

Tabelle X.

In der Stadt Hannover sind	im Jahre 1778	1779	1780	1781	1782	1783	1784	1785	Mittelzahl von diesen acht Jahren
a) Gegen jedes 100 Eben. eheliche Geburthen	315	291	304	421	335	434	271	299	334
b) Gegen jedes 100 männlichen Geschl. gestorb. weiblichen	116	117	101	92	127	117	118	101	111
c) Gegen jedes 100 Gestorbner; lebendig Gebohrne	112	91	119	125	78	130	83	116	107

Ueber Tabelle X.

a) Nach dem oben S. 46. befindlichen Durchschnitte von den 20 Jahren nach dem Kriege, kamen gegen jedes Hundert Ehen 360 Kinder, oder gegen Eine Ehe über $3\frac{1}{2}$ Kinder.

Im Durchschnitt von den leztern in vorstehender Tabelle aufgeführten acht Jahren, ergeben sich gegen jedes 100 Ehen nur 334 Kinder, oder gegen Eine Ehe nicht völlig $3\frac{1}{2}$ Kinder. Dieser Unterschied von 26 Kindern auf 300 Ehen oder von etwa 9 auf jedes hundert; rühret daher, daß in dem zwanzigjährigen Zeitraume, die Gebuhrten überhaupt gegen die Ehen berechnet, folglich auch die Unehelichen darunter mit in Anschlag gebracht werden mußten, weil sie damals noch nicht besonders angegeben wurden. In dem letzten achtjährigen Zeitraume aber, sind nur allein die ehelich Gebohrnen gegen die Ehen verglichen worden. Und da treffen dann diese leztern achtjährigen Verhältnisse mit den erstern zwanzigjährigen, so sehr genau bis auf die geringste Kleinigkeit zusammen, als bey dergleichen Berechnungen kaum zu vermuthen stehen sollte; indem wenn die vier Jahre, seitdem die Accouchier-Anstalt allhier

hier im Gange ist, abgerechnet werden; sich gerade 9 pro Cent Uneheliche ergeben.

Dieses ist zugleich ein auffallender Beweis, auch von der Richtigkeit der ältern Listen, woraus die obigen Angaben abstrahirt sind.

Zehn Ehen geben also dermalen bey uns 33 Kinder und etwas darüber. Die gleiche Anzahl Ehen gab in den sächsischen Städten gerade auch 33 Kinder.

In Leipzig	nur etwa	30	Kinder.
In Zürich	—	34	‘
In Königsberg	—	37	‘
In Danzig	—	38	‘
In Halle	—	39	‘

b) Im Durchschnitt sind 11 pro Cent Weibliche mehr gestorben, als Männliche. Dieses rührt davon her; daß in Hannover wie in jeder großen Stadt die Anzahl des weiblichen Geschlechts stärker ist; indem viele Dienstmägde von fremden Orten in die Stadt kommen; und nach ihren Dienstjahren guten Theils darin bleiben.

c) Es ist oben S. 45 erwiesen, daß in den zwanzig Jahren vor dem Kriege im Durchschnitt jährlich

$3\frac{1}{2}$ auf jedes Hundert mehr gestorben als gebohren; in den zwanzig Jahren nach dem Kriege aber 5 pro Cent mehr gebohren als gestorben sind. In obstehender Tabelle X. lit. c. ergiebt sich in den lezten acht Jahren ein für eine so beträchtliche Residenz als Hannover sehr merkwürdiger im Durchschnitt auf 7 pro Cent gehender Ueberschuß der Gebohrnen gegen die Gestorbenen. *)

Es ist nemlich durch die Erfahrung völlig bestätigt; daß in groſsen Städten, wo sich Residenzen, Landes-Collegien, zahlreiche Universitäten, und Garnisonen oder groſse Handlung befinden; alljährlich mehr Menschen sterben als gebohren werden. Dieses geht in den gröſsten Städten, nemlich London, Paris, Wien, Amsterdam und anderen der ersten Classe, so sehr weit; daß sie in wenigen Generationen gänzlich aus-

*) Daß in den 20 Jahren von 1766 bis 1785 incl. der Ueberschuß nur 5 pro Cent ist, rührt davon her, daß das Blatternjahr 1766 und das epidemische Jahr 1772 in dieser Jahrreihe mit begriffen sind.

aussterben müßten, wenn der jährliche Verlust, nicht durch den beständigen Zufluß der Fremden und einer frischen Menschen-Race vom Lande, wieder ersezt würde.

Aber auch in weit wenlger volkreichen Städten, als die oben angeführten z. E. in Dreßden, Mannheim, Frankfurt, Augsburg, Breslau, Halle und vielen andern, ist im Durchschnitt von mehreren Jahren die Anzahl der Gestorbenen merklich größer, als der Gebohrnen, und ergiebt einen jährlichen Verlust von 4 pro Cent bis 25 pro Cent und darüber, nach den verschiedenen Städten; wie die von Süßmilch beygebrachten vielen Tabellen bezeugen. Nach dem oben angeführten Stücke des Journals von und für Deutschland, sind in der mittelmäßigen Stadt Freyberg, in den 36 Jahren von 1700 bis 1785 incl. 2624 mehr gestorben als gebohren.

Hannover aber, hat noch einen beträchtlichern Ueberschuß der Gebohrnen, und könnte sich also nicht nur noch selbst erhalten, sondern auch ohne Fremde einen fortgehenden Zuwachs der Bevölkerung haben, da wie gesagt, der jährliche Gewinn nach dem Durchschnitt

von

von 20 Jahren, worunter doch zwey höchst epidemische gewesen, 5 pro Cent, und nach dem Durchschnitt von den leztern acht Jahren, als gewöhnliche Jahre gegen einander gerechnet, 7 pro Cent beträgt. — Unpartheyisch gesagt — und wer kann, bey bloßer Arithmetik partheyisch seyn? — ist mir keine teutsche Residenz von gleicher Volksmenge, Größe, Beträchtlichkeit, und gleichem Luxus bekannt, die ein ähnliches so vortheilhaftes Verhältniß darthun kann. *)

Hannover muß also in Rücksicht seiner Lage, der Beschaffenheit der Luft, des Wassers, der Nahrungsmittel und der neuen Einrichtung der Wohnungen ausnehmend gesund seyn, indem ich nicht behaupten mögte, daß die Lebensart unserer Einwohner, der Gesundheit eben viel gemäßer sey, als die Lebensart der Einwohner in andern ähnlich großen und reichen Städten. Bey manchen Punkten, dürfte ein Arzt, der mehrere Städte

*) Wenn es aber irgendwo sich finden sollte; so würde die Bekanntmachung mir und jedem Menschenfreunde sehr angenehm seyn.

Städte in dieſer Rückſicht zu vergleichen im Stande iſt, vielleicht eher das Gegentheil behaupten. Doch, die diätetiſche Beſſerung der Lebensart ſtehet in unſerer Gewalt. Das geſunde Clima iſt Geſchenk der Providenz!

II.

Wahrscheinlich, sind die Regeln der Ordnung der Mortalität, schon den alten Römern nicht unbekannt gewesen.

So wenig ich von der Meinung derjenigen bin, die aus übergroßer Verehrung des Alterthums, alle Entdeckungen unsrer Zeiten schon in Athen oder in Rom zu finden glauben; so wahrscheinlich ist es mir gleichwohl, daß manche Kenntniß welche, eine Frucht der in unsern Tagen angestellten Erfahrungen zu seyn scheint, in Rom, in dem Zeitpunkte, worinn die Wissenschaften dort am meisten blühten, eben nicht neu gewesen seyn würde. Nur waren manche dieser Kenntnisse, nicht so, wie dermalen bey uns in eine systematische Form gebracht; kamen auch nicht so in Umlauf sondern die Staatsmänner, behielten vorzüglich dergleichen Gegenstände, welche ihrer Speculation und der Gesetzgebung zum Grunde lagen, mehr für sich. Hieher glaube ich auch dasjenige, was wir jetzt politische Arithmetik nennen, nebst der Kenntniß der bewundernswürdigen Regeln, nach denen wir in ei

ner gewiſſen und feſtgeſetzten Ordnung den Schauplatz dieſer Welt betreten oder verlaſſen, rechnen zu können.

Der Major Graunt, ein Engländer, war unter uns der erſte, der durch die Betrachtung der Londonſchen Sterberegiſter, auf den glücklichen Einfall gebracht ward, daraus gewiſſe Regeln von den Sterbenden in jedem Alter und den Verhältniſſen der Anzahl derſelben zu den Gebohrnen zu abſtrahiren. Er machte ſeine Entdeckungen bekannt, *) und man glaubte dadurch wiederum eine wichtige Kenntniß vor den Alten voraus zu haben. Ihm folgte William Petty; **) Davenant ***) berichtigte manche Irrthümer der beyden erſten, welche bey einem ſolchen Anfange unvermeidlich geweſen waren. Halley, King, Arbuthnot, Mau-

*) Natural and Political Obſervations made upon the bills of Mortality &c. London. 1665.

**) Political Arithmetik &c. London. 1691.

***) Eſſay upon Ways and Means of ſupplying the War. London 1695.

Maitland, Hume, und mehrere Engländer, erweiterten das Gebiet dieser Wissenschaft.

Die kurz darauf in Frankreich und Holland errichteten Tontinen und Leibrenten, bewogen einen Struyk, Keersebom, Desparcieux und verschiedene andre, den Verhältnissen der Mortalität, ferner nachzuspüren, und weitere Bemerkungen darüber anzustellen. Süßmilch, ein Deutscher, hat zulezt die Erfahrungen aller dieser Gelehrten mit einander verglichen, viele eigne, vornemlich über Deutschland, und die preußischen Staaten hinzugefügt, und dadurch das meiste von dieser Materie in ein gröseres Licht gesezt.

Es ist gewiß, daß Graunt diese Regeln in neuern Zeiten zuerst entdeckt habe, und daß in den alten Schriftstellern, nichts von den Regeln selbst anzutreffen sey. Allein, wenn man von den Wirkungen auf die Ursachen mit Gewißheit zurück schließen kann; so glaube ich im Stande zu seyn, es wenigstens sehr wahrscheinlich zu machen; daß man in dem aufgeklärtesten Zeitpunkte des römischen Reichs, bereits Erfahrungen über diesen Gegenstand angestellt, und gewisse Regeln davon abstrahirt gehabt habe. Es kann überhaupt

nicht unwichtig seyn, zu untersuchen, was für Mittel man anwandte, den Zustand der Population in einer Stadt genau zu wissen, die, wie das alte Rom aller innerlichen Unruhen, gefährlicher Seuchen, und der vierhundert Jahre fast immer fortdaurenden blutigen Kriege unerachtet, sechshundert Jahre nach dem geringsten Anfange, beynahe 500000 *) Bürger zehlte, beynahe so viel Bürger, als die beyden heutigen größten Städte von Europa Einwohner haben; in einer Stadt, deren Ge-

*) Euseb. Chron. cit in Lipf. Var. obſ. p. 28. Man kann nach meiner Meinung, die Anzahl der in Rom wohnenden Bürger, nicht weiter als bis auf die Zeiten des Sylla, mit Gewißheit bestimmen. Unter Augustus Regierung fanden sich in dem Census 4 Millionen Bürger. Dieses hat, wie ich glaube Lipf. de admiranda Rom. magnitud. und andre verführt die Zahl sämtlicher Einwohner in der Stadt Rom auf 20 Millionen anzugeben. Sie bedachten nicht, daß damals schon alle Einwohner von ganz Italien, das römische Bürgerrecht erhalten hatten, und daher mit in den Census kamen ohne gleichwohl in Rom zu wohnen. Bedachten auch nicht, was Eine Million Menschen sey.

Geſetzen wir zum Theile noch folgen, und deren Policey-Anſtalten wir zu unſerm Beſten mehr folgen würden, wenn wir reich genug dazu wären.

Wie wichtig dieſer Stadt die Vermehrung der Volksmenge geweſen iſt, und wie nöthig ihr auch dieſe Sorgfalt bey den vielen Kriegen war, erhellet theils aus ihren Geſchichtſchreibern, theils aus der Sache ſelbſt. Die Vertheilung der Aecker, zu den Zeiten der Republik, welche keinen geringern Zweck hatte, als jeden Bürger in die Umſtände zu verſetzen, daß er ſich und ſeine Familie wohl ernähren, und dem Staate, Bürger, oder welches einerley war, Krieger geben konnte; das Poppäiſche Geſetz, bey dem Anfange der Monarchie, welches die Heyrathen aufmunterte, Prämien und Privilegia dem der in Italien vier, und in Rom drey Kinder hatte, verhieß; die große Sorgfalt der Aedilen für die Reinigkeit der Luft, die Güte des Waſſers und die Nahrungsmittel, die Austheilung des Brods, und der geringe Preis in dem ſelbſt zu den Zeiten des größten Luxus, dennoch die erſten Nothwendigkeiten des Lebens erhalten wurden, beweiſen unwiderſprechlich, wie ſehr man für die Vermeh-

rung der Volkmenge sorgte. Sollten die Römer, die so aufmerksam auf alles waren, was die Heyrathen und Erzeugung der Kinder befördern konnte, die so genaue Verzeichnisse der Gebohrnen in den Tabulis matrimonialibus halten liessen; die so viel philosophische Köpfe unter sich und vornemlich unter ihren Gesetzgebern hatten, nur die Eine Hälfte von den Mitteln den Zustand der Population zu wissen, gesehn haben? Sollten sie nur allein auf den Zuwachs durch die Gebohrnen, und nicht auch auf den Abgang durch die Gestorbenen aufmerksam gewesen seyn?

Man kann hier nicht einwenden, daß ihnen die Gelegenheit, welche uns die gewöhnlichen Sterberegister verschaffen, gefehlt habe, Erfahrungen im Großen darüber anzustellen. Es läßt sich vielmehr aus dem wenigen, welches uns die alten Schriftsteller, von den Einrichtungen dieser Art aufbehalten haben, erweisen; daß sich den Philosophen in dem alten Rom bessere Gelegenheit zu Betrachtungen über diese Materie angebothen, als den unsrigen. Wir wissen, mit welcher Genauigkeit, die Namen und das Alter aller Einwohner einer jeden Region Italiens, in den libris cen-

su-

solchen aufgezeichnet wurden. Daß der Naturforscher Plinius *) auf diese Bücher sehr aufmerksam gewesen seyn müsse, beweist seine Nachricht von den alten Leuten, die unter dem Censoramte der beyden Vespasiane, in einigen Gegenden von Italien lebten. Es ist wahr, daß diese Verzeichnisse der Lebenden und des Alters derselben, noch keine hinlängliche Data gaben, um Bemerkungen über die Verhältnisse der Mortalität darauf zu bauen, und daß man dazu der Verzeichnisse der Verstorbenen nicht entbehren konnte. Allein auch dafür war in Rom gesorgt; es war selbst diese Einrichtung, so wie die mehrsten wichtigsten Staatssachen, auch Sache der Religion, und mit ihr genau verknüpft.

Es wurden nemlich die Namen aller Verstorbenen, die Krankheit die ihren Tod verursacht, und ihr Alter, in dem Tempel der Libitina **) angegeben, genau verzeichnet und in Tabellen gebracht. Bey diesem Tempel, waren auch die ordentlichen Leichenbestätter (Vespillones) obrigkeitlich angestellet. Sueton erzehlt,

*) Hist. nat. l. 7. c. 49.

**) Der Göttin der Leichen.

zehlt, *) daß in Einem Herbste, bey einer ansteckenden Seuche, 30000 Namen in dem Tempel aufgezeichnet worden wären. Noch mehr alte Schriftsteller thun dieser Gewohnheit Meldung, und es ist zu bedauren, daß keiner unter ihnen uns die Anzahl der Verstorbenen von einem oder von mehreren Jahren aufbehalten hat. Man nannte diese Aufzeichnung in rationem libitinæ venire. Sollte nicht selbst diese Redensart, von den Berechnungen herkommen, die man bey dem Schlusse eines Jahrs, oder eines Lustrums, wo auch die Lebenden gezählt wurden, anstellte! Dem sey aber wie ihm wolle, so bleibt doch so viel sicher, daß man in dem alten Rom die Anzahl der Verstorbenen mit leichter Mühe wissen konnte. Dazu gehören noch die Ephemerides, oder Acta diurna, die Intelligenz Blätter oder Zeitungen, welche täglich heraus kamen, und unter vielen andern öffentlichen Nachrichten, auch die Verzeichnisse der geschloßnen Ehen, der Gebohrnen, und Gestorbnen enthielten, **) so wie es ohngefähr zu un-

*) In vita Neronis cap. 39.

**) Eusebii Chronicon ad a. 2093. Lues Romæ ut per multos dies in ephemeridem X. millia ferme mortuorum hominum referentur.

unſern Zeiten alle Wochen in London und einigen andern groſen Städten noch geſchieht.

Wie viel Mühe hat es unſern neuern politiſchen Calculatoren nicht gekoſtet, zuverläſſige Sterbe-Regiſter, von einer Menge Verſtorbner die hinlänglich war, ſichre Berechnungen darüber anzuſtellen, zu erhalten! In Rom both ſich dieſe Gelegenheit dem Freunde der Betrachtung von ſelbſt dar. Es iſt bekannt, daß dieſe Arten von Berechnungen mit deſtomehr Genauigkeit gemacht werden, jemehr Data man hat. Daran aber konnte es in Rom bey der groſen Volksmenge unmöglich fehlen. In Einem Herbſte kamen, wie geſagt, 30000 in den geflüchteten Tempel, und die Anzahl der an der Peſt Geſtorbenen, belief ſich an Einem Tage auf 10000! Iſt es wohl zu glauben, daß die Römer, welche ſo oft die beſchwerlichſten Zählungen des Volks unternahmen, um ſich von dem Zuſtande der Population zu unterrichten, und die Zahl der Lebenden genau zu wiſſen; die Verzeichniſſe des Verluſts an Bürgern, nur obenhin, und nie mit philoſophiſchem Auge ſollten angeſehn haben?

Man

Man braucht aber nicht allein zu Muthmassungen seine Zuflucht zu nehmen. Wir haben noch die Producte von den Berechnungen der Mortalitäts-Verhältnisse bey den alten Römern, welche die Factoren nothwendig voraussetzen; wir haben die Resultate von ihren Bemerkungen — sollten wir da an den Bemerkungen selbst zweifeln?

In dem 68sten Gesetze der Pandekten, unter dem Titel ad leg. Falcid. ist die Frage entschieden: wenn im Testamente, dem Legatarius eine Summe oder Alimente, oder der Nießbrauch einer Sache, vermacht ist, die der Erbe ihm lebenslang jährlich auszahlen soll, der Erbe aber dem Legatarius mit einem male alles bezahlen will, oder nach gewissen Umständen dazu rechtlich verbunden ist; auf wieviel Jahre soll man alsdenn nach dem gegebenen Alter des Legatarius, sein Leben noch setzen?

Ist diese Frage im Grunde wohl etwas anders als die, deren Beantwortung wir in den neuern Zeiten nach so vielen Bemerkungen gefunden zu haben glauben; nemlich, wie groß ist die wahrscheinliche Dauer

Dauer des menſchlichen Lebens bey einem gewiſſen gegebenen Alter?

Ulpian, ein eben ſo groſſer Rechtsgelehrter, als ſcharfſinniger Philoſoph, der zu Anfange des dritten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt lebte, hat dieſe Frage ſchon beantwortet. Er hat folgendes feſtgeſetzt. Von der Geburt an, bis zum Alter von 20 Jahren, iſt die Wahrſcheinlichkeit noch zu leben 30 Jahren

von 20 bis zu 25 ; 28 ;
25 ; ; 30 ; 25 ;
30 ; ; 35 ; 22 ;
35 ; ; 40 ; 20 ;

Vom 40ſten Jahre bis zum 50ſten ſollen ſo viel Jahre angenommen werden, ſo viel der gegebenen Zahl an 60 noch fehlen, doch mit Einem Jahre Abzuge. Vom 50ſten Jahre bis zum 55ſten iſt die Wahrſcheinlichkeit zu 9 Jahre angeſetzt, vom 55ſten bis 60ſten iſt ſie 7 Jahre, und vom 60ſten, bis zu welchem Alter es ſey, 5 Jahre.

So unglaublich es iſt, daß bey der auenehmenden Genauigkeit, welche die römiſchen Rechtslehrer bey allen ihren Ausſprüchen bewieſen, Ulpian einer der gröſ-

ſten

ßen unter ihnen, diese besondere und detaillirte Bestimmung auf ein Gerathewohl sollte hingesetzt haben, und daß dieses Gerathewohl wiederum mit unsern Berechnungen, und vorzüglich mit denen von London unter gehöriger Rücksicht auf die veränderten Umstände, zusammen treffen sollte; so groß scheint mir die daher erwachsende Wahrscheinlichkeit zu seyn, daß die Römer eben so wohl die Regeln von dem Verhältnisse der Gebohrnen zu den Sterbenden, und von der Wahrscheinlichkeit der Dauer des menschlichen Lebens nach den verschiedenen Alters, gehabt haben, als wir. Das letztere, setzt das erste voraus. Denn ohne das allgemeine Verhältniß der Sterbenden zu den Gebohrnen zu wissen, hätte man das besondere Verhältniß der Sterbenden unter sich nach dem Alter, nicht wohl entdecken können, oder man hätte doch auf dem Wege der Untersuchung auf das erstere treffen müssen.

Ein Einwurf, den ich voraussehe, scheint im Anfange von Wichtigkeit zu seyn. Nemlich dieser: daß Ulpians Angabe von den neuesten Berechnungen Süßmilchs, um ein beträchtliches differirt. Um diesen Unterschied auf Einen Blick übersehen zu können, will

will ich beyde Angaben in folgender Tabelle gegen einander ſetzen.

Gegebenes Alter	Wahrſcheinlichkeit zu leben nach Ulpian.	nach Süßmilch*)
von 0 **) — bis 20 Jahr.	30 Jahr	42 Jahr***).
von 20 ‘ 25 ‘	28 ‘	36 ‘
‘ 25 ‘ 30 ‘	25 ‘	32 ‘
‘ 30 ‘ 35 ‘	22 ‘	28 ‘
‘ 35 ‘ 40 ‘	20 ‘	25 ‘
‘ 40 ‘ 45 ‘	14 ‘	22 ‘
‘ 45 ‘ 55 ‘	9 ‘	17 ‘
‘ 55 ‘ 60 ‘	7 ‘	13 ‘

Es

*) Nach der verbeſſerten Ausgabe von Bauman. Berlin 1775.

**) a prima ætate. *Ulp.* loc. cit. Pandect.

***) In dem Süßmilchſchen Werke 2ter Theil Seite 342. iſt die wahrſcheinliche künftige Lebenszeit in jedem Jahre angegeben. Ulpian beſtimmt ſie, bis zu jedem Jahre. Es war

Es ist wahr, daß diese Differenzen, bey dem ersten Anblicke den Ulpian verdächtig machen, daß er seine Angabe auf ein bloßes Gerathewohl hingeschrieben. Allein, eben diese Differenzen geben den Beweis, daß er seine Angabe auf hinlängliche Bemerkungen und Berechnungen gebauet habe. Träfen beyde Angaben genau, oder nur viel näher zusammen; so würde ich selbst, dieser Vermuthung nicht trauen. Süßmilch gründet seine Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die allgemeinen Verhältnisse und Mittelzahlen der Gestorbenen auf dem Lande, in kleinen und großen Städten durch einander. Nun aber ist bekannt, daß auf dem Lande und in kleinen Städten, die Menschen überhaupt genommen, viel länger leben, und daß die Sterb-

also, um beyde Angaben arithmetisch harmonirend zu machen, erforderlich, zuvor alle von Süßmilch angegebene wahrscheinliche Alter von 0 bis 20 Jahren und hernach von jedem Quinquennium oder Decennium, besonders zu addiren, resp. mit 20, 5 und 10 zu dividiren, und also das mittlere Verhältniß heraus zu bringen, woraus denn die obigen Angaben entstanden sind.

Sterblichkeit daſelbſt durchgehends weit geringer ſey, als in groſſen, und vornemlich ſo groſſen und luxurieuſen Städten als das alte Rom war. Ulpians Berechnung aber iſt nach aller Wahrſcheinlichkeit, nur allein über die Todtenliſten der Stadt Rom angeſtellt, weil man, wie oben geſagt worden, nur von dieſer, zuverläſſige Sterberegiſter mit Bequemlichkeit haben konnte, und weil die Anzahl der Geſtorbenen auch groß genug war, hinlängliche Data zu Bemerkungen von dieſer Art zu geben. Wie iſt es nun möglich, daß Ulpians Angabe, die ſich auf Berechnungen aus den Todtenliſten einer Stadt gründete, in welcher, nachdem ſie die Beherrſcherin der Welt geworden war, der Luxus und alle Arten der Ausſchweifungen und des moraliſchen und phyſicaliſchen Verderbens den höchſten Grad erreicht hatten, die unter einem ſo warmen Himmelsſtriche lag, in welchem die Menſchen überhaupt kein ſo hohes Alter erreichen, als in den nördlichen Climaten; wie iſt es möglich, daß dieſe Angaben, mit den Süßmilchſchen, die auf die Sterberegiſter eines ganzen und geſündern Landes, das in Vergleichung mit dem alten groſſen Rom, gar keine groſſe Stadt enthält,

halt, gebauet ſind, genau zuſammen treffen könnten? Nicht einmal mit dem heutigen kleinen Rom, können ſie zuſammen treffen. In dieſer Stadt ſtirbt gegenwärtig jährlich einer von fünf und zwanzigen; in den Hannöviſchen Landen, Städte und Dörfer durch einander gerechnet, nur Einer von etwa Acht und dreyßig bis Vierzigen. Es muß ſich alſo, dort und hier die Lebens-Dauer ganz anders verhalten.

Nun aber trifft die Angabe des Ulpians, wenn man ſie genau betrachtet, mit demjenigen ſehr genau zuſammen, was uns von dem Geſundheits-Zuſtande im alten Rom bekannt iſt. Ueberhaupt ſteht die Lebens-Dauer in dem alten Rom, um 7 auf jedes 20 kürzer, als nach Süßmilch in den geſamten preußiſchen Staaten. Dieſes iſt, ſelbſt in dem neuern Rom und in allen neuern Städten, noch jetzt der Fall, nur, in einem ungefähr ſo weit verminderten Grade, als alle dieſe Städte, in Rückſicht auf Schwelgerey und Verderben der Sitten, noch unter dem alten Rom ſtehen.

Das Verhältniß der wahrſcheinlichen Lebensdauer von 0 — 20 Jahren iſt vorzüglich viel kürzer als bey uns

uns. Aber wie unglaublich schlecht stand es auch in den ersten Jahrhunderten der Monarchie, um die Erhaltung des Lebens der Kinder! Zwar war es den Vätern nicht mehr erlaubt, diejenigen Kinder, welche ihnen nicht anstanden, umzubringen. Allein das Wegsetzen der neugebohrnen Kinder war bey Armen und Reichen, allgemeine Sitte. Diejenigen Kinder welche man nicht behalten wollte, wurden in Windeln gewikkelt und auf die Gasse gelegt. Ein eigner Platz in der eilften Region der Stadt, hatte seinen Namen davon; bey der Milch-Säule. (Columna lactaria) Da starben dann viele Kinder vor Kälte, Hunger und Ungemach; einige wurden von fremden Leuten aufgenommen und erzogen. Trajan fieng an, diese Unglüklichen auf Kosten des Staats verpflegen und erziehen zu lassen, und ward also der Stifter eines Findelhauses. Allein wie wenig solche Häuser in sehr großen Städten zu Verminderung der Sterblichkeit der Kinder beytragen, das sehen wir unter andern bey dem Findelhause zu Paris. Die unmenschliche Gewohnheit des Wegsetzens der Kinder, dauerte bis zu den Zeiten Constan-

tins des Großen, der eine ſtrenge Verordnung dagegen erließ.

Die Wartung der nicht ausgeſetzten Kinder bey dem gemeinen Manne, ſcheint ebenfalls zu Verminderung der natürlichen Mortalität der Kinder nicht eingerichtet geweſen zu ſeyn.

Nach dem zwanzigſten Jahre nahmen nun bey dem männlichen Geſchlechte die kriegeriſchen Uebungen und Expeditionen, auch die groben Ausſchweifungen, letztere vornemlich auch bey dem weiblichen Geſchlechte ihren Anfang. Alles dieſes ging ſo weit, daß man in dem erſten Jahrhunderte der Monarchie in der Stadt Rom, nicht einmal voll drey Kinder gegen zwey Ehen rechnen kann.

Bey ſolcher Lebensart aber, iſt die von Ulpian angegebne kürzere Lebens-Dauer, ſehr erklärlich.

Es kann alſo die große Differenz der Angaben, bey der Vergleichung des alten Roms, mit den heutigen preußiſchen Staaten, nichts gegen den Ulpian ſondern eher ſehr vieles für ihn erweiſen.

Um dieſes in ein noch hellers Licht zu ſetzen, und dem alten Römer völlige Gerechtigkeit wiederfahren

ren zu lassen; muß man seine Angabe mit einer andern neuern in Vergleichung setzen, die gleichfalls auf die Todtenlisten einer Stadt gegründet ist, welche in Ansehung ihrer Größe und Volksmenge, ihres Luxus, Reichthums und der Ausschweifungen, mit dem alten Rom viele Aehnlichkeit hat, und hier giebt London die paßendste Parallele; nach folgender Tabelle.

Gegebenes Alter	Wahrscheinlichkeit zu leben	
	nach Ulpian in Rom	nach Smart in London*)
von 0 — bis 20 Jahr	30 Jahr	31 Jahr
20 — ‚ 25 ‚	28 ‚	26 ‚
25 — ‚ 30 ‚	25 ‚	23 ‚
30 — ‚ 35 ‚	22 ‚	21 ‚
35 — ‚ 40 ‚	20 ‚	19 ‚

Wie

*) Wie die Angaben in Süßmilchs Werke Theil II. S. 346 und 348 aufgeführt sind. Bey den ersten 20 Jahren, ist so viel möglich auch die Mittelzahl genommen worden. S. oben S. 81 Anmerkung. Bey den übrigen Angaben sind

Wie nahe kommen diese beyden Angaben einander! Selbst im alten Rom, ist die Lebensdauer im Durchschnitt noch um 1 auf 14 länger, als im neuern London. Aber hier waren auch die Data ähnlich, folglich mußten auch die daraus abgezogenen Resultate einander sich so sehr nähern. Smart differirt folglich von Süßmilch noch mehr als Ulpian. So unrichtig man aber hieraus folgern würde, daß Smart seine Angabe auf ein Gerathewohl hingesetzt habe; eben so, ja noch unrichtiger würde es seyn, wenn man dieses hier von dem römischen Rechtslehrer behaupten wollte. Halley, der seine Berechnungen auf die Sterberegister von Breßlau, einer zwar auch großen aber bey weitem nicht so luxurieusen Stadt, als London gründet, kömmt ebenfalls dem Ulpian schon viel näher, als Süßmilch, der, wie gesagt, Dörfer und Flecken mit unter die Data genommen hat.

Nach

die Differenzen bey der Abnahme der Lebens-Dauer, in Rücksicht auf die möglichen Mittelzahlen, unerheblich. Die kleinen Brüche sind allenthalben weggelassen.

Nach dem letztern Theile des angeführten 68sten Gesetzes der Pandecten, welcher aus den Schriften des Aemilius **Macer** genommen ist, sollen von 0 bis 30 Jahren, annoch 30 Jahre, wahrscheinliche Lebens-Dauer gerechnet werden. Nach **Süßmilch** kommen 36 Jahre; und nach **Smart** nur 27. Auch diese Angaben sind, in Rücksicht dessen was oben angeführt worden, zutreffend genug. — Vom 30sten Jahre an, sollen nach diesem römischen Gesetze noch so viele Jahre berechnet werden, als von da bis zu 60 Jahren noch fehlen. Also ward **im Durchschnitt**, 60 Jahr als das mittlere Ziel des Lebens, vom dreyßigjährigen Alter an, festgesetzt; welches für eine Stadt, wie **Rom**, hoch genug ist. Also scheint auch diese zweyte Angabe, auf gute **Beobachtungen gebauet** zu seyn.

Es finden sich in dem römischen Rechte noch mehrere Stellen, woraus sich Gründe zur Bestärkung meines Satzes herleiten liessen, z. E. bey der Lehre von den Präsumtionen; wer nemlich von zween Leuten, deren Todestag unbekannt ist, für zuerst verstorben gehalten werden soll; wo es auch heißt, die Präsumtion wird von dem genommen, was am meisten zu geschehen

pflegt, ein Satz, auf welchen alle Wahrscheinlichkeits Rechnungen gebauet werden.

Doch, im Grunde ist weniger daran gelegen, zu wissen; ob die alten Römer jene Kenntnisse würklich gehabt haben; als, was sie für Mittel gehabt und anwenden können, sie sich zu erwerben. Die Getrauten und Gebohrnen bey ihnen mußten im Tempel der Juno Lucina oder auch des Saturns, die Gestorbnen im Tempel der Libitina angegeben werden. Nach Einführung der christlichen Religion, blieb diese Angabe bey den umgeweiheten Tempeln; und daher kommt es ursprünglich, daß noch heutiges Tages, die Verzeichnisse der Getrauten, Gebohrnen und Gestorbnen, welche sonst eine offenbare Staatssache sind, von der Geistlichkeit und bey den Kirchen geführt werden.

Quamnam legem primam legislator ponet? — Nonne naturae ipsius praecepto, primam illum legem certo ordine constituet, quae generationis rationem definit, tanquam Firmamentum generis humani et rerum publicarum primum et verum principium atque ornamentum?

PLATO de Legibus lib. IV.

III.

III.

Etwas über die Musik in den neuerlich entdeckten Südländern.

Freylich nur etwas und zwar sehr wenig, über einen Gegenstand, von welchem wir bisher noch so wenig unterrichtet sind.

Da die Musik die älteste und allgemeinste Kunst des Menschen-Geschlechts auf dem ganzen Erdboden ist, und mit der physischen und moralischen Beschaffenheit des Menschen um so näher zusammenhängt, je näher er noch dem Stande der Natur stehet: so ist es zu bedauren; daß wir überhaupt von der Musik oder dem Gesange, neu entdeckter oder bekannt gewordner Nationen, durch die Reisebeschreiber, bisher nur so wenige Nachrichten erhalten haben. Es ist aber auch bey dergleichen musicalischen Beobachtungen, unter Nationen, von so ganz verschiednem Verhältnisse zu uns, die bloße Kenntniß der Noten und die Behandlungskunst eines oder des andern musicalischen Instruments bey weitem nicht hinreichend, sondern es gehört dazu auf-

auſſer einiger technischer Kenntniß der Composition und vornemlich des Verhältnisses der Intervalle oder der Ton-Maaßen, auch etwas philosophische und historische Kenntniß der Kunst. Diese Kenntnisse aber werden sich natürlicherweise mit allen den übrigen die bey so großen Reisen erforderlich, und von weit gröſſerm directen Nutzen sind, in einer Person nur höchst selten vereinigt befinden.

Herr Forſter der Sohn, welcher mit dem berühmten Cook in den Jahren 1772 bis 1775 die bekannte Reise um die Welt, als Philosoph und Naturforscher gemacht hat, wäre der Mann gewesen, welcher uns über die Musik der Südländischen Nationen, sehr interessante Bemerkungen hätte mittheilen können; allein er gesteht selbst, er sey kein Musikverständiger. Indessen hat er uns doch in seiner im Jahre 1777 zu London in zwey Quartbänden herausgekommenen Beschreibung dieser so wichtigen Reise, ein paar Bemerkungen über die Musik dieser Völkerschaften aufbehalten, welche für jeden Kenner und Liebhaber der Sache, nicht anders als äuſſerst interessant seyn können.

Von

Von der Musik der Neuseeländer, sagt er nach einem Auszuge aus seinem Werke, der Sache nach, folgendes.

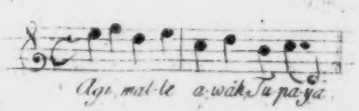
„Obgleich die Neuseeländer ungemein viel härter, kriegerischer und heftiger von Leidenschaften sind, als die Bewohner der näher nach dem Aequator zu, unter mildern Himmelsstrichen belegenen Inseln: so übertrifft doch ihre Musik an Mannigfaltigkeit und Sanftheit der Töne, die Musik auf Taheite und Anamoka gar sehr.

Man hörte die Eingebohrnen am Lande oft singen, sie sangen auch zuweilen am Bord. Eine ihrer Melodien zum Beyspiel!

Nach den beyden ersten Takten dieser Melodey singen sie die Wörter ihrer Lieder so lange, bis das ganze Lied zu Ende ist, und schließen dann mit dem letzten Satz. Zuweilen wird die zweyte Parthey eine Tertie tiefer dazu gesungen, der Schluß aber im Unisono.

Auf

Auf den Tod des Tupaya war folgendes Trauerlied gemacht.



Sie fallen die letzte Octave auf die Art mit der Stimme hinab, als wenn man auf der Violine, die Saite, indem sie von dem Bogen berührt wird, mit dem Finger hinabschleift.

Tupaya war ein Tahitier, und auf der vorigen Reise mit auf dieser Insel gewesen. Er hatte sich während seines kurzen Aufenthalts durch seinen Verstand und sein liebreiches Betragen, indem er die Neuseeländer mit den Künsten seines schon mehr aufgeklärten Vaterlandes bekannt machte, die Hochachtung und Freundschaft der ganzen Nation so sehr erworben, daß Jedermann seinen Tod beklagte; und also entstand das oben gesetzte in aller seiner höchsten Simplicität rührende Nationallied. Die Verse haben eine Art von Sylbenmaaß etwa folgendergestalt:

— — — ∪ ∪ — — — ∪

Agi, matte, awah, Tupaya.

und heißen nach den Worten: von uns gereiset, redt, ach! Tupaya!" So weit Herr Forster!

Diese beyden Proben der Musik auf Neuseeland, werden nun an sich um desto merkwürdiger, wenn man sich dabey dem Gedanken überläßt, auf welche Art die Inseln des großen Südmeers, mögen bevölkert worden seyn? wenn man annehmen kann, daß diese Bevölkerung wahrscheinlich bey einer allgemeinen Revolution des Erdbodens geschehen seyn müsse; daß diese Insel erst neuerlich entdeckt worden, und folglich die noch im Stande der Natur lebenden Einwohner, mit andern Völkern höchst wahrscheinlich niemals so viel Umgang gehabt haben, daß sie das geringste von ihrer Musik annehmen mögen, oder einmal annehmen können, falls nemlich bey ihnen die Verhältnisse der Intervalle ursprünglich anders gewesen, als sie es gegenwärtig in Europa sind; wenn man ferner sich dabey erinnert, daß die alten Griechen und Römer offenbar ein anderes Intervallensystem oder, welches

gleich-

gleichviel ist, ein anderes Verhältniß der Ton-Maaße gehabt haben, als wir jetzt haben; daß noch die heutigen Griechen, Perser, Chineser und asiatischen Türken ebenfalls die Verhältnisse der Töne ganz anders ordnen als wir; daß uns ihre Musik und ihnen die unsrige unverständlich, beschwerlich, und ohne alle Wirkung ist, und daß überhaupt erwiesen werden kann, wie nach genauer mathematischer Berechnung der Töne unser Intervallensystem ziemlich unrichtig sey, und wir also, wenn wir eben so scharf hören als rechnen könnten, oder vielmehr, wenn unser Ohr von Jugend auf, nicht an die einmal angenommene Tonleiter gewöhnt wäre, wir unsere Musik höchst übel lautend finden müßten.

Bey diesem allen aber, würde es nun ein wahres Wunderwerk seyn, auf Neuseeland Proben einer Nationalmusik zu finden, die gerade aus den Händen der Natur, und noch nicht in die Hände der Kunst gekommen, deren Intervallensystem aber dennoch mit dem, welches erst nach dem dreyzehnten Jahrhundert, als die altgriechischen Modi ausser Gebrauch zu kommen anfiengen, in Europa allmählich eingeführt wurde, so genau zusammen treffen sollte, als es hier in Noten

ge-

geſetzt worden, indem in den obigen Proben, das Verhältniß der Töne gegen einander, unſerm neuern, gerade gleich iſt.

Allein, da man heutiges Tages ſchwerlich an Wunder glaubt; ſo muß ich auch aufrichtig geſtehn, wie ich mich nicht überzeugen könne, daß dieſe Stelle recht gehört, oder recht notirt ſey, wie es dann überhaupt außerordentlich ſchwer, ja in einigem Betracht unmöglich iſt, mit unſern Ton-Bezeichnungen oder Noten, dergleichen Muſik aus einem andern Intervallen-Syſteme völlig richtig auszudrücken. Herr Forſter ſagt ſelbſt, er ſey kein Muſikverſtändiger; ſondern ein Freund habe ihm die Melodeyen in Noten geſetzt. Dieſer aber ſcheint der Sache nicht gewachſen geweſen zu ſeyn. Denn, daß ihm nicht einmal die Rhythmik der Muſik, geſchweige dann die nicht wenig intricate Materie von dem Verhältniſſe der Töne hinlänglich bekannt geweſen, ergiebt ſich ſchon aus dem kurzen Trauerliede auf Tupaya ſehr deutlich. Nach dem Sylbenmaaße des Textes, das dabey gehörig angegeben worden, kann z. B. die kurze Sylbe a, von awäh, ſchlechterdings nicht auf die gute Note des zweyten

Takts fallen; wenn man auch wegen des Zusammenschleifens der Oktave über den Umstand hinaus gehen wollte, daß in diesem zweyten Abschnitte, im $\frac{3}{4}$ Takt $\frac{4}{4}$ vorkommen. Ehe man also diese Proben als zuverläßig annehmen kann, da sie, wenn sie es wären, dann freylich zum wichtigsten Argumente der Vertheidigung des Satzes, dienen würden, daß unser modernes Intervallensystem, worauf sich unsere ganze Musik einzig und allein gründet, der Natur am gemäßesten sey; müssen wir zuerst noch weit mehrere und genauere Beobachtungen erwarten.

Uebrigens erhellet aus dem, was oben hinter der ersten Probe gesagt worden; daß auf Neuseeland, eben so wie noch heutiges Tages in Sibirien und der Tartarey, auch selbst noch unter den Leibeignen in Curland und Livland, die National-Melodeyen beständig und fixirt sind, und die Verse bey vorkommenden Gelegenheiten nach Willkühr dazu gemacht werden.

Höchst wunderbar wäre es noch außer diesem, wenn bey dem noch so sehr uncultivirten Neuseeländer, eben dieselbe Tonmaaße, wie sie bey uns dermalen nach den genauesten Messungen des Monochords, so weit sie

ne dem Ohre perceptibel sind, angetroffen werden sollte; und, wie wir gleich sehen werden, bey dem weit gebildetern und feinern Taheitier, ganz und gar nicht.

Doch, in Taheiti beobachtete der Philosoph Forster selbst, ließ nichts in Noten setzen, aber bemerkte und erzählte genau.

Er sagt in seinem oben angeführten Werke auszugsweise folgendes:

„Ein junger Mensch spielte mit der Nase auf einer Flöte, welche nur drey Löcher hatte, und ein anderer begleitete ihn mit der Stimme. Sowohl die Vocal- als Instrumentalmusik hatte nur drey bis vier Töne, welche etwa zwischen den ganzen und halben Tönen unserer Musik lagen, und also weder ganze noch halbe Töne waren."

Hier finden wir also durchaus kein europäisches Intervallensystem!

Herr Forster sagt ferner: „die Wirkung dieser Töne, ohne Mannigfaltigkeit und Ordnung, war (nemlich für die Europäer) eine Art von schläfrigem Gesumse, welches zwar wegen dissoni-

render Töne dem Ohre nicht wehe that, aber auch keinen angenehmen Eindruck auf die Seele machte." Hier ist Wahrheit, in dieser Bemerkung des Philosophen! Hier ist die Musik gerade in der verhältnißmäßigen Kindheit, in welcher sich die ganze Cultur, jener liebenswürdigen Insulaner noch befindet. Hier ist die Musik, der Natur noch eben so am nächsten, als es die Sitten und Lebensart der Nation sind; und deswegen kann sie auf uns eben so wenig einen besonders angenehmen Eindruck machen, als es uns im Ganzen genommen und im Ernst behagen würde, alle unser bisgen Kenntniß im Lethe zu ertränken, und alle unsere vielen Bedürfnisse mit der taheitischen Genügsamkeit zu vertauschen. Auch physicalisch kann jene Musik auf uns keinen Eindruck machen. Unser Ohr ist an jene Tonverhältnisse nicht gewöhnt, und zu stumpf sie bis zur Empfindung, zu unterscheiden. Forster und Cook berichten an mehreren Orten, wie unglaublich fein und scharf alle Sinne dieser nur noch wenig gebildeten Nation sind; und da wir aufgeklärten Europäer dagegen als halb blind und taub angesehen werden können.

Es

Es kann also das Ohr des Taheitiers, welches von Jugend auf an keine stärker von einander abweichende musikalische Vibrationen gewöhnt ist, dabey eben so viel empfinden, als das Ohr des Europäers bey seinem anjetzt fünffachen Diapason, mit allen harmonischen Verbindungen der Töne, modern chromatischen und enharmonischen Gängen zusammen genommen. Denn, wenn das sehr feine Ohr des Taheitiers Bedürfniß gefühlt hätte, stärker gerührt zu seyn, so würde man leicht mehr Töne und stärkere Abstechungen derselben erfunden haben, da man einmal Musik erfunden hatte.

So in der Kindheit, wie jezt auf Taheiti, war die Musik gerade auch bey den **urältesten** Griechen. Des Herren **Forsters** Nachricht von dem Tonsystem, auf **Taheiti**, trift mit dem Tonmaaße des urältesten griechischen enharmonischen Gesanges, welches man damals nur allein hatte, auffallend genau überein. Die enharmonische Tonleiter, bestand nemlich bekanntlich bey den ältesten Griechen, darin, daß das Tetrachord oder die Quarte so getheilt war, daß die zwey ersten Intervalle kleiner als halbe Töne waren. Eine solche

Quarte bestand überhaupt nur aus vier Tönen. *) — Nun sagt Herr Forster; er habe nur drey bis vier Töne in ihrer Musik gehört, und diese hätten zwischen unsern halben und ganzen Tönen inne gelegen. — Also haben die Taheitier, als Forster sie hörte, wahrscheinlich aus einem, dem altgriechischen wenigstens höchst ähnlichen Tetrachorde modulirt. — Daß die älteste griechische Lyra nur vier Töne hatte, ist ohnehin bekannt. — Als diese Musik im ältesten Griechenlande herrschte, befand es sich aber ungefähr in eben dem Grade der Cultur als jetzt Taheiti. Den Griechen, deren Ohr durch Uebung, wie andere Sinne, eine Fertigkeit erlangt hatte, diese kleinesten Intervalle genau zu unterscheiden, war auch dieser Gesang, so lange die Simplicität ihrer Sitten dauerte, der liebste. Das sagt Plutarch in seinem Buche von der Musik c. 17. ausdrücklich; und nach Aristoxenes in Meibom script. rei mus. hat sich diese Tongattung nur bis

*) Man kann hierüber Rousseau Dict. de Musique und Sulzers Theorie der schönen Künste, unter den mannigfaltigen hieher gehörigen Artikeln nachsehen.

bis auf die Zeiten Alexanders erhalten, worauf man in allen Stücken von der natürlichen Simplicität abwich, und sich auch im Intervallensysteme, der stärkern Abstechung der Töne von einander, oder der chromatischen und diatonischen Tonleiter immer mehr näherte; wobey auch die Anzahl der Töne ungemein vermehrt wurde.

Eben so, und wahrscheinlich schneller, wird es auch in Taheiti gehen. Der ehrliche schottländische Matrose, welcher als Schiffs-Concertmeister, den Insulaner oft auf dem Dudelsack vorspielte, kann durch die Neuheit bereits eine grose Revolution in der taheitischen Musik veranlasset haben, ohne daß sie der Nation künftig mehr Freude und Vergnügen geben wird. Hat sie doch durch den Besuch der Europäer tausend andere entbehrliche Bedürfnisse kennen gelernt!

IV.

Schreiben eines Dilettanten über die Frage: Sollen junge Mädchen vom Stande, Musik lernen; und wie?

Ich habe oft über die Frage streiten gehört; ob ein junges Frauenzimmer Musik lernen müsse? Ich bemerkte dabey, daß der Grund des Streits hauptsächlich darin lag, daß man keine bestimmten Begriffe hatte, wie sie Musik lernen müßten.

Daß Frauenzimmer, welche ihr Stand zu einer Erziehung berechtigt, wobey hauptsächlich auf die Bildung ihres Verstandes und Geschmacks gesehn wird, auch einige Kenntnisse der Musik besitzen müssen, das, sollte ich denken, leider wohl keinen Zweifel. Die Musik ist nicht weniger eine schöne Kunst, als es die Malerey und die Poesie ist. Sie hat nicht weniger Einfluß auf den Geschmack, auf das Herz und die Sitten, als diese, und, wenn wir den alten griechischen Philosophen glauben wollen, eben so viel, als beyde zusammen genommen. Da junge Frauenzimmer, auch aus dem Grunde die schönen Künste lernen, daß sie durch

durch ihre Gespräche davon, sich zu liebenswürdigen und angenehmen Gesellschafterinnen machen wollen, so wird die Musik, von der in den artigsten Gesellschaften so oft geredet wird, auch aus diesem Grunde gewiß nicht wenig Ansprüche auf sie haben. Je ausgebreiteter der gute Geschmack unter einer Nation ist, je feiner die Sitten derselben geworden sind; desto mehr sind die Herzen für die Reize der Tonkunst empfindlich, desto mehr sucht man durch sie die Gesellschaften aufzuheitern, und den Stolz, nebst seinem Gefolge, dem Ceremonielle, dem Zwange und der Langenweile durch ihre Zauberkraft heraus zu bannen. Dies würde ich mit dem Beyspiele vieler Nationen, von den alten Griechen an, bis auf die guten Sachsen herunter, beweisen, wenn ich nicht voraus setzte, daß meine Leser die Beyspiele ohne mich leicht finden werden.

Es ist also gut, daß ein junges Frauenzimmer Musik lerne. Aber was heißt das, Musik lernen? Heißt das, seine Finger zu einem halben Dutzend Menuetten, eben so viel Rondeaus, und wenn es hoch kömmt, zu einigen Opernarien und Symphonien abrichten lassen? Wenn das ist, so nehme ich meine Be-

hauptung wieder zurück. Aber wenn das nicht ist: was muß denn ein Frauenzimmer lernen, welches Musik lernen will? Das ist der Satz, worüber ich jetzt meine Meynung sagen werde. In vielen Gesellschaften hat man sie für sehr singulär gehalten. Ich bin dennoch kühn genug, sie öffentlich zu sagen. Einen alten Mann, dem es nachgerade gleichgültig ist, was man von seinen Meynungen urtheilt, und der aus Gutherzigkeit seine Erfahrung andern gern mittheilt, hört man wohl eine halbe Stunde schwatzen, und man verzeiht ihm, auch wenn er Unrecht haben sollte.

Meine wahre Meynung wird am deutlichsten werden, wenn ich die Geschichte meiner drey Töchter, die ich mit vieler Sorgfalt erzogen habe, so weit sie die Erlernung der Musik betrifft, hier erzehle, und die Gründe anführe, welche mich bewogen haben, der Jüngsten die Musik nach meinem eignen Sinne lernen zu lassen.

Als meine älteste Tochter jung war, war ich auch noch nicht alt. Es war mir also eine angenehme Vorstellung, sie in der praktischen Musik recht weit gebracht zu sehn. Ich empfand eine gewisse Freude, wenn ich

mir

mir dachte, daß mein Mädchen, alle ihre Gespielinnen am Flügel verdunkeln würde.

Ich hielt ihr also die geschicktesten Claviermeister. Sie hatte Lust und Fähigkeit zur Musik, und brachte es sehr weit. In ihrem sechszehnten Jahre, accompagnirte sie alles, was im Concerte gespielt ward, sie spielte mit nicht geringer Fertigkeit vom Blatte, konnte schreckliche Läufe und Sprünge auf dem Clavier machen, sogar ein Thema das ihr aufgegeben ward so ziemlich aus dem Kopfe ausführen; kurz sie war die beste Tonkünstlerinn in der Stadt. Sie war nicht stolz auf ihre Geschicklichkeit, das weiß ich. Allein alle Mädchen in der Stadt sagten, daß sie bloß aus Stolz, um die übrigen zu übertreffen, sich so viele Mühe um die Musik gäbe; die jungen Herrn übten ihren Witz in Complimenten, die sie ihr wegen ihrer Geschicklichkeit machten, und die doch nicht ganz die Miene der Schmeicheley hatten, weil würklich ein Theil davon, verdientes Lob war. Sie kam in Gesellschaft; den Augenblick ward sie von zehn jungen Herrn, ersucht zu spielen. That sie es, ohne lange gebeten zu werden; so hieß es, sie wäre gekommen um sich hören zu lassen; ließ

sie

sie sich lange bitten; so war das der große Werth, den sie auf ihre Kunst setzte. Gab sie sich Mühe gut zu spielen; so sahen alle Mädchen ihr den Stolz und die Begierde zu glänzen, und gelobt zu werden ganz eigentlich an, und selbst die Damen und ihre Männer, zuckten die Achsel über die Eitelkeit des Mädchens. Spielte sie nachläßig; so fand sich die Gesellschaft beleidigt, daß sie dieselbe nicht der Mühe werth hielt, sich anzugreifen. Kurz, mein armes Mädchen, machte sich durch ihre Kunst viele Feinde, und sehr zum Gespräche der Stadt. — Sie kam einst weinend zu mir, und sagte mir; sie habe sich vorgenommen in Gesellschaften gar nicht mehr, und nur zu ihrem Vergnügen, auf ihrem Zimmer zu spielen. Ich stellte ihr vor, daß sie dadurch das Uebel noch ärger mache, und daß man sie nunmehr für höchst eigensinnig, und zwar nicht ganz mit Unrecht halten würde. Sie ließ also ihren Vorsatz fahren.

Ich selbst, war nicht recht mit ihrer Geschicklichkeit zufrieden. Sie verstond Musik nach dem Sprachgebrauche, das ist, sie konnte fertig genug auf dem Clavière spielen. Aber ich hatte gewünscht, daß sie die Musik, ein wenig mehr als eine schöne Wissenschaft

betrachtet, verstehn möchte. Der Ausdruk der Leidenschaften, die musikalische Sprache, die Nachahmung der Natur, die Mannigfaltigkeit der Deklamation u. s. w. von dem allen wuste sie nichts. Vielleicht war ihr Claviermeister daran schuld. Die schwersten Stücke hielt sie für die schönsten, rasende Symphonien für feurig, halsbrechende Concerte für Meisterstücke, und Viertelstunden dauernde Cadenzen, die mit dem Hauptstücke nicht die geringste Aehnlichkeit hatten, für den höchsten Grad der Kunst, den die Menschen erreichen könnten. Die ungekünstelten, auf eine unnachahmlich schöne Art einfachen Arien eines Pergolese, Buoncini, Corelli, Tartini, und andrer Meister, die über alle Künsteley erhaben, die wahre Sprache der Natur reden, hatten ihren Beyfall sehr wenig, weil sie nicht schwer genug waren. Selbst in dem Triumpfe der Tonkunst, im Pergoleses Stabat Mater, und im Salve Regina, war nach ihrem Ausdrucke, nicht Arbeit genug. Die Lieder der Franzosen, die zum Theile nicht so heßlich sind, als die Contrapunktisten, oder andre Kenner, die von Hörensagen sprechen, behaupten, waren ihr unausstehlich, weil sie deren reizen-

zende und naive Gesangweise nicht verstand. Mit allem dem war ich sehr unzufrieden, aber meine Geschäfte erlaubten es mir damals nicht, viel Zeit darauf zu wenden, ihren Geschmack in dem Stücke zu verbessern, und überdem war das nunmehr auch schon in der ersten Anlage verdorben.

Nach einiger Zeit heyrathete sie, bekam Kinder, eine weitläuftige Haushaltung, und in ein paar Jahren, war alle Musik vergessen. Sie hatte keine Zeit gehabt sich ferner zu üben, ihr Geschmack war nicht genug gebildet, um mit Einsicht und Vergnügen der Musik zuhören zu können, und also war alles aus. Die Zeit und das Geld, welches die Erlernung der Musik gekostet hatte, war verlohren, und wenn man alle Umstände zusammen rechnet, so hatte ihr ihre Geschicklichkeit in der Musik, vielleicht mehr Misvergnügen, als Vergnügen gemacht.

Meine zweyte Tochter, die nicht so viel Anlage hatte, als die erste, mußte auch Musik lernen, weil es die Mode und meine Frau so haben wollten. Ich hatte gut sagen, daß sie kaum mittelmäßig in der Musik werden würde, und daß die Mittelmäßigkeit in der

Aus-

Ausübung dieser Kunst, schon ein Fehler sey: sie müßte Musik lernen. Es weit in der praktischen Tonkunst zu bringen, dazu gehört mehr, als bloß ein Lehrer der gut spielen kann. Dazu gehört die Gelegenheit, im Anfange fast täglich Musiken zu accompagniren, oft in großen Concerten zu seyn, die geschicktesten Tonkünstler zu hören und oft zu hören, vornemlich aber, wenn ein Frauenzimmer kein ganz besondres Genie hat, die Geduld, schwere Stellen hundert und mehrmal für sich zu üben. — Daß aber manche junge Mädchen so viel Geduld haben, möchte ich nicht gern behaupten. Doch, sagte meine Frau, daß wird nun ja eben recht seyn, wenn sie mittelmäßig wird; so werden andere Mädchen sie nicht beneiden. — Sie lernte also Musik. Nach einer Arbeit von fünf Jahren, und vielen verdrießlichen Stunden, für sie und ihren Claviermeister, hatte sie es so weit gebracht, daß sie ein klein Buch voll Opernarien, Symphonien, Menuetten und anderer Tänze auf dem Clavier ausspielen konnte. Wenn sie noch diese gut vorgetragen hätte! Aber zum guten Vortrage gehört viel Fertigkeit, und die fehlte ihr. In der Stadt sagte man, sie verstände Musik, wel-

wenigstens sagten es die übrigen Mädchen, die nicht mehr konnten als sie. Doch war dieses **Können** sehr periodisch. Wenn sie in Gesellschaften war, und ihr Notenbuch zu Hause gelassen hatte; so konnte sie nicht Musik. Das Notenbuch mußte erst geholt werden. Es würde sich doch nicht geschickt haben, das Buch in allen Gesellschaften mitzunehmen! Nachher lernte sie die Hälfte der Stücke aus dem Buche auswendig. Das Mädchen mochte sich gern in Gesellschaften hören lassen, und war ein bischen eitel auf ihr Clavierspielen. Jetzt spielte also die Maschiene so lange — bis sie abgelaufen war; oder besser, der Papagoy sagte alles her, was man ihn gelehrt hatte. Leute von Geschmack und Kenntniß der Kunst, konnten unmöglich Vergnügen daran finden. Sie ward also nur von Leuten gelobt, die weder Geschmack hatten noch etwas von der Kunst verstanden, die jungen Herrn ausgenommen; aber das waren Schmeichelenen — und nach meiner Meynung, muß ein Frauenzimmer nicht deswegen damit ihr geschmeichelt werde, eine Kunst lernen. Ich weiß aber wohl, daß hier viele Leute andrer Meynung sind. Hat doch ein jeder seinen Sinn!

Ein

Ein sehr würdiger Mann, der meine Tochter nicht kannte, und sie einmal in Gesellschaften spielen hörte, sagte zu meiner Frau: das ist ein sehr liebenswürdiges Frauenzimmer, ewig Schade, daß sie spielen kann! — Sie heyrathete bald nachher. Auf der Hochzeit, gieng unglücklicher Weise das Notenbuch verloren, und da war die ganze Musik bald vergessen.

Die meisten Frauenzimmer, bringen es in dieser Kunst nicht viel weiter, als meine zweyte Tochter es gebracht hatte; und man wird mir leicht zugestehn, daß es eben so gut ist, ob sie gar nicht spielen, oder gleich einer Vaucansonschen Maschiene, ein paar Stückchen herausbringen können. Doch die Mittelmäßigen sollen auch nicht in Gesellschaften spielen, sie sollen es zu ihrem eignen Vergnügen in der Einsamkeit, lernen. Allein, ist es möglich, daß sie an einem mit Mühe gelerntem tausendmal wiederholtem Stücke noch Vergnügen finden können? Daß sie es nicht finden, zeigt auch die Erfahrung, da sie, so bald eine gewisse Eitelkeit ihr Interesse nicht mehr dabey hat, auch kein Vergnügen mehr an ihrem Notenbuche haben.

Aber sie werden von der Musik besser zu urtheilen wissen, wenn sie selbst ein bischen spielen können. — Das leugne ich platterdings. Man frage das erste, das beste Frauenzimmer das funfzig Menuetten und Rondeaus spielen kann, nach dem, was eigentlich der Unterscheid zwischen diesen Tänzen sey, was sie eigentlich charakterisire? Man frage sie bey ihrem Urtheile einmal; warum gefällt oder mißfällt ihnen dieses oder jenes? Die Antworten werden meinen Satz hinlänglich beweisen. Ich weiß wohl, wie sehr es bey der Musik auf die Empfindung ankomme; allein kommt es bey der Poesie und Malerey, nicht auch auf die Empfindung an? und macht diese die Theorie im geringsten unnöthig? Meine älteste Tochter, die nicht ohne Empfindung war, und gut spielte, urtheilte sehr schlecht von allen, entweder in dem einfältigen edlen Kirchenstyle, oder mit einer leichten Naivetät geschriebnen Sachen.

Wenn man eine Parallele zwischen der Musik und Malerey machen wollte, so würde man sehn, daß die letztere ein weit besseres Schicksal gehabt, und dem Frauenzimmer auf eine weit bessre Art gelehrt werde. Man wende hier nicht ein, daß junge Frauenzimmer

nach

nach meinem Satze, auch das Zeichnen nicht lernen müßten, weil sie es doch so weit darin nicht bringen als grose Maler; weil eine mittelmäßige Zeichnung nichts schönes ist; weil sie aus dem bloßen Zeichnen, noch lange nicht von der Malerey urtheilen lernen, u. s. w. Das Zeichnen, selbst das mittelmäßige Zeichnen, hat seinen großen Nutzen und seinen wichtigen Einfluß, in die meisten Arbeiten der Frauenzimmer, in der Wahl ihrer Meublen, und in der Beurtheilung fast alles deß sen, was die Künstler und Handwerker für sie machen. Ein bisgen Zeichenkunst, setzt ein Frauenzimmer in den Stand, diesen Leuten alles deutlicher und besser vorzuschreiben, und allenfalls selbst die Form anzugeben. Ein bisgen Clavierspielen aber? Ich dächte der Nutzen davon in der Haushaltung würde schwer zu finden seyn.

Ein wenig Zeichnen zu können und Kenntnisse von der Malerey zu haben, sind noch zwey sehr verschiedne Dinge. Ich habe aber Frauenzimmer gekannt, die beydes mit einander verbunden besaßen, die ein Gemälde eines großen Künstlers, sehr artig zu beurtheilen, sich Rechenschaft von ihren Empfindungen zu ge-

ben, und die Ursachen zu errathen gewußt, warum der Maler diese oder jene von den Hauptpartien des Stücks so, und nicht anders gemacht hatte. Ich habe mich erkundigt, auf welche Art, sie sich diese Kenntnisse erworben. Hier ist das, was ich davon erfahren habe: Man hatte ihnen einen kurzen Begriff gemacht, was die Malerey, als eine schöne Kunst betrachtet, eigentlich sey, und sie aus dieser Erklärung die wichtigsten Regeln, die in der Natur der Kunst selbst liegen, folgern lassen. Man hatte ihnen die Gemälde vieler Meister, aus den verschiednen Schulen gezeigt, in Ermanglung der Gemälde, die Kupferstiche davon. Dabey hatten sie die Terminologie der Kunst, den Charakter einer jeden Schule, die Manier der ersten Meister, ohne alle Definitionen, bloß aus dem Anschauen gelernt; die ersten Grundregeln, die aus der Natur hergenommen sind, wiederholt; und durch die Beobachtung und Hülfe dessen der sie unterwiesen, die Regeln die das praktische der Kunst betreffen, selbst abstrahiren gelernt.

Sollte das nicht auch bey der Musik möglich seyn? dachte ich, und entschloß mich, bey meiner jüngsten

sten Tochter einen Versuch damit zu machen. Clavier spielen sollte sie also nicht lernen, aber sie sollte Musik hören lernen, so wie man ein Gemälde sehen lernt. Ich raffte meine wenigen Kenntnisse der Tonkunst, die ich über den Nevius und Brunnemann beynahe verlohren hatte, wieder zusammen, und fieng an, selbst der Musikmeister meiner Tochter zu seyn. Ich will meine Methode hier erzählen, ohne sie im geringsten jemanden als eine Regel vorzuschreiben, der er nothwendig folgen müßte. Ich gestehe gerne zu, daß sich dabey vieles verändern, vieles verbessern ließe; aber ich bin der erste Musikmeister von dieser Art gewesen, und das dünkt mich, ist eine große Entschuldigung.

Zuvor muß ich noch sagen, daß meine Tochter, die natürliche Anlage hatte, Musik empfinden zu können. Ohne diese, hätte ich meinen Plan nur halb ausführen, ich hätte sie etwa so weit bringen können, daß sie ganz artig von der Musik zu reden, und ziemlich richtig davon zu urtheilen gewußt; aber das feine Gefühl der Schönheiten, die dem Raisonnement entwischen, hätte ich ihr nicht geben können, weil meine Methode die Organisation der Empfindungskraft nicht

ändern kann. Nun zur Sache! In ihrer ersten Jugend, that ich weiter nichts, als daß ich sie oft Concerte hören ließ, ihr oft selbst auf dem Claviere vorspielte, und sie auf die schönsten Stellen aufmerksam machte. Ich suchte dabey alle Stücke die in verschiednen Schreibarten gesetzt waren, alte und neue, italienische, deutsche und französische Compositionen, Chorale und Opernarien, zusammen, trug ihr jedes nach seinem eigenthümlichen Charakter vor, und zeigte ihr das Schöne in jedem, um ihren Geschmack nicht zu verwöhnen, und ihn dadurch einseitig zu machen.

Als sie so alt war, daß ich glaubte, sie würde mich verstehn können, und zu einer gewissen Aufmerksamkeit, die die Sache erfordert, nicht mehr zu flüchtig seyn, fieng ich die eigentliche Ausführung meines Plans an. Den musikalischen Donat, nemlich die Kenntniß der Tasten, der Noten, der Taktbewegungen und etwas von der Angabe der Grund-Harmonie durch die Bezieferung des Basses, hatte sie gelernt. Alle fernere Unterweisung geschah auf folgende Art vor dem Claviere. Ich sagte ihr Anfangs nichts, was ich nicht gleich durch ein Exempel erläuterte, oder vielmehr, ich nahm

nahm aus den Beyspielen das her, was ich ihr sagen wollte, hütete mich aber sorgfältig, ihr etwas zu sagen, was sie nicht hätte verstehn können. Deswegen, hielt ich mich zuerst bey jedem Stücke nur bey dem auf, was die musikalische Terminologie betrift. Ich hatte bemerkt, daß viele Frauenzimmer, selbst die, die gut spielen konnten, sich lächerlich machten, so bald sie über die Musik in den Kunstwörtern sprechen wollten. Ich suchte meine Tochter mit allen Compositionsarten bekannt zu machen, ich zeigte ihr von vielen die Partitur, wir kamen dabey auf die verschiednen musikalischen Instrumente, ich sagte ihr das Eigenthümliche eines jeden Instruments, seinen Umfang, seinen Gebrauch, seine Würkung, entweder allein, oder in voller Musik, wie die Begleitung der übrigen Instrumente die Hauptparthie am besten hebe, und welche Instrumente mit den andern die meiste Verwandschaft haben, nebst allem, was sich aus diesen einzelnen Kenntnissen weiter herleiten läßt. Wie viel ist nicht bey Einer Partitur zu lernen! Es versteht sich, das wir weitere Beobachtungen über die Tonarten, den Generalbaß, die Verschiedenheit der Schlüssel, den Takt, die Taktbewe-

gung, und viel andre Anmerkungen nicht dabey vergeſſen haben.

Nach dieſem kamen wir auf die verſchiednen Tonſtücke ſelbſt. Was iſt ein Concert? was eine Sonate? was ein Mottet? wie iſt eins von dem andern unterſchieden? was iſt der Charakter eines jeden? was hat es für eine Würkung? dieſes führte uns in ein weites Feld, in welchem ich ihr gleichwohl nicht mehr zeigte, als ich für nöthig hielt, meinen Zweck zu erreichen, das iſt, ihr einen vollſtändigen Begriff von der ganzen Wiſſenſchaft der Muſik zu machen. Wir lernten hier, was das Thema (il motivo) eines Stücks ſey, in welchem Verhältniſſe die übrigen Sätze mit demſelben ſtehn müſſen, damit ein Ganzes daraus werde, die Abſchnitte, den Rythmus, die Cadenzen u. ſ. w. immer die Terminologie und die Sache zugleich. Heute z. E. hatten wir eine artige Menuet gefunden. Was iſt eine Menuet? fragte ſie mich. Was iſt das Thema darin? Wo müſſen die Abſchnitte ſeyn? Wie iſt die Taktbewegung? In welchem Verhältniſſe müſſen die übrigen Sätze mit dem Hauptſatze ſtehn? Wir verweilten uns eine Zeitlang bey den Tänzen, und giengen alle

Haupt-

Hauptarten derselben durch, die theatralischen nicht ausgeschlossen. Diese letztern gaben mir vornemlich Gelegenheit, von der nachahmenden Musik, von der Musik der Pantomime, und von der musikalischen Schreibart fürs Theater überhaupt, vieles zu lernen. Mit den übrigen Compositionsarten folgten wir eben diesem Plane.

Wir kamen auf die Singemusik. Hier war es eben, wo ich sie mit dem wichtigsten und angenehmsten Theile der Kunst bekannt machen wollte, nemlich mit der musikalischen Sprache, und dem Ausdrucke der Leidenschaften. Da der Ausdruck des Affekts, der Hauptgegenstand der Singemusik ist, und der untergelegte Text, die Sprache der Töne am deutlichsten erklärt; so hatte ich mit grosem Fleiße alles, was diesen Punkt betrift, bis hieher verspart, um mich ihr desto verständlicher zu machen, alle dunkeln philosophischen Sätze davon übergehn, und alles mit Exempeln erläutern zu können. Wir fiengen bey dem Choralgesange an. Ich suchte die Melodeyen aus, welche mir die besten zu seyn schienen. Hier hatten wir den Ausdruck der Freude, der Dankbarkeit, der Rue, der

Traurigkeit, und andrer Affekten, in dem schmucklosesten und einfachsten Gesange. Ich machte ihr dabey einen Begriff von der Schreibart der Kirchenmusik, und dem wahren Charakter derselben. — Ich kann hiebey eine kleine Anekdote, die mir viel Freude machte, nicht vorbey lassen. Einige Zeit nach dieser Lektion, ließ sich in unsrer Kirche ein neuer Organist hören. Meine älteste Tochter, hielt ihn für einen sehr großen Meister; die Jüngste widersprach ihr. Wenigstens sagte sie, ist er ein Mann, der ganz ohne Geschmack ist. Ist es möglich, daß man das schön finden kann, wenn der Mann zwischen jeder Reihe des Gesangs, mit einem unsinnigen Lermen von Läufen und Arpeggiaturen hervorbricht? Mir raubt er mit einemmale alle die Empfindungen der Andacht und Ehrfurcht, in die mich der einfache edle Gesang des Chorals gesetzt hatte. Soll ich dir sagen Schwester, wie mir solche Spielart vorkömmt? Grade so, als wenn in einem Trauerspiele, der Harlekin zwischen jeder Scene, aus den Kulissen hervorbrechen, und den Zuschauern, eine Minute lang, Gaukeleyen vormachen wollte. —

Univ. Bibl. München

Vom

Vom Chorale giengen wir zu den übrigen Arten der Kirchenmuſik fort. Wir hielten uns lange bey dem Tod Jeſu von Graun auf, und verglichen nachher damit, die Paſſionsmuſik: Seeliges Erwägen vom Telemann. Mit den Kirchenmuſiken die einen freundigen Gegenſtand haben, machten wir es eben ſo, vornemlich ſuchten wir immer zween groſſe Meiſter mit einander zu vergleichen, um ihre Manier in ähnlichen Stücken zu lernen. Wenn z. E. Pergoleſe in ſeinem ſtabat Mater &c. das in der Muſik iſt, was Raphael in der Malerey; ſo wird Graun in ſeinem Tod Jeſu, das ſeyn, was Correggio iſt. Raphael charakteriſirt ſich durch ſeine ſimple erhabne Zeichnung, Correggio hat weniger Zeichnung bey einem glänzendern Colorite. In der Muſik aber, iſt die Melodey die Zeichnung, und die Harmonie das Colorit.

Von der erhabenſten Stuffe der Tonkunſt, kamen wir jetzt zu den kleinen Liedern und Geſängen herab, welche die Freude, der Scherz, die Liebe und die Freundſchaft, den Menſchen eingegeben. Sollten dieſe ſchönen Blumen, welche die Natur, die nichts ſo ſehr als die Freude ihrer Geſchöpfe ſucht, auf dem rau-

hen

hen Pfade des Lebens aufblühen lassen, unsre Aufmerksamkeit nicht verdienen? — Wir trafen hier eine ganz andre Schreibart an. Wir suchten Lieder aller Nationen von Europa zusammen, und stellten Bemerkungen an, was in diesen der Ausdruck der Leidenschaften sey, und wie die Verschiedenheit der Nationen, dem Ausdrucke eben desselben Affekts so verschiedne Nüancen gebe. Man nehme einige Lieder von gleichem Gegenstande, von einem Italiener, Deutschen, Engländer und Franzosen componirt, man singe sie, so viel möglich ist, in dem eigenthümlichen Accente jeder Nation; dieses wird das beste Mittel seyn, einem Frauenzimmer eine Idee zu machen, was das heiße; das Stück ist im italienischen, französischen oder deutschen Geschmack gesetzt.

Bey der Betrachtung dieser Lieder, hatten wir schon vieles gewonnen, das uns Licht geben konnte, als wir zu der theatralischen Schreibart kamen. Ich muß mir Zwang anthun, wenn ich hier nicht zu weitläuftig werden will. Ich werde aber so viel möglich kurz seyn, und den Lesern nur den Weg anzeigen, den ich genommen habe, ohne ihn hier noch einmal zu

wie

machen. Wir fiengen bey der scherzhaften theatrali-
schen Schreibart an, weil sie am stärksten und deutlich-
sten ausdrückt. Ich spielte, und sang ihr eben dieselben Arien von verschiednen großen Meistern componirt vor, zeigte ihr den Ausdruk der im Grunde einerley, nur in der Manier des Meisters, oder nach dem Nationalgeschmacke verschieden war. Bey der ernsthaften theatralischen Schreibart, machten wir es eben so. Wir nahmen z. E. die Arie aus der Didone abbandonata: Va crescendo il mio tormento, nach der Composition eines Hasse, Piccini und Schwanbergers. Ich erklärte ihr den Text, weil sie das Italienische nicht verstand, und die Situation in der Dido ist, als sie dieses sagt. Was wird der Componist hier auszudrücken haben? Den Anfang eines großen Sturms der Leidenschaften, und eine ängstliche Ahndung in der sich die Seele befindet, wenn sie voraus fühlt, daß sie nicht stark genug seyn wird, der Gewalt des Affekts, wenn er ausbrechen sollte, zu widerstehn. Wie haben die Tonkünstler das ausgedrückt? Nun zum Clavier! Auf eben die Art, muß man die übrigen Leidenschaften die die Musik ausdrücken kann, durchgehn.

Wir

Wir thaten es, und stellten auch ältere und neuere Componisten gegen einander. Hier eine wichtige Bemerkung von der Veränderung des Geschmacks in der Musik, seit einem Jahrhunderte! Bey dieser Gelegenheit lernten wir die größten Tonkünstler kennen, und kamen dabey ganz natürlich auf die Geschichte der Musik.

Um ihr einen vollständigen Begriff von der Kunst zu machen, konnte ich diesen angenehmen Theil derselben ohnmöglich übergehen. Ich erzehlte ihr das, was ich wünschte, das Frauenzimmer von dem Charakter, dem Ansehn, dem Gebrauche, und der Würkung der Musik bey den alten Griechen, wissen möchten. Kein Wort von dem Proslambanomenos, von der Hypatehypaton, noch von der aristorenischen Berechnung der Intervalle; aber ein biegen von dem Charakter der verschiednen Tonarten, der dorischen, der jonischen u. s. w. Dieses letztere ist zum Verständnisse der Dichter und selbst einiger unserer besten Choral-Gesänge nothwendig. Sehr geschwind giengen wir über die Musik der Römer und aller Jahrhunderte vom Augustus bis auf das siebenzehnte weg. Ich sagte ihr nur höchst wenig,

von

von dem wenigen, was wir überhaupt davon wissen. Vom siebzehnten Jahrhunderte aber, bis auf unsre Zeiten hielten wir uns länger auf.

Das war der Cursus über die Musik, den ich mit meiner Tochter in weniger als Einem Jahre vollendete. Jetzt wußte sie nicht allein, der Musik mit doppeltem Vergnügen zuzuhören, sie wußte auch mit Kennern von der Musik zu sprechen, und ein Stück zu beurtheilen. Ohne diese Kenntnisse, muß die Musik nothwendig weiter nichts als ein wildes Geräusch seyn, der Verstand kann unmöglich Vergnügen daran finden, und ich wundre mich oft, warum viele Leute, die diese Kenntnisse nicht besitzen, in Concerte gehn, — wenn sie es nicht etwa des Gesprächs halben thun.

Noch eins! — Wie gern schwatzt man doch von seinen Kindern! — Meine Tochter hatte vom Zuhören einige artige deutsche und französische Lieder singen gelernt. Das war mir sehr angenehm. Der Gesang ist die eigentliche Musik, welche uns die Natur gegeben hat. Alle Nationen singen, und je glücklicher sie sind, je besser sie der unschuldigen Freuden des Lebens zu genießen wissen, je feiner ihre Empfindungen sind;

desto besser wissen sie durch Lieder die Vergnügungen der Gesellschaft zu erhöhen, sich die Arbeit zu erleichtern, und die verdrüßlichen Stunden aufzuheitern. Die Opernarien sind es nicht, die ich hieher rechne. Die erfordern zu viel Kunst, und selbst zu viel Aufmerksamkeit, als daß sie sich mit dem ungezwungnen Tone der Gesellschaft vertragen sollten. So wenig ich also auf das Clavierspielen des Frauenzimmers gebe, so gleichgültig es mir ist, ob sie Opernarien singen können oder nicht, wenn sie sie nicht in einem hohen Grade der Vollkommenheit singen; so sehr freue ich mich, wenn ein junges Mädchen, in Gesellschaften, wo man sich nach dem feinen Geschmacke der alten Griechen zu freuen weiß, den Myrthenzweig nicht vor sich vorbeygehn läßt.

So müssen also doch die jungen Mädchen förmlich singen lernen! — Das ist meine Meynung nicht. Die meisten jungen Frauenzimmer, haben eine natürliche Neigung zum Singen, sie lernen von selbst kleine Lieder singen, wenn sie oft singen hören. Mein Beweiß ist Sachsen und Thüringen, wo fast jedes Bauermädchen einige Lieder, wenigstens das bekannte Lied

des

des Gellert, Dandtag war schon lange Zeit, mit einer gewissen ländlichen Grazie, die ich dem gezwungenem Gesange mancher Stadtdame weit vorziehe, zu singen weiß. Hat also ein junges Mädchen nur einige Anlage dazu, so wird sie gewiß von selbst kleine Lieder singen lernen; und wenn sie weiß, daß der ungekünstelte leichte Vortrag, diesen Liedern den besten Reiz giebt, so wird sie dieselben auch auf die rechte Art singen lernen. Hat sie aber gar keine Anlage, gar kein musikalisches Ohr, so wird sie, wenn ihr auch zehn Singemeister gehalten werden, dennoch niemals rein singen lernen, und folglich allezeit das Ohr der Zuhörer beleidigen.

Wie aber, wenn ein Frauenzimmer, mit diesen theoretischen Kenntnissen, eine große praktische Fertigkeit verbindet? — Alsdenn glaube ich, daß sie in diesem Stücke die Zierde ihres Geschlechts und der Tonkunst ist. Allein ich weiß zu wohl, daß es nur wenige Frauen von **, nur sehr wenig Demoiselen **, und eine große Menge bedaurenswürdiger Clavierspielerinnen giebt. Ich behaupte nur, daß es allezeit besser

sey, die obangeführten theoretischen Kenntnisse allein zu besitzen, als ohne dieselben, Noten auf dem Claviere abspielen zu können.

Aber, es wird an einigen Orten, vorzüglich in kleinern Städten, Musikmeister geben, welche die verlangten Kenntnisse selbst nicht besitzen. — Der Einwurf wird mir schwer zu beantworten. Wenn ich wüßte, daß die Herren es der Mühe werth hielten, sich diese Kenntnisse zu erwerben; so würde ich ihnen des Rousseau Dictionaire de Musique, die Schriften eines Bach, Marpurg, Agricola, und Algarotti, des Martini Storia della Musica, Blainvillens Betrachtungen über die Musik aus dem Essai sur l'origine des connoissances humaines, Krausens Werk von der musikalischen Poesie, und andre gute Bücher vorschlagen, woraus sie, wenn sie es anders nicht für bequemer halten, bey dem Handwerksmäßigen ihrer Kunst stehn zu bleiben, vieles lernen könnten. Wenigstens glaube ich, daß es in den größern Städten einige Tonkünstler geben wird, die im Stande sind ihre Kunst so, wie einige Professori della Musica in Italien,

lien, zu lehren. Die großen Städte aber, müßten auch hierin, so wie in andern Dingen, den kleinern den Ton angeben.

Philotheres.

V.

Schreiben eines Frauenzimmers, an den Verfaſſer vorſtehenden Aufſatzes.

Mein Herr,

Da ich nicht die Ehre habe von Ihnen gekannt zu werden, ſo muß ich nur gleich Anfangs ſagen, daß ich eine große Freundinn von der theoretiſchen und praktiſchen Muſik bin, und Ihre Abhandlung über die Erlernung derſelben für junge Frauenzimmer, mit vieler Aufmerkſamkeit geleſen habe. In einigen Stücken hatten ſie meinen ganzen Beyfall, in verſchieden andern aber, war ich nichts weniger als mit Ihnen zufrieden. Ich ſetzte mich nieder, machte ein ſo finſteres Geſicht als ein Recenſent, und ſchrieb alles auf was ich gegen ſie einzuwenden hatte. Einige meiner Freundinnen, bey denen Sie ſich, unter uns geſagt, durch Ihre Abhandlung eben nicht ſehr eingeſchmeichelt haben, riethen mir, meine Kritik nach jetziger Mode recht beyſſend einzurichten, und ſie alsdenn baldmöglichſt drukken zu laſſen.

Für

Für das erste, hat eben die Musik meinen Charakter zu sanft gemacht, und das andre ist deswegen so lange unterblieben, weil ich noch immer glaubte, daß irgend ein Frauenzimmer, welches die Sache besser verstünde als ich, auftreten, oder auch einer von den jungen Herrn die den Kopf nicht bloß der Frisur halben tragen, die Artigkeit haben würde, unser Geschlecht gegen einen Mann zu vertheidigen, der nichts wenniger im Sinne zu haben scheint, als ihm mit guter Manier einen beträchtlichen Theil der praktischen Musik zu rauben. Jenes ist nun aber bisher nicht geschehn, und also ist es besser daß ich schreibe, es mag nun so gut werden wie es will, als daß wir Ihnen so ruhig das letzte Wort lassen. — Sie scheinen zwar ein alter und ein bisgen grämlicher Mann zu seyn; allein so sehr eigensinnig und ungalant sind Sie doch nicht, daß ich gar keine Hoffnung haben sollte, Sie werden mir am Ende aufrichtig gestehn; daß Sie die an sich recht gute Idee von dem Unterrichte der jungen Frauenzimmer in der Musik, zu weit getrieben haben, so bald sie anfiengen ein System darauf zu bauen, und daß Sie bey dem Unterrichte Ihrer

rer jungen Töchter von einem Aeußersten zu dem andern übergegangen sind.

Sie halten also wenig oder gar nichts darauf, daß ein Frauenzimmer die praktische Musik oder die Kunst ein Instrument zu spielen, und methodisch nach Noten zu singen, erlerne. Das Clavierspielen, sagen Sie, üben die meisten so mechanisch aus, als Vaucansons Maschiene das Flötenspielen. Sie erlernen es, bloß weil eine gewisse Eitelkeit ihr Interesse dabey findet; setzen sich, wenn sie es weit darin bringen dem Neide ihrer Gesellschafterinnen und den übertriebnen Schmeicheleyen der jungen Herrn aus; machen sich lächerlich oder mitleidswürdig, wenn sie schlecht oder mittelmäßig spielen; lernen dadurch im geringsten nicht besser von der Musik urtheilen; werden oft eben durch ihre Kunst in Gesellschaften in Verlegenheit gesetzt, indem man sie für stolz darauf hält, wenn sie dieselbe ohne lange gebeten zu werden ausüben, und für stolz und eigensinnig dazu, wenn sie sich lange oder auch vergebens darum bitten lassen; sie haben folglich im Ganzen mehr Mißvergnügen als Vergnügen davon, und lassen sie fast allemal liegen, so bald sie in einen Stand kom-

kommen, worin ſie die menſchliche Geſellſchaft aus einem ernſthaftern Geſichtspunkte zu betrachten anfangen. Das Singen, dem Sie, mein Herr, ſonſt große und verdiente Lobſprüche ertheilen, ſollen junge Frauenzimmer, nach Ihrer Meynung ebenfalls nicht methodiſch erlernen; weil ſie bey einer guten natürlichen Anlage dazu, es von ſelbſt lernen, und alsdenn mit einer gewiſſen naiven Grazie, die alle Kunſt weit übertrifft, nur kleine Lieder welche die Freuden des geſelligen Lebens erhöhn, ſingen ſollen, ohne ſich und die Zuhörer mit den großen italieniſchen Arien, die nur alsdenn angenehm ſeyn können, wenn ſie in einem gewiſſen Grade der Vollkommenheit und bey dem gehörigen Accompagnement geſungen werden, zu ermüden. Eine gewiſſe Theorie der Muſik aber, ſollen nach Ihrem Syſtem alle Frauenzimmer von edlerer Erziehung, praktiſch und durch Beyſpiele lernen, damit ſie im Stande ſind einer Muſik mit Verſtande und doppeltem Vergnügen zuzuhören, ſie richtig zu beurtheilen, mit Kennern davon zu reden, und die Urſachen warum ſie etwas für gut oder ſchlecht halten anzugeben.

Nicht wahr, mein Herr, dieſes iſt Ihre Meynung. Ich habe jenen Grundriß aus Ihrer ganzen Abhandlung zuſammen geſetzt, theils um Ihnen zu zeigen, daß ich ſie verſtanden habe, theils aber auch, um ſchon zum voraus bemerken zu laſſen, wie viel Ihre Gründe verlieren, wenn man ſie aus dem falſchen Lichte herausſetzt, das Sie darüber zu werfen gewußt haben.

Glauben Sie aber ja nicht, daß ich hier eine Vertheidigung derjenigen Frauenzimmer machen will, die eitel auf eine muſikaliſche Kenntniß ſind, die im Grunde weiter in nichts beſteht, als darin daß ihre Finger zu einem halben Dutzend Menuetten, ein paar Rondeaus oder einigen Tänzen abgerichtet ſind, und deren Kehle etwa die Hälfte von den Tönen einer ſeichten Opernarie hervorbringen kann; das iſt meine Abſicht ganz und gar nicht. Ich bedauere ein jedes eitles Mädchen das ein Paar Stückchen auf dem Clavier erbärmlich herzuſtümpern weiß, und eine große Arie mit ihrer Stimme entſtellt, anſtatt daß ſie ein kleines Liedchen vielleicht artig und angenehm hätte ſingen können. Ich bin ſo gar mit Ihnen der Meinung, daß es unendlich weit beſ-

ſer

ser, rühmlicher und angenehmer für ein Frauenzimmer sey, wenn sie die Musik nach Ihrem Sinne theoretisch kennt, davon zu reden und sich Rechenschaft von ihren Empfindungen zu geben weiß, und dabey weder ein Instrument spielt noch singen kann, als wenn sie dieses sehr mittelmäßig versteht, und von jenem gar keinen Begriff hat. Nur das kann ich Ihnen nicht vergeben, mein Herr, daß sie uns unser Clavier und unsern Unterricht im Singen ganz und gar nehmen, und uns bloß ein bischen mehr Theorie dafür zutheilen wollen. Gestehn Sie nur immer, daß Sie, eine an sich richtige Idee zu weit getrieben. Sollte es denn würklich nicht besser seyn, allenfalls ein bischen weniger Theorie als Ihre jüngste Demoiselle Tochter zu besitzen, allenfalls die Metaphysik der Tonkunst, (ich nenne alles Metaphysik was mir so transcendentalisch vorkommt) und ihre alte Geschichte ein bischen weniger zu kennen; und dafür auch nur mittelmäßig und zu eignem Vergnügen in der Einsamkeit, das Clavier zu spielen, und ein kleines artiges Lied sich selbst nach Noten zu lehren wissen? Das dächte ich doch! und alle Frauenzimmer die ich kenne sind meiner Meynung. — Aber das alles wi-

derlegt meine Gründe noch nicht, werden sie sagen. — Gut, ich will es versuchen, ob ich Sie widerlegen kann, und wenn ich das nicht kann, so will ich doch schon wissen Recht zu behalten. Ich will Ihnen nemlich alsdenn erzehlen, auf welche Art ich die Musik gelernt habe, und da besitze ich als ein junges Mädchen Eitelkeit genung, um zu glauben, daß die meisten Stimmen auf meine Seite fallen werden, und es sie selbst vielleicht noch gereuen soll, daß sie Ihre Tochter nicht nach meinem Plane in der Musik unterrichtet haben.

Es giebt würklich viele Frauenzimmer, die das Clavierspielen maschinenmäßig ausüben, allein folgt daraus, das sie es nun gar nicht lernen müssen? Ich dächte, der natürlichste Schluß wäre nun, daß sie suchen müßten es auf eine vernünftigere Weise zu lernen, und die Theorie mit der Praxis zu verbinden. Sie verstehn mich, mein Herr, daß ich hier unter Theorie etwas mehr begreife als die trocknen Regeln des Generalbasses. Ich muß das aber deswegen hier anführen, weil ich einmal einen Musikmeister hatte, der, wenn ich von der Theorie der Musik als einer von den schönen Wissenschaften mit ihm sprach, sich immer weiter

mit

nichts als den Generalbaß dabey dachte. Es kann doch möglich seyn, daß es mehr solcher Musikmeister in der Welt giebt.

Die Frauenzimmer sagen Sie, erlernen die Musik nur, weil eine gewisse Eitelkeit ihr Interesse dabey findet? — Das würde ich Ihnen niemals vergeben, wenn ich nicht wüßte, das sie ein alter Mann wären. Aber so ist es den armen Mädchen immer gegangen. Die Alten denen man gemeiniglich am meisten glaubt, haben es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, daß wir eitel sind, und darüber ist dieses Vorurtheil fast in der ganzen Welt als ein Grundsatz angenommen worden. Ich kann nicht leugnen, daß es Mädchen giebt die auf ihr Clavierspielen eitel sind, allein daß diese Eitelkeit bey allen der Bewegungsgrund seyn sollte, warum sie es lernen, das werde ich Ihnen niemals zugeben. Und überdem würden wir, wenn der Grund hinlänglich seyn sollte, alsdenn nicht platterdings nichts lernen müssen? Könnte man in einer grämlichen Laune nicht eben das sagen, wenn wir Sprachen, Zeichnen, Tanzen, Stikken und dergleichen lernen? Könnte man nicht eben von Ihrer jüngsten Tochter am ersten sagen, daß sie

auch

auch die Theorie der Musik bloß aus Eitelkeit so gut gelernt habe, um davon mit Kennern gründlich und richtig sprechen zu können, um mit ihren Kenntnissen derselben in der Oper und auch auf dem Tanzsaale zu brilliren? —

Eben dieses widerlegt sie auch, wenn Sie sagen, daß ein Frauenzimmer sich den Neid der andern und die übertriebnen Schmeicheleyen der Mannspersonen zuziehe, wenn sie es weit in der Musik gebracht habe. Soll man aus Furcht beneidet zu werden es nicht weit in einer Sache zu bringen suchen, so muß kein Mensch in einer Sache dieses suchen, und gegen die schädlichen Würkungen der Schmeicheley ist es gerade das beste Mittel, daß man es recht weit in einer Sache zu bringen suche. —

Daß man sich, wenn man mittelmäßig oder schlecht spielt, lächerlich oder mitleidenswürdig mache, ist nur alsdenn wahr, wenn ein Frauenzimmer stolz auf ihr bischen Musik ist, kostbar damit thut, oder sich immer hören lassen will, und sich einbildet mehr zu wissen als sie weiß. Wenn dieses nicht ist, so sehe ich nicht ab, warum ein Frauenzimmer verlacht oder bedauert

dauert zu werden verdiene, wenn ſie mittelmäßig oder auch ſchlecht in einer Kunſt iſt, mit der ſie nicht groß thut, und die ſie in dem Falle für Niemanden wiſſen muß als für ſich ſelbſt, oder für die, welche nun eben nichts beſſers zu thun haben als ihr zuzuhören, und dieſer Fall tritt doch in Geſellſchaften nicht ſelten ein.

Daß man durch ein wenig Clavierſpielen nicht beſſer von der Muſik überhaupt urtheilen lerne, darin haben Sie nach meiner Meynung vollkommen Recht; aber eben deswegen wünſchte ich die Theorie mit der Praxis mehr verbunden zu ſehn.

Ein Frauenzimmer, ſagen Sie ferner, wird durch die Kenntniß der praktiſchen Muſik in Geſellſchaften oft in Verlegenheit geſetzt, indem man ſie für ſtolz darauf hält, wenn ſie, ohne ſich lange bitten zu laſſen ihre Geſchicklichkeit zeigt, und für ſtolz und eigenſinnig dazu, wenn ſie ſich lange oder vergebens darum bitten läßt. Sollte das im Ernſte ein Grund gegen die Erlernung der praktiſchen Muſik ſeyn, ſo müßte es auch nothwendig gegen das Singen kleiner Lieder in Geſellſchaften ſeyn, welches ſie doch ſonſt ſo ſehr rühmen. Ein Frauenzimmer das Verſtand, einige Kennt-

niß

niß der Welt und keine überwiegende Eitelkeit beſitzt, wird nach Beſchaffenheit der Umſtände allemal mit vieler Sicherheit beurtheilen können, ob und wie lange, oder wenn ſie ſich einmal vergebens ſoll bitten laſſen. Und wenn ich nun, ungetäuſcht durch die Begierde zu glänzen, überzeugt bin, daß ich recht gehandelt habe, ſollte ich alsdenn in Verlegenheit geſetzt werden können, über das was ein Paar andre neidiſche Mädchen, oder ein Paar naſeweiſe junge Herrn von mir urtheilen? Sie ſind ein geſetzter Mann, mein Herr, das kann Ihr Ernſt unmöglich geweſen ſeyn. Und überdem müſten wir, wenn dieſer Grund unumſtößlich wäre nichts lernen, wodurch wir uns zuweilen die Aufmerkſamkeit und den Beyfall der Geſellſchaften erwerben können.

Sie behaupten, wir hätten im Ganzen mehr Mißvergnügen als Vergnügen von der praktiſchen Muſik. Dieſen Schluß machen Sie, nachdem Sie zuvor erwieſen haben, daß es unmöglich ſey, nach Vergnügen an einem Stückchen zu finden, das man hundert mal hat klimpern müſſen, ehe man es einigermaaßen vortragen gelernt hat; und nachdem ſie von den vielen

ver-

verdrüßlichen Stunden geredet haben, die ein junges Mädchen an ihrem Claviere zubringen muß, ehe sie sich es einmal in Gesellschaft merken lassen darf, daß sie ein wenig spielen könne. Wenn dieses der Fall bey jedem Frauenzimmer wäre, so würden sie vollkommen Recht haben. Aber ist es nicht würklich eine kleine Bosheit, daß Sie hier eben ein Frauenzimmer annehmen, das weder Genie, noch einen guten Musikmeister hat? Fehlt Eines oder das Andre von diesen, so thut ein junges Mädchen allerdings wohl, wenn sie die Musik lieber gar nicht methodisch lernt, und zufrieden ist, allenfalls ein Paar Liederchen singen zu können. Hat sie aber eine gute natürliche Anlage und auch nur einen nicht ungeschickten Meister, so werden ihr ihre Clavierstunden die angenehmsten aus ihrem ganzen Unterrichte seyn. Ein Frauenzimmer aber das einen nur mittelmäßig geschickten Lehrer hat, und sich auf ihre Clavierstunden nicht freut, muß gar nicht Musik lernen, denn dieses ist das sicherste Merkmal daß ihr Kopf nicht musicalisch ist.

Wenn Sie von dem größren Vergnügen reden, welches die Musik denen verschafft welche sie theoretisch ken-

kennen, und ihr mit Verstande zuzuhören wissen; so habe ich dagegen weiter nichts einzuwenden, als daß dieses unter gehörigen Umständen die Praxis nicht ausschließen müsse. Zum Beweise will ich selbst das Beyspiel Ihrer beyden Töchter anführen. Die älteste kennt die Musik bloß praktisch, die jüngste bloß theoretisch, jede das ihrige in dem gehörigen Grade der Vollkommenheit. Beyde leben in einer großen Stadt, wo sie Gelegenheit haben bey musikalischen Schauspielen zu seyn, und gute Concerte zu hören. Bisher glaube ich, daß die jüngste mehr Vergnügen von ihrer bloß theoretischen Kenntniß habe als die älteste von ihrer bloß praktischen. Versetzen Sie aber beyde in eine kleinere Stadt oder auf das Land, oder in Umstände die ihnen nicht erlauben, weder musikalische Schauspiele noch Concerte zu hören, und dieses ist doch sehr möglich; wie wird es nun mit dem Vergnügen der jüngsten stehn? Sie hat keine Gelegenheit mehr gute Musik zu hören, und keine Kenner mit denen sie sich davon unterreden kann — also sind ihr jetzt alle ihre theoretische Kenntnisse sehr unnütz. Die älteste hat ihr Clavier und ihre Musikalien bey sich, weiß sich dadurch

durch die verlorne größre Muſik glücklich zu erſetzen, und ſich und ihren Geſellſchaften, noch immer ein ſehr angenehmes Vergnügen zu machen. Welche von beyden hat nun die meiſten Vortheile von ihren muſikaliſchen Kenntniſſen?

Daß Frauenzimmer, wenn ſie verheyrathet ſind faſt allemal ihre praktiſche Muſik liegen laſſen, iſt leider mehr als zu wahr; und Sie haben dieſes ganz künſtlich zu einem Grunde Ihres Beweiſes zu machen gewußt, daß die Bemühungen der meiſten jungen Mädchen um die praktiſche Muſik, aus ihrer Eitelkeit herrührten. Ich behaupte aber, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, daß die Haupturſache der Vernachläßigung der Muſik, welche Sie den Verheyratheten vorwerfen, darin liege, daß es zu wenig Mannsperſonen giebt, die auch nur eine mittelmäßige Kenntniß von der praktiſchen Muſik beſitzen. Iſt der Mann ohne Gefühl für die Reize der Harmonie, und ohne Kenntniß derſelben, ſo halte ich es für einen Beweis der Klugheit einer Frau, wenn ſie im Anfange weniger auf ihre Muſik zu geben ſcheint, und ſie darüber am Ende ganz vernachläßigt. Hat aber der Mann genug Fein-

heit der Empfindung um an der Musik Geschmack finden zu können, und genug Verstand um außer denen Kenntnissen welche ihm sein Brodt erwerben, noch einige andre zu fassen; so sehe ich keine Ursache warum die Frau eine Kunst sollte liegen lassen, wodurch sie sich und ihrem Manne ein so angenehmes Vergnügen machen kann. Die vergrößerte Menge der Geschäfte und Pflichten kann die Haupturſache der Vernachläßigung nicht seyn, denn sonst müßte ein verheyrathetes Frauenzimmer alle ihre übrigen schönen Kenntnisse eben so vernachläßigen. Wenn die schönen Künste überhaupt da sind, und gelernt zu werden verdienen, weil sie uns das Leben durch unschuldige feine Vergnügungen angenehmer machen, die besten Erholungen von ernsthaftern Geschäften, und die Aufmunterung in Widerwärtigkeiten seyn sollen; so sehe ich nicht ab, warum eine Frau in der Ehe, worin es an den beyden letztern selten zu fehlen pflegt, sie ohne andre Ursachen zu haben, vernachläßigen sollte. Ich wenigstens mache mir einen ganz angenehmen Begriff davon, wie viel es zur Vermehrung der häuslichen Glückseligkeit beytragen könne, wenn der Mann und die Frau Geschmack

ſchmack an der Muſik finden und ſie auszuüben wiſſen; wenn der Mann nach den Geſchäften des Tages, mit ſeiner Frau ſingt, ihr am Flügel accompagnirt, oder von ihr accompagnirt wird, und ſich dadurch die zur Erholung beſtimmten Stunden zuweilen aufheitert. Wenigſtens glaube ich, daß dieſes beſſer ſey, als wenn der Mann ſeine Frau gar nicht ſieht, oder bey ihr Langeweile hat, mit ihr in Charten ſpielt, oder gar ſich mit ihr zankt.

Von den kleinen Liedern und Geſängen, welche die Freude, der Scherz, die Freundſchaft und die Liebe den Menſchen gelehrt haben, ſagen Sie: Sollten dieſe ſchönen Blumen, welche die Natur die nichts ſo ſehr als die Freude ihrer Geſchöpfe ſucht, auf dem rauhen Pfade des Lebens aufblühen laſſen, unſre Aufmerkſamkeit nicht verdienen? Ich freute mich ungemein, als meine jüngſte Tochter, vom Zuhören einige artige deutſche und franzöſiſche Lieder ſingen gelernt. Der Geſang iſt die eigentliche Muſik der Natur. Alle Nationen ſingen, und je glücklicher ſie ſind, je beſſer ſie der unſchuldigen Freuden des Lebens zu genießen wiſſen, je feiner ihre Empfindungen ſind deſto beſſer wiſſen ſie durch

Lieder die Vergnügungen der Gesellschaft zu erhöhen, sich die Arbeit zu erleichtern, und die verdrüßlichen Stunden aufzuheitern, und ich freue mich immer, wenn ein junges Mädchen in Gesellschaften, wo man sich nach dem feinen Geschmacke der alten Griechen zu freuen weiß, den Myrthenzweig nicht vor sich vorbeygehen läßt. — In allem diesen bin ich von ganzem Herzen ihrer Meinung, aber keineswegs in dem folgenden, wenn Sie behaupten; aber singen lernen müssen die Mädchen dem ohngeachtet nicht. — Das ist ein unverzeihlicher Eigensinn! Wenn ein junges Frauenzimmer vom Zuhören Lieder weiß, so hat sie selbige ja doch gelernt, und wenn sie ihr Singen durch Unterricht eines guten Singemeisters weiß, so hat sie es auch gelernt, und in diesem letzten Falle ohne Zweifel besser als im ersten. Warum aber soll sie es nicht, wenn sie es haben kann, lieber besser lernen als schlechter? Die thüringischen Bauermädchen welche Sie anführen, lernen das Singen nicht alle von selbst, sondern sie werden in den Schulen darin unterrichtet. Sie mein Herr, haben darin Recht, daß die welche das Singen von selbst lernen, sehr viel natürliche Anlage dazu haben müssen,

müssen, und folglich allemal angenehm singen werden. Allein deren ist doch gewiß nicht die größte Anzahl, und würden diese selbst es nicht bey einem guten Unterrichte noch weiter bringen können? Sollen aber alle die übrigen welche nicht so viel Genie haben, eines Vergnügens entbehren, das Sie selbst so reizend beschrieben haben, und das sie sich doch durch einigen Unterricht ohne große Mühe erwerben könnten? Die ersten werden es, wenn sie Unterricht haben, so weit bringen, daß sie die großen Singstücke der Italiäner in dem gehörigen Grade der Vollkommenheit singen, und die andern müssen bey ihren Gesängen und Liedern stehn bleiben. Die wenigen Frauenzimmer aber, in deren ganzer Maschiene kein musikalischer Ton ist, können und müssen auch nicht singen lernen. Für diese ist Ihr Unterricht in der theoretischen Musik allein, unverbesserlich gut.

Nun noch zwo Haupteinwendungen. — Sehn Sie wie schwer es hält daß ein Frauenzimmer aufhört, wenn sie Recht zu haben glaubt — Das Resultat ihrer ganzen Abhandlung ist: die allermeisten Frauenzimmer lernen die praktische Musik nur mittelmäßig; das Mit-

telmäßige in einer ſchönen Kunſt iſt ſchon ein Fehler; folglich müſſen ſie keine praktiſche Muſik lernen. Ob ich gleich nicht ein Wort von der Logik verſtehe, ſo dünkt mich doch immer, daß Sie hier nicht ganz recht geſchloſſen haben. Den erſten Satz gebe ich zu, der zweyte aber iſt nur von denen wahr, die Profeßion von der Kunſt machen. Bey dieſen iſt die Mittelmäßigkeit allerdings ein Fehler, nicht aber bey einem Frauenzimmer, das die Kunſt nicht lernt um es zur Vollkommenheit zu bringen oder die Grenzen derſelben zu erweitern, ſondern bloß um ein unſchuldiges Vergnügen zu haben.

Ueberhaupt, mein Herr, muß ich Ihnen ſagen, daß alles was ſie gegen die Erlernung der praktiſchen Muſik von dem Frauenzimmer behauptet haben, ſich wenn es wahr wäre, ebenfalls gegen die Erlernung derſelben von denjenigen Mannsperſonen ſagen lieſſe, die keine Profeſſion davon zu machen denken. Sehn Sie nur alle Ihre Gründe nach, ſo werden Sie dieſes wahr finden. Würden Sie ſelbſt aber, mein Herr, ſich dadurch Ihre praktiſche Muſik nehmen laſſen? Würden Sie ohne dieſelbe einmal im Stande geweſen

ſeyn,

ſeyn, Ihre Tochter ſo gut in der theoretiſchen zu unterrichten? Und was würde es denn überhaupt für eine traurige Sache ſeyn, wenn nur diejenigen die Muſik lernen ſollten, die Profeßion davon zu machen denken, und die übrigen gar nicht? Lernten den Griechen, welche in den Künſten des Vergnügens immer unſre Lehrer bleiben werden, nur die künftigen Virtuoſen die praktiſche Muſik, oder ward ſie nicht vielmehr von der ganzen Nation erlernt? und iſt das nicht in einigen der vorzüglichſten Theile von Europa eben ſo? —

Alſo wird die Wahrheit bey dieſer Sache, wie bey allen übrigen, wohl in der Mitte liegen. Laſſen Sie mir mein bischen praktiſche Muſik; und kommen Sie, und geben mir Unterricht in Ihrer theoretiſchen!

Sophie Rudolphine A.

VI.

Von dem verſchiedenen Tone der Ausſprache des Worts, Ich.

Ich verſtehe hier unter dem verſchiednen Tone, nicht den beſondern Accent der in einer Rede oder auch im Geſpräche auf das Ich gelegt wird, um den Gegenſatz gegen eine oder mehr andre Perſonen, oder auch ſonſt eine Nüance der Rede auszudrücken; ich verſtehe hier darunter den Ton mit dem alle Menſchen nach ihrem verſchiednen Charakter, auch nicht ſelten nach ihrem verſchiednen Stande, Vermögen und Anſehn, das Ich verſchieden ausſprechen. Jener Ton gehört zur Declamation im Reden. Dieſer aber, von dem ich hier rede, zu der Charakteriſtik der Menſchen.

Es iſt ſehr ſchwer von bloßen Tönen ſo zu ſchreiben, daß man ſich verſtändlich macht. Ich werde alſo nur die am ſtärkſten von einander abſtechenden Beyſpiele von Tönen, womit das Ich ſo verſchieden ausgeſprochen wird, hier anführen können, um die Leſer

in

in den Stand zu ſetzen, dieſe Beobachtungen, wenn ſie Luſt dazu haben, in feineren Nüancen ſelbſt anzuſtellen.

Dem aufmerkſamen Beobachter, entdeckt ſich der Charakter der Menſchen eben ſowohl in dem Tone der Sprache als in den Mienen. Es fiel mir vor einiger Zeit ein, einmal vorzüglich auf die Ausſprache des Worts Ich Achtung zu geben, weil doch dieſes einem jeden das intereſſanteſte unter allen Wörtern iſt. Nach einer ziemlichen Menge von Erfahrungen fand ich, daß, der bloße Ton der Ausſprache dieſes Worts, allein genommen, ſchon einen nicht ganz unſichern Maasſtab abgäbe, wie groß die Begriffe ſeyn, die ein jeder von ſich ſelbſt hat, und wie groß das Zutrauen ſey, das er auf ſeine Kräfte, ſeine Fähigkeiten, ſeinen Stand, ſein Vermögen, auch auf ſeine Verwandſchaften ſetze; hinzugefügt aber zu andern Umſtänden, aus denen man von dem Aeußerlichen eines Menſchen auf ſeinen Charakter ſchlieſſen kann, keine geringe Vermehrung der Größe der Wahrſcheinlichkeit mache. Wie weit iſt das Ich eines aufgeblaſnen kecken jungen Magiſters, von dem Ich eines wahrhaftig großen Gelehrten der ſo viel gelernt hat, daß er in jeder Wiſſenſchaft ſieht,

wie viel wir Menſchen nicht wiſſen, ſelbſt im Tone unterſchieden! Zu beſchreiben iſt dieſer Unterſchied nicht. Die meiſten von meinen Leſern aber, werden ihn leicht bemerken können, und die das nicht können, würden auch die beſte Beſchreibung davon, wenn ſie möglich wäre, nicht verſtehn. Das Ich, eines honigſüßen jungen Herrn, von dem Ich eines alten grämlichen Geizhalſes; das Ich einer Beſchweſter, von dem Ich einer Coquette; das Ich des Windbeutels, von dem Ich des beſcheidnen Mannes; das Ich des muthigen heitern Menſchenfreundes, von dem Ich des kleinen Hinterliſtigen der nur immer auf ſeinen Vortheil ſieht; das Ich des Beherzten und des Furchtſamen, des Stolzen und des Demüthigen, des Wollüſtlings und des Stoikers — Welch eine große Verſchiedenheit in der Ausſprache aller dieſer Ich! In dem Ich des jungen Herrn, etwas anſchmiegendes, ſüßes, gezognes; in dem Ich des grämlichen Geizigen etwas knarrendes, das mit dem Knarren eines am Knochen nagenden Hundes nicht wenig Aehnlichkeit hat. Das Heulende, dem Tone der Nachteule gleichende in dem Ich der Devote; das Schreyende, hoch und dennoch ſtumpf tönende in dem

Ich

Ich des Windbeutels; das tiefe ſich immer gleiche Ich des beſcheidnen Mannes; das faſt unhörbare ganz an das folgende Wort hinangezogene, und dennoch mit einigem Stammeln hervorgebrachte Ich des Furchtſamen; der ſcharfe Ton in dem Ich des Beherzten; der ſcharfe aber weit tiefere Ton, und die kleine Pauſe, die der Stolze nach der Ausſprache eines ſo hochachtungswürdigen Worts, um den ganzen Werth der großen Idee fühlen zu können, macht; alles dieſes fällt ſo ſehr ins Ohr, und kann von jedem ſo leicht bemerkt werden, (wenn man nemlich das Ich der Coquette ausnimmt, als welches wegen ſeiner großen Veränderlichkeit beſonders ſtudiert werden muß) daß ich eine ſehr vergebne Arbeit thun würde, wenn ich mich länger bey der Beſchreibung dieſer Töne aufhalten wollte.

Bey denen Menſchen, die ſchwach genug dazu ſind, ihren Charakter von äußern Umſtänden z. E. von ihrem Stande, von ihrem Vermögen, von ihrer Schönheit und oft von noch größern Kleinigkeiten einrichten zu laſſen; bey denen, ſage ich, hat auch alles dieſes einen großen Einfluß auf den Ton der Ausſprache des Ich, und macht es ſehr veränderlich. Wie ſehr iſt der

Ton

Ton der Aussprache des Ich manches kleinen Dorf-Despoten von dem Ich des Bauern; das Ich des Postmeisters von dem Ich des Postillions; das Ich des Kirchenraths von dem Ich des demüthigen Candidaten; wie sehr sind überhaupt alle die Ich der verschiednen Stände, bey allen denen Leuten, die wie oben gesagt ist, keinen Charakter und kein Herz haben, das über ihren Stand erhaben ist, von einander unterschieden! Dieser Unterscheid ist vorzüglich alsdenn leicht zu bemerken, wenn diese Leute miteinander in Gesellschaft sind, und sich mit einander unterreden. Wenn das geendigt ist, so nimmt jeder gemeiniglich den Ton des Ich wieder an, der ihm eigenthümlich ist, und die Veränderung wird oft so groß, daß sie grade das Gegentheil von dem vorigen ausmacht.

Diese Verschiedenheit des Tons in der Aussprache des Worts Ich, erstreckt sich im Ganzen genommen, sogar auf verschiedne Länder und Städte. Das Ich in den democratischen Cantons der Schweiz, klingt anders, als das Ich in den aristocratischen. Das Ich des Spaniers anders, als das Ich des Holländers; das Ich des Franzosen macht einen ganz andern Ton, als

das

das Ich des Engländers. Das Ich des Deutschen — Doch das ist so verschieden als die Charaktere der verschiednen Bewohner seiner Kreise sind. Mit den großen Städten ist es eben so. In einigen, wo die Menschen zur Verschönerung der natürlichen Ordnung, und um sich destomehr von den Wilden zu unterscheiden, in Classen vertheilt sind, hat sogar jede Classe ein eigenes Ich, und ist sehr eifersüchtig darauf, daß ja keine andre Classe den ihr gehörigen Ton des Ich annehmen möge. Das Ich einiger Städte ist den Fremden verhaßt, das Ich andrer gefällt ihnen. Einer meiner Freunde, ein Engländer hat mir ganz besondre Beobachtungen darüber, die er auf seinen Reisen durch Deutschland gemacht, mitgetheilt, die ich aber hier nicht hersetzen darf.

Noch eine Art von Leuten muß ich anführen, die einen sehr veränderlichen Ton des Ich haben; die bey dem besten Charakter oft den heßlichsten Ton des Ich annehmen; deren Ich gemeiniglich vor der Mahlzeit ganz anders klingt, als nachher; die oft in Einer Woche, alle Verschiedenheiten der Töne womit das Ich nur immer ausgesprochen werden kann durchgehn, und doch

doch im Grunde, sobald es auf Tugend und Rechtschaffenheit ankömmt, einen sehr gleichen und beständigen Charakter haben können. Das sind die Hypochondristen, bey denen der Ton des Ich, mehr von ihrem Magen als von allen andern Umständen herrührt. Gemeiniglich haben sie den Ton des bescheidnen Ich; oft den Furchtsamen, vornemlich im Winter bey schlechtem und feuchtem Wetter; zuweilen bey recht heitern Tägen auch wohl den beherzten Ton.

Diejenigen Menschen die es in der Kunst sich zu verstellen sehr weit gebracht haben, und Gebehrden annehmen können, die sich zu dem was sie sagen gar nicht passen, bringen das Ich in so verschiednen und mannigfaltigen Tönen hervor, daß man daraus auf ihren wahren Charakter im geringsten nicht schließen kann. Aber es ist ihnen dennoch beyzukommen. Man braucht nur auf den Ton des folgenden Worts Achtung zu geben. Gemeiniglich legen sie das, was sie dem Ich genommen hatten, darauf. Ein Mensch der sehr von seinem werthen Selbst eingenommen ist, und einen Hang zur Prahlerey hat, wird in einer Gesellschaft wo er beydes nicht zeigen darf, sobald er von sich oder

von

von dem was er gethan hat ſpricht, zwar das Ich nicht in dem eigentlichen Tone der Pralerey hervorbringen; das folgende Wort aber wird ſicher den Accent haben, der eigentlich auf dem Ich hätte liegen ſollen. Vorzüglich bey den Ausdrücken — ich drohte ihm; ich befahl ihm; ich überzeugte ihn u. ſ. w.

In den Städten wo die gute Erziehung iſt, lernen Kinder, ſobald ſie das Ich ausſprechen können, auch dieſen Unterſcheid des Tons. Man hört leicht, daß das Ich der jungen Fräuleins, von dem Ich der Demoiſellen, das Ich dieſer, von dem Ich der Jungfern, und deren Ich von dem Ich der bloßen kleinen Gretchen, Lottchen, Catrinchen; das Ich der jungen Herrn, von dem Ich der kleinen Monſieurs, und deren Ich von dem Ich der bloßen kleinen Fritzchen, Carlchen u. ſ. w. nicht wenig unterſchieden iſt.

Ich könnte noch mehrere von meinen Erfahrungen in dieſem Stucke herſetzen. Allein ich halte es mit denen die glauben, daß es ſehr unbeſcheiden von einem Autor ſey, wenn er dem Leſer alles wegſchnappt, und deſſen eigner Reflexion nichts überläßt. Die Phyſiognomis

nomie ist noch nicht ganz aus der Mode gekommen. Sollte es nicht eine beträchtliche Verbesserung derselben seyn, wenn man ihr auch eine **Tonognomie** hinzufügte?

VII.

VII.

Von der Wichtigkeit der Wetterdiscurse.

Unter dem Unheile welches die Satyrenschreiber schon oft in der Welt angerichtet haben, ist dieses keines von den geringsten, daß sie so manche gute und ehrwürdige alte Sitte, so manchen im Grunde löblichen Gebrauch, dessen Außenseite nur vielleicht schlecht oder lächerlich war, verächtlich gemacht und dadurch allmählich aus den feinern Gesellschaften verbannt haben. In nicht wenigen von jenen alten Gebräuchen steckt die Weisheit und der gesunde Verstand unsrer braven Vorfahren verborgen. Allein es ist ihnen unter den Händen oder der Zunge der Satyrenmacher so gegangen, wie es einem alten weisen Manne gehn würde, der mit einer Tracht im Geschmacke des vorigen Jahrhunderts, auf einen großen Caffee käme.

Der Gebrauch, bey Besuchen oder auch wenn man einander begegnet, sich nach dem Wetter zu erkundigen, oder dem andern die Beschaffenheit desselben zu erzählen, hat von jenen Herrn am aller unbil-

ligsten und grausamsten leiden müsse. Diese Art die Unterredung anzufangen, ist bereits im dreyzehnten Jahrhunderte in den Gegenden zwischen der Elbe und dem Rhein Mode gewesen, als welches ich aus verschiednen schönen Urkunden, bedürfenden Falls bündigst zu erweisen im Stande wäre.

Allein, weder das ehrwürdige Alterthum dieses Gebrauchs, noch die große damit verbundne Bequemlichkeit, indem man dadurch gegen alle Verlegenheit den Discurs in Gesellschaften zu eröffnen, kräftigst geschützt wird, haben es vermocht ihn von der Geissel der Satyre zu befreyen. Einige haben die darunter verborgne Weisheit nicht erkannt, andre sie nicht erkennen wollen. Den ersten zum Besten, und zur Beschämung der andern, fühle ich mich gedrungen, die moralische und physicalische Wichtigkeit der Wetterdiscurse hiedurch öffentlich zu Tage zu legen, und den satyrischen alten und jungen Herrn, auch alten und jungen Frauenzimmern, wes Standes und Würden, wes Vermögens oder Armuth, wes Charakters oder Herzens sie nun immer sind oder seyn mögen, klärlich zu beweisen, daß die Unterredung vom Wetter die beste und wichtigste sey,

ſen, mit der man in Geſellſchaften den Mund zuerſt öffnen kann.

Daß den Landleuten oder andern welche mit ihnen gleiche Nahrung treiben, und Weinberge, Felder, Wieſen, große Gärten, beſitzen, den Jägern, den Reiſenden, den Sternſehern und Wetterbeobachtern, den Wäſcherinnen und Färbern, und allen andern Leuten von dieſer Art, die Unterredungen vom Wetter ſehr wichtig ſeyn müſſen, und alſo bey Ihnen für nichts lächerliches gehalten werden können; dieſes hat bisher kein Satyrenſchreiber in Zweifel gezogen, und braucht alſo von mir nicht bewieſen zu werden. Ich will nur darthun, daß die Wetterdiſcurſe, denjenigen Einwohnern der Städte, die eigentlich mit der Luft und dem Wetter nichts zu thun haben, indem ſie ſich gegen jenes gefährliche Element in ihren verſchloßnen Zimmern, zugemachten Wagen und Portechaiſen, auch wohl verwahrten Gartenhäuſern, beſtens zu ſchützen wiſſen, daß, ſage ich, die Unterredungen vom Wetter, dieſen Leuten noch weit wichtiger und intereſſanter ſeyn müſſen, als den oben angeführten die ihr Werk unter freyem Himmel haben.

Es ist unwidersprechlich wahr, daß die Beschaffenheit der Luft und des Wetters einen sehr großen Einfluß auf den menschlichen Körper, folglich auch auf seine Seele, folglich auch auf deren momentanee Denkungsart und Laune habe. Der Arzt beweist sich dieses aus der Physiologie und Physik; der Moralist aus der Beobachtung der Menschen und ihres Thuns bey den Veränderungen des Barometers; fast ein jeder beweist sich auf seine Art, daß der Einfluß des Wetters auf die menschliche Laune äußerst wichtig sey.

Je mehr die Einwohner einer Stadt von der freyen Luft entwöhnet sind, je mehr sie sich dafür zu verkriechen suchen, desto stärker wird jener Einfluß, und dieses ist offenbar der Fall, der meisten Leute die in unsern großen Städten, in den feinsten und vornehmsten Gesellschaften den Ton angeben. Der größte Theil von diesen, hängt gemeiniglich mit seinem Glück und Unglück, Munterkeit oder Niedergeschlagenheit, selbst zuweilen Tugenden und Lastern, vorzüglich von der Luft und dem Wetter ab. Auf medicinische Beweise davon kann ich mich hier nicht einlassen. Das würde zu weitläuftig werden, und das haben auch Tissot und

Ramazzini und andre große Aerzte schon lange bewiesen. Ich will also nur einige Beyspiele von Gesellschaften bey verschiednem Wetter anführen.

Einer der heissesten Sommertage! Die brennende und drückende Hitze wird auch nicht von dem sanftesten Westwinde abgekühlt, und ein noch unsichtbares Gewitter läßt sich schon von allen Leuten von feinem Gefühle oder von einem nicht ganz gesunden Körper, ahnden. Man kömmt diesen Nachmittag in Gesellschaft, nachdem man zuvor zu Mittage, der Gesundheit halben, seine Suppe und sein Gemüse so heiß als möglich verzehrt, und zur Erbauung des Geistes oder zu kräftiger Nahrung des Stolzes, gelehrte und reflexionreiche Gespräche gehalten, oder sorgfältig seinen Stand und Würde repräsentirt hat. Ein matter Schweiß, ein ängstlicher Blick und eine gewisse Verlegenheit, sitzt in den Gesichtern aller Anwesenden. Jeder empfindet eine Art vom Uebelseyn, schreibt dieses der schlecht assortirten Gesellschaft zu, in die ihn sein Unstern heute geführt, entschließt sich deshalb zurückhaltend zu bleiben, und wünscht von Herzen, daß der Besuch erst zu Ende seyn möge. Zur Vertreibung der Langenweile, trinkt

man Kaffee, oder Thee mit rothem Wein, das Frauenzimmer krümmt sich zusammen, und fängt an die Arbeitsbeutel zu öffnen, oder wie die Mannspersonen in Charten zu spielen. Kurz nach dem Thee wird die Gesellschaft immer langweiliger, man kann nicht länger aushalten, man zwinge sich heiter zu seyn und zu sprechen, allein die Unterredung vertrocknet alle Augenblicke. Endlich schlägt die Stunde der Befreyung. Man geht zu Hause, und ärgert sich darüber, daß es doch in dieser Stadt gar keine Gesellschaften gebe, in denen man sich aufheitern könne, und daß alle Gesellschaft mehr ermüde als die Arbeit, davon sie doch eine angenehme Erholung seyn sollte.

Der blasse Hippas begegnet mir auf der Gasse — Es ist doch wahr, was ich schon oft gemuthmaßt habe, sagt er, die Menschen taugen im Grunde nichts. Ihr Herz ist äusserst verderbt, ganz voll von Eigennutz und schändlichen Leidenschaften, und folglich immer gefühllos für die unschuldigen Freuden der gesellschaftlichen Tugenden. Da komme ich eben von Herrn — da war Assemblee — Aber ich weiß nicht was die Leute alle gegen mich haben können — ich beleidige Niemanden,

ich

ich gebe jedem die gebührende Ehrerbietung, und doch — ganz etwas unbegreiflich frostiges, selbst etwas verächtliches bezeigte mir Jedermann — Und worin bestand das mein lieber Freund? — Ja, das läßt sich nun nicht sagen, das muß man fühlen. Ich habe es sehr gefühlt, daß ich mich würklich übel davon befinde — Ich glaube mein lieber Hippas, daß die drückende Luft, ihrem Körper ein Uebelbefinden verursacht, daß sie den Grund davon in andern äussern Dingen haben suchen wollen, und scharfsichtig genug gewesen sind, ihn in der Gesellschaft zu finden, wo Leute von einem stärkern Körper, nichts würden gefunden haben — O mit ihren Wetterdiscursen! Aber daß Sie mein Herr, so ganz aufrichtig mein Freund nicht sind, das habe ich heute auch gefunden. Gestern eine so schöne Promenade zu machen, und mir, einem so großen Freunde davon, nicht ein Wort wissen zu lassen! —

Phonax der seine junge zärtliche Frau mit Enthusiasmus liebt hat sich heute zum erstenmal recht ernstlich mit ihr gezankt, und das über lächerliche Kleinigkeiten. Beyde sitzen da blaß und zitternd für Aergerniß

— Wenn das Gewitter die Luft erst abgekühlt hat, werden sie sich wohl wieder aussöhnen.

Paridom hat diesen Nachmittag seinen alten ehrlichen Bedienten weggejagt, und die sanfte Melusinde ihrem Kammermädchen Ohrfeigen gegeben.

Stax und Orest kamen zusammen, um sich über einen wichtigen Proceß zu vergleichen. Beyde klagten über die Hitze, fiengen die Unterredung an, wurden bald böse, geriethen in Zank, und nun wird der Handel wohl nie verglichen werden.

Jetzt wollen wir die Scene umkehren — Einer der schönsten herbstlichen Tage! Einer von denen, wo der fliehende Sommer, nachdem ein heiterer nächtlicher Frost den Spätfrüchten die letzte Vollkommenheit gegeben, noch einmal alle seine Reitze zusammen nimmt, um uns mit dem entzückensten Lächeln auf ein halbes Jahr zu verlassen, wo das schöne Blau des Himmels durch kein Wölkchen unterbrochen wird, und eine reine und elastische Luft unsre Atmesphäre erfüllt. Wie verschieden ist heute nicht die Gestalt und der Ton aller jener Gesellschaften, aller jener Leute!

Derjenige bey dem an jenem schwülen Tage die große Gesellschaft war, erwirbt sich heute das Lob, daß man sich nirgends besser belustige als bey ihm, man bedauert es, daß die Gesellschaft schon zu Ende ist, man hat alle Leute gutherzig gefunden, man hat neue Freundschaften gemacht, man findet daß die Lebensart und der Ton der Stadt sich allmählich bessern, man entschließt sich geselliger zu seyn, und alle die Thorheiten, welche die Besuchszimmer nicht selten zu Schwitzbädern machen, zu verlachen, und selbst von ihnen den Stoff zur muntern Unterhaltung in Gesellschaften herzunehmen.

Hippas findet die Menschen so sehr arg nicht mehr, und das schreibt er einem Buche zu, das ihn, wie er sagt, von seiner irrigen Meinung zurückgebracht. Die Gesellschaften haben seit einiger Zeit angefangen, ihn mit der Freundschaft zu begegnen, die sein Herz und sein Verstand würklich verdienen. Er ist von der Aufrichtigkeit meiner Freundschaft innigst überzeugt. O wie rosenfarb ist heute die Welt! Rosenfarb wie die Wange eines aufblühenden Mädchens.

Phonar iſt mit ſeiner jungen Frau auf das Land gefahren. Sie haben alle die Entzückungen, welche der Anblick der ſchönſten Natur, den Seelen welchen — zu ihrem Glück oder Unglück — eine lebhafte Imagination und Empfindlichkeit zu Theil worden, nur einflößen kann, doppelt empfunden, weil einer ſie in der Geſellſchaft des andern empfunden. Der Abendſtern führt ſie zu Hauſe zu einer leichten Mahlzeit, welche ſie nicht mit den Tafeln der Könige vertauſchen würden. Das Gefühl der häuslichen Glückſeligkeit, wird durch Geſpräche von der Erziehung ihres guten Sohns veredelt und intereſſant, eine frohe Ausſicht öffnet ſich ihnen — Wie ſind ſie glücklich! — War es möglich, daß ſie ſich im Sommer ſo über Kleinigkeiten zanken konnten!

Was macht Paridom? — Er hat heute die beſten Bedienten von der Welt, und Meluſinde hat heute ihr Kammermädchen zur Vertrauten aller Angelegenheiten ihres Herzens gemacht.

Wären Stär und Oreſt heute zuſammen gekommen, gewiß der Proceß wäre verglichen geweſen —

So

So wichtig ist also der Einfluß des Wetters und der Luft auf den Städter, vorzüglich auf den der sich am meisten dafür in Acht nimmt. Man könnte ein Buch voll moralischer Beweise von dieser Wahrheit schreiben, und alle Beyspiele aus Einer Stadt allein hernehmen, vorzüglich aus einer solchen worin viel schöne stolze und sitzende Welt ist. Allein jene wenigen Exempel mögen genung seyn. Jetzt möchte ich nur einsehn können, wie es möglich sey, ein Gespräch von einer solchen Wichtigkeit für lächerlich oder unanständig zu halten!

Ich will zum Beschlusse nur ganz kürzlich die Vortheile anzeigen, welche die Wetterdiscurse so mancher Gesellschaft stiften könnten, um dadurch wenn es möglich ist, den widrigen Eindruck welchen die Satyrenschreiber gegen die Wettergespräche gemacht haben, auszulöschen, und diese nützlichen und interessanten Unterredungen bey meinen Landesleuten wieder in Mode zu setzen.

Erstlich, kann man damit in Gesellschaften oder bey ungefähren Zusammenkünften, am besten und bequemsten das Gespräch anfangen. Die Kunst, die

Unter-

Unterredung, wie die Franzosen sagen, anzuschneiden, wird dem nicht so geringe zu seyn scheinen, der weiß, wie sehr viel es auf den ersten Ton ankömmt, in den entweder die ganze Gesellschaft gesetzt wird, oder mit dem sich Einer zuerst hören läßt. Bey ungefähren Zusammenkünften auf der Gasse auf der Promenade u. s. w. vorzüglich mit solchen Leuten die man nicht ganz und nicht halb kennt, ist das Ding noch ärger. In allen diesen Fällen nun, leisten die Wetterdiscurse die besten Dienste. Sie sind nicht uninteressant, wie schon oben erwiesen worden; sie sind auch nicht so wichtig, daß es etwa eine zu große Behutsamkeit erforderte seine Meynung darüber zu sagen; sie bedürfen auch nicht so viel Anstrengung des Geistes, daß sie etwa deshalb als etwas zu abstraktes aus den Gesellschaften verbannt zu werden verdienten, und endlich, man kann sie allezeit haben indem es doch immer wenigstens Wetter ist, und sie immer neu und verändert haben, indem das Wetter sehr selten lange dasselbe bleibt.

Zweytens, kann man daraus abnehmen, wie derjenige der den Zustand des Wetters angiebt etwa heute

heute gesinnt ist, was er für eine Laune, was für Neigungen er habe. Wer auf die oben angeführten Beispiele aufmerksam gewesen ist, wird mir leicht zugeben, daß es weit mehr bedeute als die bloßen Worte anzuzeigen scheinen, wenn ein zärtlicherzogner schwächlicher Mann zu mir in Gesellschaften sagt: ach was ist es heute für ein schwüler Tag! oder, wir haben heute die heiterste Luft von der Welt! oder, es ist recht empfindlich aber heiter kalt! Wer in Wetterdiscursen geübt ist und Beobachtungen darüber angestellt hat, der wird leicht errathen, daß das erste so viel bedeute, als: ich werde heute in ihrer Gesellschaft, so gut sie auch seyn mag, Langeweile haben, und ziemlich eine stumme Person spielen; das andre: ich werde mich heute wohl belustigen; und das dritte: ich werde allenfalls Muth genug haben, diejenigen von der Gesellschaft die mir nicht gefallen, wacker aufzuziehn.

Drittens würde es bey den meisten ein kräftiges Vorbauungsmittel werden, ihr Uebelseyn in Gesellschaften nicht auf die Gesellschaft selbst, sondern auf das Wetter und die Luft zu schieben. Wenn sich die

Gesell-

Gesellschaft gleich mit einem Tutti vom Wetter eröffnete, und jeder dabey auf den verborgnen Sinn der Worte sähe, so würde so leicht keiner den andern als den Urheber des Zwangs und der Langenweile bey heissen Sommertagen im Herzen beschuldigen, und wenn der allgemeine Ton der Gesellschaft lautete; welch ein schönes Wetter haben wir heute! so würde dieses für jeden das Signal zur Fröhlichkeit seyn.

Ich könnte noch viel mehrere Vortheile aus der Wiedereinführung der Wetterdiscurse, ableiten. Weil ich aber nicht weiß, ob nicht eben ein Gewitter in der Luft seyn könnte, wenn die Leser diesen Aufsatz ansehen, und ich es ihm nicht zutraue, daß er bey schwüler Luft die Probe gegen die Langeweile ausstehn würde, so halte ich es für das rathsamste, lieber zu früh als zu spät aufzuhören, und nur noch im Namen aller Freunde der Wetterdiscurse, in bester Form und ehrerbietigst zu supplicíren, daß man es ja Niemanden verargen möge, wenn er seine Gespräche gemeiniglich mit der Beschaffenheit der Luft und des Wetters anfängt.

VIII.

Sammlung einiger Briefe die Maskeraden in Hannover betreffend.

Vom Jahre 1771. *)

Mein Herr,

Ich schicke Ihnen hier ein kleines Packet von Briefen die Maskerade betreffend, die ich nicht ohne Mühe zusammen gebracht habe, weil die Verfasser derselben ihrem Stande und Sitten nach, größtentheils sehr weit von einander stehn. Es ist mir angenehm gewesen, die verschiednen Gesichtspunkte, aus denen die Menschen in verschiednen Situationen Eine Sache betrachten, zu erforschen, und ich glaube daß dieses ge-

*) Die Maskeraden wurden damals noch auf dem Saale des Rathhauses der Altstadt gehalten. Jezt, seit 1779. ist ein Saal in einem andern Gebäude dazu gewidmet; welcher weit bequemer und anständiger ist. Vielleicht hat sich seit jener Zeit der Geist der Maskeraden bey uns eben so sehr geändert, als die Scene. Dann aber kann dieses Stück doch zur Chronik der hiesigen Maskeraden dienen.

gewissermaaßen nothwendig sey, wenn man, vorzüglich von dergleichen Dingen, nicht einseitig, nicht etwa nach seiner eignen Laune und seinem Geschmacke, nicht wie ein Stubengelehrter sondern wie ein Weltbürger urtheilen will. Wenn Sie dafür halten, daß diese Briefe den Lesern des Hannoverschen Magazins in verschiednem Betrachte nicht uninteressant seyn sollten, so biete ich sie Ihnen zur Einrückung in dasselbe an, und habe die Ehre zu seyn ꝛc.

A. B. T.

Wertheſter Herr Gevatter!

Ich bedaure es sehr, daß ich Ew. Hochedeln, den noch rückständigen Schuldposten vor der Braunschweigischen Messe nicht bezahlen kann, wie ich doch zu thun versprochen habe. Ich habe nun schon seit Michaelis an verschiednen Orten gemahnt. Allein da ist kein Geld und kömmt kein Geld! Ich ward gebeten nur bis auf das Neujahr zu warten. Vielleicht hätte ich mein Geld auch schon eingekriegt, wenn nicht der Schnee und die Schlittenbahn dazwischen gekommen wären. Da gieng es denn an das Aufschieben von einem

einem Tage zum andern, bis die Maskeraden anfiengen. Nun kann ich meinem Gelde nur immer bis Ostern nachsehn. Aber es ist und bleibt doch ärgerlich, daß ein ehrlicher Handwerksmann oft über dergleichen Dinge, seine ausstehende Schulden nicht einbekömmt, darüber den künftigen Einkauf oft zur unrechten Zeit, im Kleinen und desto theurer machen muß, und unterdessen kaum einmal zusehn darf, wie sein Geld vertanzt, verputzt und vertrunken wird. Ich sagte neulich zu einem vornehmen Herrn, daß ich nicht begreifen könne, wie das ein Vergnügen sey, wenn man sein ehrliches Gesicht und sein ordentliches Kleid verberge. Er lachte und hatte die Gnade mir merken zu lassen, daß ich ein bischen einfältig sey. Er bezahlte aber doch unterdessen, und wenn die Bezahlung nur erfolgt, so habe ich gegen die Maskerade nichts einzuwenden, ob ich gleich wohl weiß, was ich thun würde, wenn ich etwas zu befehlen hätte. Ich würde verordnen, daß keiner auf die Maskerade gehn sollte, wenn er nicht seine Schulden an die Handwerksleute bezahlt hätte. Wenn das wäre, so würde ich meines Theils jetzt nicht genöthigt gewesen seyn, Ihnen statt der Be-

zahlung diesen Brief zu schicken. Der ich mich schönstens empfehle u. s. w.

Meine liebe Nanette,

Oh, die schönen Maskeraden! Das ist doch alles wahr, was du mir im vorigen Winter davon erzehlt hast! Vor diesen bin ich wohl zuweilen da gewesen, aber da war ich nur Zuschauerin und hatte da in der Ecke nicht weit von dem Schenktische oft Langeweile genug. Aber nun bin ich unterdessen vierzehn Jahr alt geworden, bin hübsch gewachsen, habe einen schönen Domino bekommen, mein Federhuth hat mich auch wohl eine viertheil Elle größer gemacht, ich habe auch besser tanzen gelernt, und bin viel dreister geworden — o nun hat sich das alles geändert! So bald ich kam, ward ich von einem recht artigen Domino zum Tanze aufgefordert, und während desselben sagte er mir zuweilen so schöne Sachen, daß es mir recht lieb war, daß ich eine Maske vor hatte, denn sonst hätte er es gar zu deutlich sehn können, wie sehr ich mich darüber freuete. Ja, liebste Nanette, das ist gewiß ein Liebhaber! Eben so sprechen ja die Herrn in allen französischen Romanen

die

die ich gelesen habe. Eben so sprach [illegible] der Deinige auch im vorigen Winter. Am meisten ärgert es mich, daß ich nicht heraus bringen konnte, wer er war, und keine von meinen Bekannten wußte es mir zu sagen. Meine Mama sagt zwar, daß alle Leute von einem gewissen Stande einander kennen, aber das muß doch nicht ganz wahr seyn. Denn mein Liebhaber war gewiß vom Stande. Er hatte ja einen so schönen Domino an, und tanzte beständig in der ersten Colonne. Künftiges mal wird er mir, wie ich glaube, wohl ein Billetchen in die Hand stecken. Ach Nanette, wie sehr werde ich dabey Deinen Rath nöthig haben! Adjeu, mein Schatz!

Liebster Freund,

Todt ärgern muß ich mich noch über die verzweifelten Maskeraden! Alle Mittage wende ich eine halbe Stunde dazu an, meiner Frauen das Lächerliche und Abgeschmackte derselben vorzustellen. Und doch geht sie allemal dahin! Befehlen mag ich ihr nicht daß sie zu Hause bleibt, theils weil ich sie zu lieb dazu habe, theils auch weil ich mit Grunde befürchte, daß sie mir

nicht gehorchen würde. — Sie wissen, daß ich alle Abend präcise um neun Uhr meine Prunellensuppe essen muß. Neulich als Maskerade war, schlug es neun Uhr zu Abend, ich setze mich zum Essen zurechte, ich warte, es schlägt ein viertheil — — da kömmt keine Prunellensuppe! ich blättere noch ein Bischen in den Akten, es schlägt halb — noch keine Prunellensuppe! Ich klingle meinem Bedienten — und erfahre daß meine Frau auf die Maskerade gegangen ist, und die Prunellensuppe glücklich vergessen hat. Nun war der ganze Abend verdorben, der folgende Tag dazu, meine Geschäfte geriethen in Unordnung, meine Hypochondrie überfiel mich, alles war auf eine ganze Woche verdorben! Ist es nicht himmelschreyend, daß in einer wohl eingerichteten Stadt, Lustbarkeiten geduldet werden, die die Frauen verleiten ihre Männer auf eine so sträfliche Art zu vergessen? Ich habe so oft auf die Abschaffung der Maskerade gestimmt, aber immer vergebens. Es läßt sich so viel Böses davon sagen! Einen Folianten wollte ich davon voll schreiben! Aber auch das das würde vergebens seyn. O Tempora, o mores! Leben Sie wohl.

Thes-

Theurer Herr Bruder,

Geſchwind zum Philiſter geſchickt und einen Gaul beſtellen laſſen! Du kannſt den Fuchs nehmen, ich habe mir den Schimmel beſtellt. Wir wollen mit einander nach * * reiten und uns da auf der Maskerade recht fürſtlich divertiren. Du biſt ſo ein fideler Kerl, daß du den Ritt gewiß nicht ausſchlagen wirſt. Mache nur nicht viel Weſens von dem weiten Wege, von der Kälte, und von der Verſäumung der Collegien! Unſre Roſſe ſollen uns ſchon durchtragen, und die Collegia — — den Titel de rebus venditis haben wir ja im vorigen Winter ſchon gehört, und da wir zudem beyde Cammeraliſten werden wollen, ſo brauchen wir uns um das Jus nicht ſo ängſtlich zu bekümmern. Maskeraden werden uns hier nicht geboten, alſo müſſen wir ſie wohl ſuchen wo wir ſie finden können. Der Spaß ſoll dir gewiß nicht gereuen! Es geht da gar luſtig her. Man tanzt mit den charmanteſten Mädchen, kann das Geld was man ſonſt für die Muſik bezahlen muß, vertrinken, iſt incognito luſtig und guter Dinge und vergißt Concilium und Pedell. Der Mann der die Maskeraden erfunden, iſt wahrhaftig klüger ge-

wesen als Aristoteles, Plato und Euripides. Frisch, Herr Bruder, sporne Dich an! wir wollen ihn unterwegens hoch leben lassen! Adjeu!

Madame,

Es ist mir dem lebhaftesten Vergnügen, daß ich Ihnen berichten kann, daß man diesen Winter wiederum Maskeraden geben wird, wozu ich gegenwärtig die Ehre habe, Sie einzuladen. Uns andern Leuten vom Stande, ist dieses Vergnügen in dem Herzen des Winters ganz unentbehrlich. Wie sehr ist es Schade, daß demselben durch etwas bessere Einrichtung nicht noch mehr Reiz gegeben wird! Sie haben sich schon im vorigen Winter darüber beklagt, daß man sich dort nicht gehörig distinguiren kann, und ich billige völlig ihre Meynung. Mich dünkt, daß man auf Maskeraden, wohin so viel unbekannte Leute kommen, vorzüglich darauf sehen müßte. Ich habe viel darüber nachgedacht, endlich bin ich auf ein Mittel gefallen diese Unordnung abzustellen. Sehn Sie es hier! Es würde leicht einzurichten seyn, daß Eine Classe von denen die die Maskerade besuchen, weiße, die andre

schwar-

schwarze, die dritte rothe, die vierte grüne, und die fünfte blaue Masken tragen müßten. Der ersten Classe gäbe man alsdenn bey den englischen Tänzen in der Chaine die ganze Hand, der zweyten drey Finger, der dritten zwey, der vierten einen Finger, und bey der fünften machte man nur blos eine Bewegung, als wenn man die Hand geben wollte. Noch tausend andre Irrungen, die einem oft, wenn man wieder bey sich zurück gekommen ist, das Vergnügen verbittern, würden dadurch vermieden werden. Unterstützen Sie mein Project, Madame, wenn Sie hier kommen, mit aller der Autorität und Beredsamkeit, die ich an Ihnen schon lange admirire. Ich habe die Ehre zu seyn u. s. w.

Hochgeehrtester Herr,

Ich habe die Ehre Ihnen ein Werk zum Verlage anzubieten, daß Sie gewiß eben so reich, als mich berühmt machen wird. Sie wissen daß die Maskeraden, jetzt eine der angenehmsten und nothwendigsten Vergnügungen aller Leute von feiner Lebensart sind. Alle diese Leute sind auch Freunde der Lectüre. Was

werden Sie also begieriger kaufen und mit mehrerem Interesse lesen, als ein Werk von den Maskeraden? Ein Werk, das noch dazu auf die Art geschrieben und ausgearbeitet seyn wird als das Meinige, ein Werk daraus sie spielweise zu gleicher Zeit ganze Ströme von allen Arten der menschlichen Weisheit schöpfen können. Ich sehe es schon im Geiste, Herr Verleger, wie begierig Sie sind, den Plan desselben zu erfahren! Das Werk wird weitläuftig werden. Wenigstens vier Bände in Quart. Auch der Plan würde für diesen Brief zu weitläuftig werden. Ich will aber einen eignen Conspectum davon drucken lassen. Nur die ersten Grundrisse des Werks will ich Ihnen hier mittheilen. Es wird aus sieben Theilen bestehen, nemlich aus dem ontologischen, etymologischen, historischen, moralischen, juristischen, medicinischen und politischen Theil. Da ich nicht im Stande bin die Unterabteilungen eines jeden Theils Ihnen hier anzuzeigen, so will ich, um Sie dennoch von dem innern Werthe meines Werkes zu überzeugen, blos einige der wichtigsten Fragen hersetzen, welche in jedem Theile beyläufig werden aufgelöset werden. In dem

dem ersten und ontologischen Theile, wird nemlich zuförderst die Hauptfrage untersucht: ob es würklich Maskeraden gebe? Wenn Sie wissen wie viel nach pyrhonischen oder auch cartesianischen Grundsätzen gegen die Existenz derselben eingewendt werden kann, so werden Sie es nicht für überflüßig halten, daß das Daseyn derselben zuförderst bündig und philosophisch erwiesen werde. Ein Alphabet kann dieser Beweis wohl stark werden, weil ich dabey die Geschichte aller Philosophen welche die Existenz der Dinge bezweifelt haben mitnehmen und erläutern muß. Der etymologische Theil kann noch weitläuftiger werden, weil ich darin nothwendig den Ursprung der Buchstaben M. A. S. K. E. N. D. untersuchen und also viele alte phönizische Münzen und Inschriften beybringen werde, der Abstammung des Worts selbst, und der verschiednen Veränderungen welche es seit dem Verfalle des römischen Reichs erlitten, zu geschweigen. Der historische Theil fängt noch vor der Sündfluth an, und läuft hernach mit der Universalhistorie fort bis auf unsre Zeiten. Der moralische Theil ist sehr interessant. Es wird unter andern darin untersucht

werden: ob und wie fern ein Moralist Vergnügen an den Maskeraden finden könne; ob ein junges Frauenzimmer es frey gestehn dürfe, daß sie gern die Maskerade besuche; ob es recht sey eine Maske seiner besondern Hochachtung zu versichern; ob die Leidenschaften der Menschen, durch das Tanzen stärker werden, u. s. w. Aus dem juristischen Theile will ich Ihnen nur einige der wichtigsten Rechtsfragen vorlegen, welche darin werden erörtert werden: z. B. ob ein Advocat Dilation suchen könne, um auf die Maskerade zu gehn, und ob in diesem Falle bey der Moderation der Proceßkosten, die angesetzten Gebühren dafür nicht auszustreichen sind; ob nicht bey entstehendem Concurse, die Gläubiger für erkaufte und gemiethete Maskeradenkleider mit unter die welche ein persönliches Privilegium haben, und also in die vierte Classe gehören, da doch die Gläubiger für die Alimente dahin gerechnet werden, und die Bewegungen nach dem Zeugnisse der Aerzte dem Körper eben so nothwendig als die Nahrungsmittel sind, u. s. w. Im medicinischen Theile, werden nach vorhergegangenen Abhandlungen, von dem Einflusse der Freude, der Musik,

Musik, und des Tanzes in den menschlichen Körper, von den Krankheiten bey welchen eine Menuet, von denen, bey welchen englisch, von denen, bey welchen deutsch zu tanzen erlaubt ist, verschiedne Nebenfragen beantwortet werden: z. E. Ob es der Gesundheit schädlicher sey sich auf der Maskerade oder zu Hause zu betrinken; woher es komme, daß einige Damen, welche nicht im Stande sind, die Herrenhäuser Allee hinab zu gehn, zwo Stunden hinter einander englisch tanzen können: ob und wiefern die engen Schnürbrüste beym Tanze der Gesundheit zuträglich seyn; ob und auf welche Art es am leichtesten möglich sey seine Gesundheit auf der Maskerade zu verlieren; u. s. w. Der politische Theil wird erstlich den Zusammenhang der Maskeraden mit dem Staate, durch das Beyspiel der Republik Venedig deutlich zeigen, darauf allerhand Reflexionen über die guten und nachtheiligen Folgen der Maskeraden enthalten, und endlich wie viele politische Schriften mit einer ganzen Menge von Projecten sich endigen. Eins davon will ich Ihnen sogleich entdecken, die übrigen aber bis dahin für mich behalten. Könnte man nicht leicht befehlen, daß alle Dominos,

minos, anstatt daß für den Taffent dazu, so vieles Geld aus dem Lande geht, durchaus von seiner inländischer gedruckter Leinwand müßten gemacht werden? Ich werde in dem Werke selbst weitläuftig darthun: daß dieses zwar ein scheinbarer aber kein wahrer Zwang seyn würde, indem es jedem der keinen Domino von Leinwand tragen wollte, frey stünde, von der Maskerade weg zu bleiben; daß das Unglück so groß nicht sey, wenn auch die Maskeraden dadurch weniger zahlreich werden sollten; daß es die natürliche Billigkeit erfordre, daß der reichere Theil der Einwohner bey seinen Vergnügungen, dem ärmern und arbeitsamen Theile derselben Nahrung und Absatz zu verschaffen suchen müsse; und daß wenn die ersparte Summe für ausländische Seide mit der im Lande durch den Ankauf der Leinwand in Circulation gebrachten zusammen gerechnet werde, der Gegenstand würcklich beträchtlich sey.

Was meynen Sie nun, mein Herr, zu diesem Werke? Nicht wahr? Sie werden es mit Freuden annehmen. Ich warte baldige Antwort, nebst der Bestimmung eines guten Honorarii, und bin u. s. w.

Mein

Mein Herr,

Ich kann mir das Vergnügen ohnmöglich versagen, Ihnen eine Begebenheit mitzutheilen, die Ihnen um desto angenehmer seyn wird, je mehr Sie die Empfindungen eines guten edlen Herzens zu schätzen wissen. Cleon, ein junger lebhafter Mann, ein Freund der Maskerade und des Tanzes, dem aber das Glück keine Reichthümer gegeben, redet mit einem seiner Freunde es ab, daß sie den Abend auf der Maskerade zubringen wollen. Sie gehen nach Tisch durch die ** Straße wo ich ihnen begegnete. Wir waren noch nicht weit mit einander gegangen, als wir ein kleines Mädchen erblickten, welche die von einem Torfwagen herabgefallenen kleinen Stückchen ämsig auflas. Cleon redete sie an, und sie sagte ihm mit der Miene der Unschuld und Wahrheit die so sehr weit von der unverschämten Betteley entfernt ist; ihr Vater ein armer Tagelöhner, sey krank, ihre Mutter sey lange todt, sie selbst könne noch nichts verdienen, und ihr Vater habe in vierzehn Tagen nicht arbeiten können. Wir gaben ihr einige Groschen, und ich merkte indem wir weggiengen, daß Cleon sich nach dem Namen des kranken

Man-

Mannes erkundigte. Cleon kam den Abend nicht auf die Maskerade, er hatte, wie er mir am folgenden Morgen gestehn mußte, die Hälfte des Geldes das er zu diesem Vergnügen bestimmt, dem armen Manne zugeschickt. — — —

Von Ihnen, mein Herr, brauche ich den Vorwurf nicht zu befürchten; die Geschichte könnte sich alle Tage zutragen! Freylich **könnte** sie es; aber ich bin doch überzeugt daß sie sich höchst selten zuträgt. Leben Sie wohl.

Liebe Junfer Waase,

Mit D* und C* und E* tanze ich auf der Maskerade in meinem ganzen Leben nicht wieder. Ich dächte daß unser einer wohl eben so viel Recht hätte in der ersten Colonne zu tanzen als manche andere, die wohl nicht so viel in die Milch zu pflücken haben, denn auf das bischen Vornehmigkeit gebe ich gerade so viel als nichts. Da führten mich die drey Pinsel alle nach einander in die zweyte Colonne. Es ist ein gar zu großes Gedränge in der ersten, sagten sie. Aber ich möchte wissen was mich das kümmert! Können denn nicht andre aus der ersten Colonne heraus bleiben, und

wohl

wohl eher als ich? Solch ein bescheidnes Mannsvolk kann ich gar nicht ausstehen. Aber der lange Y* der weiß sich besser dazwischen zu drängen, wenn er die Touren ein bischen leichter begreifen könnte und nicht lauter Confusion machte, so würde ich mit keinem lieber tanzen als mit ihm, weil er allemal in der ersten Colonne tanzt, und sich noch dazu ziemlich weit hinauf stellt. Es ist doch so ganz etwas anders, wenn man in der ersten Colonne tanzt, und es muß würklich weit hübscher und vernünftiger aussehn. Wenn das nicht wäre, so würden sich wohl die kleinen dreyzehnjährigen Jungfern welche die vernünftigste Erziehung haben, nicht so sehr drängen, um in der ersten Colonne zu tanzen, oder zuweilen sich nicht die Gewalt anthun, einen Tanz zu versagen, weil er nicht in der ersten Colonne geführt werden kann. Was die aber thun, dächte ich wäre bey mir noch wohl eher wohl gethan, da ich eine neun und zwanzigjährige Jungfer bin, und seit dem Kriege Mamsell heiße. Adieu!

Wehrtester Freund,

Ich bin gestern Abend zum ersten und höchst wahrscheinlich zum letztenmal in meinem Leben auf der

Mas-

Maskerade gewesen. Ich habe erstaunlich viel Unglück angerichtet, und selbst in einer Stunde so viel gelitten, daß ich noch in ein paar Tagen nicht recht werde zu mir selbst wieder kommen können. Sie wissen, daß ich meine Jugend auf einer Klosterschule und einer strengen Universität, meine nachmaligen Jahre aber in beständiger Arbeit unter meinen Büchern und Papieren zugebracht habe, dennoch aber in Gesellschaften die ich kenne ungemein heiter seyn kann. Ich wollte also einmal meine Freunde die nichts weniger vermutheten, auf der Maskerade überraschen. Nun hören Sie wie es mir da gegangen ist! Ich war kaum in den Saal gekommen, als ich unvorsichtiger Weise einem ansehnlichen Herrn so sehr auf den Fuß trat, daß er hätte schreyen mögen. Kaum war ich mit meiner Entschuldigung gegen ihn fertig, als ich ein Frauenzimmer das eben einen Knicks machte, umriß. Darauf wollte ich mich nach meinen Freunden umsehn, gerieth zwischen eine Chaine von Tänzern, und richtete da die äußerste Confusion an. Als ich aus diesem Strudel gerettet war, blieb ich mit meinen Schnallen einer Dame in ihrem Domino hängen, und als ich mich um-

umdrehen wollte, um sie los zu machen, gab ich ihr zu meinem größten Verdruß einen Stoß mit dem Ellenbogen in die Seite. Dieses Abentheuer machte mich völlig verwirrt, so daß ich platterdings keinen Menschen, selbst meine besten Freunde nicht erkennen konnte. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie viel geringes Unheil ich noch angerichtet habe, indem ich herum gieng um sie zu suchen. Endlich lief ich, als ich geschwinde einem Paar Tänzern Platz machen wollte, mit dem Kopfe gegen den Pfeiler, ward im Ernste böse und ließ mich nach Hause tragen. Sagen Sie mir doch, wie ist es möglich daß die andern Leute so leicht und behende durch die Menge hindurch gehen können, ohne solches Unheil anzurichten? — Ich habe hier nur zu deutlich gesehn, wie viel die frühe Gewohnheit in dergleichen Gesellschaften zu seyn, ausrichten kann! Leben Sie wohl!

Madame,

Sie verlangen meine wahre Meynung über die Maskerade zu wissen? Ich dächte die würden Sie leicht aus meinen Handlungen haben schließen können,

da ich sie nur sehr selten versäume. Nach meiner Meynung, kann sie eine der unschuldigsten und besten Vergnügungen seyn, wenn man sie das seyn läßt was sie unter uns eigentlich ist; eine Gesellschaft von gesitteten Leuten, die sich in einer gewissen Kleidung und mit Masken vor dem Gesichte zu dem Ende versammlet hat, um gänzlich von dem Zwange des Ceremoniels befreyet mit einander zu tanzen, und zugleich durch das bunte Gemisch von Kleidungen und Gesichtern die Einbildungskraft aufzuheitern. Wenn man bedenkt, wie nothwendig in einer großen Stadt, aus den verschiednen Situationen und Verhältnissen in denen dieser gegen jenen sich befindet, eine gewisse Art des Zwanges auch alsdann entstehen muß, wenn man zu klug und zu sehr Freund seines eignen Vergnügens ist um stolz zu seyn; so wird man sich vielleicht mehr darüber wundern, daß nicht öftere Maskeraden gehalten und diese nicht häufiger besucht werden, als über das Gegentheil. — Freylich sind die Maskeraden nicht allezeit das was sie seyn sollten. Wenn sie das wären, so bin ich überzeugt daß die ernsthaftesten Männer einer Stadt, ihre Erholungsstunden gerne an jenem Orte zu-

zubringen würden, wo eine gesittete Gesellschaft sich auf eine Zeitlang alles Ranges, aller übrigen Connexionen begeben und sich gleichsam in den natürlichen Zustand der Menschen zurück gesetzt hätte, wo man sich mit Jedem mit dem Anstande und der Freymüthigkeit dieses gesitteten natürlichen Zustandes unterreden und auf die Art Vortheil und Vergnügen zugleich von der Gesellschaft haben könnte. Nach diesem Begriffe von der Maskerade aber, würde es eine Beleidigung der Regel werden, wenn man eine Person zu entdecken suchte, oder sie andern bekannt machte.

Ueber den Einwurf, daß schlimme Folgen aus den Maskeraden entstehn **könnten**, werden Sie Madame, so lange lachen, bis erwiesen ist, daß nothwendig schlimme Folgen daraus entstehn **müssen**. Wenn alle die Sachen die moralisch nachtheilige Folgen haben **können**, aus der bürgerlichen Gesellschaft sollten verbannt werden, so würden wir gleich anfangs allen schönen Künsten, darauf den Wissenschaften und endlich dem geselligen Leben selbst entsagen müssen ꝛc.

IX.

Ankündigung einer neuen periodischen Schrift für das Frauenzimmer.

Im Jahre 1774. *)

Die große Bestimmung des schönen Geschlechts geht vornemlich auf die häusliche Glückseligkeit. Wenn wir die Männer zu der sorgfältigsten Ausübung der Tugenden ihres Geschlechts und zu der größten Würksamkeit für das gemeine Beste zurückführen wollen; so müssen wir bey dem Frauenzimmer an-

*) Um diese Zeit fingen die deutschen Schriftsteller an, mit Pränumerations- und Subscriptions-Gesuchen sehr zudringlich zu werden. Einer von ihnen kam zuerst auf den Einfall, die Damen Deutschlandes, zum Theil ohne ihr Wissen und Willen, als Collektricen zu einem Werke öffentlich nahmhaft zu machen, das ohnehin der wahren Bestimmung des Frauenzimmers, nicht sehr gemäß zu seyn schien. Diese Anmerkung wird den

anfangen. Je mehr diese sich ihrer Bestimmung nähern, je mehr sie, durch den falschen Schimmer von tausend Entbehrlichkeiten und Eitelkeiten nicht geblendet, nur das zum Zweck ihres Bestrebens und ihrer Ruhmbegierde machen, was die Natur selbst dazu gemacht hat, als sie ihnen die Anlage zu allen häuslichen Tugenden im vorzüglichen Maaße ertheilte; destomehr werden die Mannspersonen einem gewissen Geiste der Frivolität entsagen, und nur dann ihnen gefallen zu können glauben, wenn sie gleich den republicanischen Römern, mit patriotischen Tugenden und edlen Handlungen geschmückt, vor ihnen erscheinen.

Gewiß die meisten von unserm deutschen Frauenzimmer haben den Willen, jene häusliche Tugenden auszuüben. Wie kommt es, daß sie von so wenigen ausgeübt werden? Einige meiner Freundinnen haben mir gestanden, sie wüßten nicht was man mit den häuslichen Tugenden eigentlich haben wolle; ihr Kopf und ihr Herz seyen durch vielerley Lectüre und durch die Gewalt der Mode aus der wahren möglich glückseligen Sphäre des menschlichen Lebens herausgerückt; der größte Theil desjenigen was sie gelernt, sey ihnen

unbrauchbar, auch wohl gar nachtheilig; von dem hingegen was ihnen sehr nothwendig zu wissen sey, wüßten sie wenig oder gar nichts; es sey ihnen z. E. sehr unangenehm, daß sie die Zeichenkunst zu nichts anders anwenden könnten, als etwa Knüttebeutel zu bemahlen, noch unangenehmer, daß sie von allen den Kenntnissen welche eine einsichtsvolle Hauswirthinn haben muß, lauter verworrene Begriffe hätten; sie wünschten wohl, daß es Mode werden möchte, daß auch andere Damen als Bäckerfrauen, bey dem Brodbacken, von den Verhältnissen des Mehls zu dem Wasser, des Sauerteigs zu beyden, und des Grades der Wärme worin alles am besten geräth, unterrichtet seyn möchten; eben so möchten sie sich von den übrigen wirthschaftlichen Wissenschaften und von der Verfertigung und Güte der nothwendigsten Handwerksarbeiten gerne belehren lassen; ferner würde es ihnen lieb seyn zu erfahren, ob und auf welche Art die Damen, Fräuleins und Demoiselles, deren Ehemänner oder Väter zum Theil so sehr über schlechte Einnahme klagten, durch ihre Geschicklichkeit und Fleiß, in der Haushaltung die größten Ersparnisse, auch wohl einiges Einkommen ver-

verschaffen könnten, vornemlich würde dabey zu bestimmen seyn, wie es anzufangen stehe, daß ein Frauenzimmer von mittlerem Stande durch solche wirthschaftliche Kenntniße und Arbeiten, welche noch vor zweyhundert Jahren Herzoginnen und Fürstinnen zur Ehre gerechnet wurden, in unsern Zeiten sich nicht lächerlich und verächtlich mache, u. s. w. Zugleich aber möchte dabey auf die Ausbildung ihres Verstandes und Geschmacks, so weit Rücksicht genommen werden, als es mit jenen Hauptpunkten vereinbarlich sey.

Mußte ich solche Aeußerungen nicht mit Grunde für ein ausdrückliches Verlangen halten, eine periodische Schrift in dieser Absicht, besonders für das Frauenzimmer zu schreiben? und kann man dem schönen Geschlecht so leicht etwas abschlagen?

Ich kündige also hiemit eine neue periodische Schrift unter dem Namen **Rebecca** an, und werde darin folgendes liefern:

1) Untersuchungen über den Umfang und die Wichtigkeit der häuslichen Tugenden.

2) Die nothwendigsten Regeln der Haushaltungs-

wissenschaft nebst denjenigen Theilen der Rechenkunde welche dahin gehören.

3) Das Unentbehrlichste vom Backen, Brauen, Kochen, Nähen, Sticken, Spinnen, Weben, Klöppeln, Knütten, Waschen, u. s. w.

4) Unterricht von Anwendung der Zeichenkunst auf das Sticken und andre weibliche Arbeiten, auch auf die Verschönerung der Formen des Hausgeräths.

5) Unterricht von der Verfertigung, Güte, und den Preisen der nöthigsten Handwerksarbeiten und anderer Waaren.

6) Von der diätetischen Wahl der Lebensmittel aus dem Thier- und Pflanzenreiche.

7) Vom Putz und den großen Vortheilen welche die Damen dabey den Landesmanufacturen stiften können.

8) Vom Tanzen, Singen und Musik der Frauenzimmer.

9) Geschichte und Lebensbeschreibungen von Damen, welche ihrer häuslichen Tugenden wegen berühmt gewesen sind.

10) Nachrichten von neuen und bewährten Erfindungen in der Haushaltungskunst.

11) Anzeige von antikem oder ausländischem Hausgeräth, welches bey uns vortheilhafter und bequemer zu brauchen wäre.

12) Von der Erziehung der Kinder, um in der Welt zu nützen, nicht blos zu glänzen.

13) Eigne Abhandlungen. Im ersten Jahrgange sollen folgende geliefert werden:

a) Von der Gesellschaft, Vergnügungen und Zeitvertreiben der jungen und erwachsenen Mädchen, auch der verheyratheten Damen.

b) Untersuchung ob unsere Großmütter und deren Männer glücklicher gewesen sind, als es unsere Töchter und deren Männer seyn werden.

c) Bestimmung des Umfanges von Kenntniß und Lectüre, welche einem Frauenzimmer in den gesitteten Ständen nothwendig sind.

d) Von den höchst nachtheiligen Folgen für den Staat und das menschliche Geschlecht überhaupt, wenn die Mädchen nicht nach ihrer wahren Bestimmung erzogen werden, und ihre Ruhmbegierde nicht lediglich auf die häusliche Glückseligkeit gelenkt wird.

e) Von den verſchiednen Situationen zwiſchen einem dem Vaterlande höchſt nützlichen Mann ohne belles lettres, und ſeiner nach moderner Art aufgeklärten jungen Frau, wie auch zwiſchen dieſer und den aufgeklärten jungen Herren.

f) Von der mindern Einnahme und gröſſern Ausgabe, welche in einer Haushaltung durch Gedichte, Romane, und andere Studien der Frau, veranlaßt werden; wobey gelegentlich von Klagen über theure Zeiten, von Leihhäuſern, Concurſen, Beſtechungen u. ſ. w. gehandelt wird.

g) Ausſichten in die Schickſale einiger brillanter Mädchen ohne Vermögen und häusliche Kenntniſſe, nebſt den Gegenausſichten von ihrer Seite.

h) Von der vermeintlichen Arbeitſamkeit und wahrem Müſſiggange vieler Jungfern, Demoiſellen Frauen und Damen.

14) Für diejenigen Frauenzimmer welche ſingen können, werden jedem Stücke einige in Muſik geſetzte Lieder unſrer gröſten Dichter, eines Hagedorn, Uz, Jacobi ꝛc. angehängt werden.

Von

Von dieser **Rebecca** soll monatlich Ein Stück von sechs Bogen herauskommen, und der Anfang damit gemacht werden, sobald durch eine hinlängliche Anzahl von Subscribenten der Verfasser einer billigen Bezahlung seiner Bemühung versichert ist: der Preis beträgt für einen Jahrgang **vier** Rthlr. in Cassengelde.

Und nun, meine verehrungswürdigste Frau von L**d*z, wage ich es, Sie, ein Muster aller häuslichen und gesellschaftlichen Tugenden, zur General-Collectrice für mein Werk zu erwählen. Bestimmen Sie nach Ihrer großen Einsicht und Bekanntschaft die übrigen Collectricen. Nur einige wenige werde ich mir die Freyheit nehmen, in Vorschlag zu bringen. Diese Damen habe ich zwar zum Theil gar nicht weiter als durch ihren guten Ruf, zum Theil auch persönlich nur sehr flüchtig kennen gelernt, ich weiß auch nicht, ob sie sich gerne öffentlich gedruckt sehen werden, unterdessen glaube ich doch, daß sie meine edle Dreistigkeit, welche bey ihrem Geschlecht überhaupt nicht übel gelitten ist, um **destomehr** entschuldigen werden, da meine Absichten gut sind, und ich überdem der erste Schriftsteller bin, welcher den Damen Gelegenheit giebt,

giebt, durch Anpreisung und Verkauf eines gemeinnützigen Werks, sich und dem Autor Verdienst zu erwerben.

Die wenigen Collectricen also, welche ich in Vorschlag bringe, sind: in

Altona, Madame D** welche unter ihrer Gesellschaft die vormalige Mode, Stühle, Decken und Tapeten zu sticken wieder herstellt.

Basel, Fräulein J,** welche glaubt, daß ein gutes arbeitsames Bauermädchen ein weit hochachtungswürdigeres Geschöpf sey, als ein Fräulein oder eine Mamsell, die **weiter nichts thut,** als lesen, schreiben, und mit ihren Kenntnissen in Gesellschaften glänzen.

Braunschweig, Frau P. P., welche mit dem jährlichen Einkommen ihres Mannes von 500 Rthlr. das er, vor seiner Verheyrathung, schon ehe der Zahlungstermin eingetreten war, verzehrt hatte, eine glückliche und standesmäßige Haushaltung führt, ohne Schulden zu machen.

Celle, Frau von D*t*f*, welche sich gütigst entschlossen hat, den zweyten Artikel meiner Schrift

Schrift vor dem Abdruck durchzusehen und zu beurtheilen.

Celle, Frau Doctorinn V., welche mit Spitzenklöppeln des Jahrs 50 Rthlr. verdient, und dafür einen Garten gemiethet hat, in welchem ihre Kinder, alle weniger schwere Arbeiten verrichten müssen.

Dreßden, Frau Hofräthin A*, welche die besten Meublen in der Stadt besitzt, weil sie solche am besten zu bestellen weiß.

Einbeck, Madame A*, welche gelernt hat auf der Spindel zu spinnen und diese Beschäftigung bekannter zu machen sucht, weil das Garn zum guten Zwirn auf dem Rade zu drall wird.

Hannover, Frau H. B., welche niemals mit mehr als sechs guten Schüsseln tractirt, und bey der doch jedermann aufgeräumter und zufriedner ist als irgend anderswo.

— — Frau von H. J. V. F., welche ihres hohen Standes, und ihrer großen litterarischen Kenntniß unerachtet, die Haushaltsrechnung mit vollkommenster Genauigkeit selbst führt.

— Ma

— — **Mademoiselle J. A. J.** welche es lieber sieht, daß ihre jungen Untergebenen bey ihren Zusammenkünften tanzen, springen, lange Reihe und blinde Kuh spielen, als beym Arbeitskorbe sitzen, und sich der Medisance befleißigen, oder auch die Zeit mit Kartenspiel vertreiben.

Hannover, Mademoiselle A. B. G., welche, mit Einem Worte gesagt, das ist, was **Rosseaus** Sophie war.

Harburg, Mademoiselle R. C. welche die Musik so versteht, als ein Frauenzimmer sie verstehen muß.

Leipzig, Madame N*, welche das Unheil verhindert hat, das die neuerfundene Waschmaschine an ihrem Orte hätte anrichten können.

Osnabrück, Frau P. D. H. F. welche ihre Gutsunterthanen zuerst überzeugt hat, daß es für sie am vortheilhaftesten sey, das Garn so zu verarbeiten, daß das Linnen als Kaufmannswaare passiren könne.

Paris, *Madame la Marquise de P*,* welche glaubt, daß Deutschlands größere Glückseligkeit in den häuslichen Tugenden der deutschen Damen gegründet sey.

Man-

Nancy, Frau H. X°, welche durch gute Wirthschaft ihren Mann aus der Nothwendigkeit gesetzt hat, übermäßig zu sportuliren.

Uelzen, Madame R. C. welche jetzt, da sie eine Landwirthin geworden ist, eben so vortrefliche Käse und Butter macht, als sie vor diesem vortrefliche Gedichte gemacht hat.

Zürich, Madame F. H. welche den Bauern Klein Jogg eben so hoch schätzt als den Dichter Dorat.

— Frau D. F. deren sehr vernünftiges Raisonnement dahin geht, daß viele litterarische Kenntniß dem Frauenzimmer nicht schaden würde, wenn es möglich wäre die häusliche Kenntniß und Wirksamkeit dabey immer zum Hauptzweck ihrer Ruhmbegierde zu machen.

Sollten einige Damen die neue periodische Schrift mit ihren Aufsätzen beehren wollen, so werden sie ersucht selbige an die Expedition der Rebecca nach Hannover gütigst, jedoch postfrey, einzusenden.

X.

Schreiben eines Viehhändlers über die Physiognomik, an das hannoversche Intelligenzcomtoir.

Im Jahre 1775. *)

Bitte es nicht übel zu nehmen, daß ich so dreist bin, eine kleine Anfrage an ein Wohlgebornes Intelligenzcomtoir ergehen zu lassen. Es ist mir gar viel daran gelegen. Aber, damit jedes Ding seine Ordnung habe, muß ich wohl von vorne anfangen.

In der letzten Leipziger Messe hatte ich an einem Tage einen tüchtigen Handel gemacht, wollte mir darauf

*) In diesem Zeitraume, war Physiognomik, der Gegenstand mannigfaltiger Unterredungen in den großen Städten Deutschlandes. Die meisten Beobachtungen derer, welche, wie jeder Viehhändler, doch täglich, Physiognomik anwandten, giengen dahin, es gebe keine und könne keine geben. — Es ward auch dieses Schreiben, von manchen sonst sehr aufgeklärten Leuten, für eine Satyre gegen die Physiognomik gehalten.

auf auch einen guten Abend machen, gehe alſo in die Roſe, wie ich immer in die Roſe gehe, weil da Leute von allerhand Art hinkommen, und man dort manches hört und lernt was einem in der Heide nicht geboten wird. Es war auch ganz voll. Da waren Kaufleute, Fabrikanten, Magiſters und Studenten. Da ward von allerhand geſprochen, erzählt, geſchäkert und gelacht. Endlich entſtand ein groß Diſputiren unter den gelehrten Herren. Das ward ſo laut, daß wir andern alle ſtille wurden und anfiengen zuzuhören. Es hatte nemlich ein Leipziger Buchhändler einen Zettel ausgehen laſſen, worin er verſprochen, er wollte ein Buch machen, worin, wenn ichs mich noch recht beſinne, beſchrieben ſtehen ſollte; wie man aus dem äußerlichen Anſehen eines Menſchen auf das Innerliche deſſelben ſchlißen könne; nemlich obs ein Kerl von gutem Humeur, gutem Verſtand, treuer Bruſt, Luſt und Liebe zur Arbeit, kurz obs ein braver Kerl ſey oder nicht. Alles dieſes verſtanden ſie unter einem Worte, welches ich behalten habe, weil ich einen von des Buchhändlers Zetteln erhielt. Darin wird es Phyſiognomik genannt. Darüber war auch der Lerm entſtanden.

Welche behaupteten, das gienge wohl an; andere sagten, es wären eitel Fratzen: andere sagten, man könne wohl etwas aus dem Aeußerlichen schließen, aber nicht viel; noch andere, man könne wohl aus den Minen und den beweglichen Theilen schließen, aber nicht aus den festen Theilen; noch andere, man könne aus den äußern Theilen auf das Innere schließen, daß ließe sich aber nicht so in ein A, B, Ab, bringen; noch andere sagten noch was anders, das ich gar nicht verstand. Mir gieng alles übrige zu einem Ohre hinein, zum andern wieder heraus, und ich dachte, so lang ich in Leipzig war, nicht wieder an das Ding, weil ich wohl anders bey meinem Handel zu denken hatte.

Als wir wieder herunter ritten, und Zeit und Weil genug hatten, kam mir das Gespräch wieder in den Sinn, und ich erzählt es alles meinem Schwager aus Verdenbostel, der mit mir ritt; las ihm auch den Zettel vor. Wir überlegten es in die Kreuz und in die Queer, kam aber doch nichts rechts heraus. Schwager sagte: da bey uns die Menschen zur Handlung noch nicht genutzt würden, wie Pferde, Kühe und Schaafe, hätte man sich auch wohl nicht bekümmert,

ob

ob das Aeußerliche an Ihnen etwas bedeute, und was es bedeute. In den drey Raubneſtern aber, und in Guinea, wo die armen Sclaven, wie die Leipziger Studenten ſagen, gleich den Thieren, auf dem Markte verkauft werden, würde man es gewiß wiſſen. Aber, ſagt ich, da bringſt du mich worauf, Schwager. Wir ſind doch nun, ohne Ruhm, ein paar Viehhändler, wohl bekannt, allenthalben wohl in Credit und gelitten mit Pferden und Ochſen, bey Hohen und Niedern, lernen wo was zu lernen iſt, handeln wo was zu handeln iſt, und ſind die erſten auf dem Platz, und die letzten davon, immer mit Ehren; haben wir aber auf den Viehmärkten unſer Lebtage anders gekauft, als nach dem äußern Anſehn? kauft ein einziger tüchtiger Viehhändler anders und kann er anders kaufen? Der iſt doch der beſte und profitirt am meiſten, der am pfiffigſten iſt, aus dem Aeußern eines Pferdes zu erkennen, ob es faul oder friſch, gelehrig oder dumm, dreiſt oder ſcheu, von ſchwacher oder ſtarker Natur, treu oder tückiſch, krank oder geſund iſt. Wird doch kein vernünftiger Menſch der ſich aufs liebe Vieh verſteht, daran zweifeln, daß man es einem Pferd am Gebäude anſe-

hen kann, obs ein Engländer oder ein Polack, ein Däne oder ein Ungar ist. Wenn ein Pferd breite, lange, weit von einander abstehende herunter hängende Ohren hat, so wissen wir alle gewiß, daß es faul und träge ist. Geht ein Ohr immer hin das andre her, so ist es scheu und tückisch; dahingegen feine, spitze, nach vorne zu gerichtete Ohren, ein kluges Pferd von gutem Humeur andeuten.

Wirst dir doch nie weiß machen lassen, daß ein Pferd mit einem am Nacken dicken Schweinehalse ein gut gelehrig Schulpferd werden könne, und daß es von starker Natur sey, wenn die Schweifrübe sich so leicht auf und nieder ziehen läßt, als ein Hundeschwanz; denkst doch gewiß, daß ein Pferd, welches große muntere Augen, feine und glänzende Haare hat, wenn sonst nichts dabey zu erinnern ist, von guter Complexion und Verstand sey. Wenn dir gar einer sagte: du könntest dem Pferd nicht an den Zähnen ansehn, obs vier oder sieben Jahr alt sey; könntest, wenn das Pferd mit den Beinen kreuzweis steht, sich tief in die Ohren fassen läßt, die Augen verdreht, frißt als wenn es in Gedanken wäre, im Stall sich schief stellt;

ſtellt; nicht ſchließen, es habe den ſtillen Koller oder werde ihn bald kriegen; wenn dir das einer ſagte, würdeſt ihn für einen Narren halten. Du beſinneſt dich noch, was mein Vater ſeliger uns immer ſagte: Jungens, gebt Acht, ob ein Pferd will und ob es kann. Ein Pferd von luſtigem leutſeligem Humeur will; ein Pferd an deſſen Gebäude, Knochen und Gelenken nichts auszuſetzen iſt, kann. Deswegen ſehe nicht auf Ein Zeichen allein, ſondern auf ſo viele ihr nur immer könnt, ſo werdet ihr am wenigſten behext. *) Durchs Reiten lernt ihr wohl ein Pferd näher kennen, wie die Menſchen durch den Umgang, aber, ob ihr aufs Roß handeln wollt, müßt ihr doch vom Anſehn haben.

Das iſt nun aber von Ochſen und Schaafen, vielleicht von allen Thieren, eben ſo wahr als von Pferden. Ein weißer Ochſe taugt lange nicht ſo gut zum Zug- und Arbeitsochſen als ein ſchwarzer oder roth-

*) Der Viehhändler ſpricht hier, wie durchaus, in ſeiner Sprache. Behext heißt im Autordeutſch hintergangen.

brauner. Er iſt ſchwächlicher und kränklicher als dieſe. Ein Schaaf, das kurze Beine, ſtarken Hals, breiten Rücken und muntere Augen hat, iſt ein gutes Zuchtſchaaf, und bleibt gut bey der Heerde. Nun aber denke ich, Schwager, wenn man bey den Thieren aus dem Aeußerlichen das Innerliche abnehmen kann, ſo ſollte es bey den Menſchen auch wohl möglich ſeyn können. Du haſt ganz Recht, daß wir das hier noch nicht wiſſen; aber wenns nun der Buchhändler weiß, oder vielleicht von den Orten her hat, wo mit den Menſchen gehandelt wird, ſo iſts doch ſo dumm nicht, daß ers von ſich giebt.

Ja, ſagte Schwager, ich wollts dir wohl glauben, daß mans den Menſchen wie den Thieren anſehen könne, was darin ſteckt; die Menſchen aber verſtellen ſich, und das thun die Thiere nicht.

Aber, ſagt ich, was die Verſtellung bey den Menſchen iſt, das ſind die Tauſendkünſte der Roßtäuſcher bey den Pferden, die uns gerne eine Schindmähre für ein gutes Roß aufheften wollen. Damit betriegen ſie wohl unerfahrne Leute, oder ſolche die ſich dünken laſſen, ſie wüßten was, aber gewiß nicht,

oder

oder doch höchst selten, einen tüchtigen Viehhändler, der lange gehandelt, viel tausend Pferde genau besehen hat, und überhaupt sein Handwerk versteht.

So sprachen wir noch allerhand mehr, bis wir uns trennten, und jeder seinen Weg ritt; worauf ich bald zu Hause bey meiner Frau und Kindern ankam.

Es ist so immer gebräuchlich, daß ich jedesmal, wenn ich auf die Messe reite, für den Herrn Informator, welcher bey unsers Amtmanns jungen Muschös und Mamsellen dient, einige Bücher einkaufe, und allerhand Neuigkeiten mitbringe. Dafür erklärt er mir manches, was ich sonst nicht begreifen kann, und erzählt mir manches von Sonne, Mond und Sternen, wie die viel größer sind als sie aussehn, und noch andere seltsame Dinge mehr. Ich gieng also den folgenden Morgen zu ihm, brachte ihm seine Bücher, zeigte ihm auch den Zettel von dem Buchhändler und erzählte alles was ich noch wußte, was in der Rose davon gesprochen worden, auch vornemlich was ich mit meinem Schwager davon gesprochen hatte. — Bleib er ja davon, sagte er mir, das sind eitel Grillen. Man kann es freylich den Pferden, Kühen, Schaa-

sen, und Hunden wohl ansehn was darin steckt; mein Herr Principal kann es selbst zum Erstaunen, aber was von den Thieren wahr ist, kann von den Menschen unmöglich wahr seyn: denn die Thiere sind unvernünftige Thiere und die Menschen sind mit Vernunft begabte Geschöpfe. Die Thiere richten sich nach dem Instinkt, deswegen kann mans ihnen wohl ansehen was darin ist; aber die Menschen richten sich nach der Vernunft, und deswegen kann mans ihnen nicht ansehn, weil man ihre Vernunft nicht sehen kann. Ich sagte ihm dagegen: daß es doch bisweilen mit den Menschen eben so gienge, als mit den Thieren; daß es mir vor sechs Jahren mit meinem besten Füllen, das ich, in der Meynung, jung gewohnt alt gethan, viel zu früh zur Arbeit angehalten, eben so gegangen wäre, als es dem Zollconducteur jetzt mit seinem Sohn gienge, den er in der Kindheit zu viel zum Studieren angehalten, der aber nun da er von der hohen Schule herunter gekommen, im 21sten Jahre eben so caput wäre, als mein Füllen im siebten; daß man den Pferden am Fressen wohl ansehen könne, ob sie lustig und munter wären, und daß man von dem

Men-

Menſchen doch auch ſagte, wie er iſt ſo arbeitet er. Das bedeutet alles nichts, ſagte der Informator; er glaubt doch, wie ich hoffe, daß Thiere, Thiere, und Menſchen, Menſchen ſind. Nicht wahr? — Das konnte ich nun nicht abläugnen. Alſo, ſagte er, kann das was hier von Thieren gilt, nicht von Menſchen gelten. Dabey bliebs nun.

Ob ich es gleich in die Kreuz und in die Queere überdacht habe; ſo kann ich doch über dieſen Punkt nicht wegkommen. Der Informator hat mich gar zu feſt gefaßt, ſo daß ich beynahe nichts von der Sache glaube. Unterdeſſen habe ich doch bey Ew. Wohlweisheiten um eine kleine Nachricht bitten wollen: ob dem unerachtet, daß Thiere, Thiere, und Menſchen, Menſchen, ſind, etwa durch eine Ausnahme oder ſonſten, nicht dennoch wahr ſeyn könne, daß man bey Menſchen, wie bey den Thieren, von dem Aeußerlichen auf das Innerliche ſchließen kann. Wenns ſo ſeyn ſollte, ſo würde ich mir das Buch kaufen, nicht etwa um die Menſchen kennen zu lernen, denn damit handele ich nicht, ſondern ich dächte, darin gewiß verſchiedenes zu finden, was mir bey meiner nothwendi-

gen Kenntniß von Pferden und Ochsen nützlich seyn könnte. In dieser Kunst lernt man niemals aus. Auch der Beste kann sich noch irren, deswegen muß man immer attent seyn, und alles zu lernen suchen, was darin zu lernen ist. Man lernt wenig umsonst, manchmal schaffen Kleinigkeiten großen Nutzen, sagten die Alten. Bitte also inständig um baldige Nachricht. Es steht ja doch immer in den Anzeigen: das Intelligenzcomtoir giebt von allem Nachricht; wird es mir doch hievon auch wohl Nachricht geben. Ich verharre ꝛc.

B. im May 1775.

Hans Heinrich Isernhagen.

XI.

Auszug eines Schreibens aus Pyrmont.

Nun zu einer angenehmern Sache! Ich muß Ihnen, mein Werthester, noch eine Begebenheit, oder wenn Sie wollen, ein Abentheuer erzehlen, das mir vor einigen Tagen aufgestossen ist, und woran Sie nicht geringen Antheil nehmen werden.

Ich fieng an, in Pyrmont Langeweile zu haben. Sie wissen, daß das Einerley mich sehr bald ermüdet. Auf der Promenade kannte ich alle Gesichter und alle Negligees; in den Speisehäusern hatte ich nun alle Gesundheits- und Krankheitsgeschichte, und alle andre politische Brunnendiscurse, die Chronique scandaleuse nicht zu vergessen, so oft gehört, daß ich sie beynahe auswendig wußte; um in Charten zu spielen war ich eben nicht nach Pyrmont gereiset; und in dem Tanzsaale fand ich auch so oft, daß die Menschen, selbst bey der Sorgfalt für ihre Gesundheit, und unter dem lebhaftesten Geräusch der unschuldigen Freude, ihren Rang, ihre Eitelkeit und alle übrigen Thorheiten nicht vergessen können, daß ich nicht selten mißvergnügter

gnügter von da wieder weggieng, als ein Brunnengast eigentlich thun sollte. Ich beschloß also, ein paar Tage zu einer Spazierreise zu Pferde in die umliegenden Gegenden von Pyrmont anzuwenden, um mich von den Ideen des menschlichen Stolzes und des menschlichen Elendes, welche man dort in einem seltsamen Contraste vereint sieht *), zu befreyen.

Man hatte mir die Gegend von Polle an der Weser, als eine der schönsten im Fürstenthume Calenberg gerühmt. Dahin gieng also meine Reise. Ich war von Niemanden als von meinem Bedienten begleitet, der, wie Sie wissen, ein so verständiger Mensch ist, daß ich ihn mehr für meinen Gesellschafter als für meinen Bedienten halte. Der Morgen an dem ich abreiste, war einer der schönsten, den die Natur hervorbringen kann, und meine Seele war so heiter als dieser Morgen. Weil ich keine Eile, und keinen

*) Jetzt soll es sich dort, nach neuern Beschreibungen, wenigstens mit dem menschlichen Stolze sehr geändert haben, welches auch in Rücksicht auf das menschliche Elend recht gut seyn wird.

keinen andern Zweck als die Betrachtung der schönsten Gegenden und der Arbeiten der Landleute hatte; so verweilte ich auf jedem Berge wo ich eine reizende Aussicht fand, so lange bis ich alle das Vergnügen, welches sie mir gewähren konnte, empfunden hatte, und kehrte in jedem Dorfe ein, wo ich etwas fand das meine Aufmerksamkeit zu verdienen schien. Sie wissen, mein Herr, ein Freund der Natur und der Menschen, kann auf Reisen höchst selten Langeweile haben, vorzüglich wenn er die kleine Kunst besitzt, sich durch sein Betragen das Vertrauen der Landleute so weit zu erwerben, daß sie sich in ungezwungne Gespräche mit ihm einlassen.

Ich hatte also an dem Tage keinen großen Weg zurückgelegt. Erst gegen Abend kam ich in die Gegend die ich eigentlich hatte besehn wollen. Ich übersah sie von einem Berge, und sie übertraf alle meine Erwartungen. Vorzüglich reizte ein Dorf, das etwa noch eine Viertheil-Meile von mir entfernt war, meine ganze Aufmerksamkeit. Es lag am Gestade der Weser, und war von einem halben Cirkel von Bergen, die theils dicht mit Holze bewachsen, theils zu Gar-

ten

kenland eingerichtet, und mit kleinen Hecken durchzogen waren, umgeben. Die untergehende Sonne, welche sich in den sanften Wellen der Weser spiegelte, erleuchtete dieses reizende Amphitheater. Nach mir zu, war eine Ebne von blumenreichen Wiesen und Kornfeldern, deren blühende Gewächse der Abendwind in sanften Wellen wiegte. In jenem Dorfe müssen wir die Nacht zubringen, sagte ich zu meinem Bedienten, im ganzen Pais de Vaud glaube ich, nur wenige von schönerer Lage gesehn zu haben. Wir ritten hin —

Gleich vorn im Dorfe lag ein Bauernhaus, das sich so wohl durch seine Bauart als durch einen gewissen kunstlosen Schmuck, und eine sehr artige Einrichtung des dazu gehörigen Gartens vor den übrigen auszeichnete. Vor der Hausthüre stand ein kleines Mädchen die schlecht aber sehr reinlich angekleidet war, und uns sehr freundlich grüßte. Ich fragte sie; wo hier das Wirthshaus sey. Sie kam näher und zeigte uns den Weg. Ich wunderte mich nicht wenig darüber, daß sie nichts von dem scheuen Wesen hatte, welches leider die meisten unsrer Bauernkinder gegen Fremde zei-

zeigen, und sagte meinem Bedienten auf Deutsch, daß er in das Wirthshaus reiten möchte, um nachzufragen, ob wir dort die Nacht bleiben könnten, und auf Französisch die Ursache, daß ich mich nemlich noch ein wenig mit dem kleinen liebenswürdigen Mädchen unterhalten wollte. Sie erzeigen mir zu viel Ehre, fieng die Kleine in französischer Sprache an, ich wollte wünschen, daß ich ihnen dienen könnte. — Aber, ich habe dort einen Blumenstrauß, soll ich ihnen den schenken? Mit den Worten lief sie in das Haus, kam gleich wieder zurück, und überreichte ihn mir mit einer gewissen ländlichen Grazie, die mein angenehmes Erstaunen noch mehr vermehrte. Unterdessen daß ich mich bedankte, sie lobte, und verlegen darüber war, daß ich ihr kein Gegengeschenk machen konnte, kam ein alter Mann an die Hausthüre, der so ein heiteres und ehrliches Gesicht hatte, daß ich den Augenblick mit ihm bekannt war. Er fragte mich, ob ich mich vielleicht verirrt hätte, daß ich in diesem Dorfe übernachten wollte. Ich erzehlte ihm den Ort woher ich käme, und den ganzen Zweck meiner Reise. Mein Bedienter kam zurück und sagte mir, daß ich schwerlich

lich die Nacht in dem Dorfe würde bleiben können, wenn ich nicht Luſt hätte mit einigen lermenden Fuhrleuten auf der Streu zu ſchlafen — Wenn ſie, ſagte der Alte in ſeiner treuherzigen plattdeutſchen Sprache, mit einem harten aber reinen Bett in unſerm Hauſe vorlieb nehmen wollen, ſo laſſen ſie ihre Pferde nur dort in den Stall ziehn.

Sie können leicht denken, daß ich das Anerbieten nicht abſchlug. Ich fand das Haus inwendig ſo wie ich es vermuthet hatte. Ein wenig mehr Bequemlichkeit als in einem gewöhnlichen Bauerhauſe, alles ſehr reinlich und auf eine edle Art ſimpel. — Ruhen ſie ſich aus, ſagte der Alte zu mir, ich will gehen und meine Kinder vom Felde rufen, es iſt ohnedem Zeit, daß ſie Feyerabend machen. —

Ich ſaß unterdeſſen voller Verwunderung und ſchwatzte mit dem kleinen Mädchen, bis ich den Alten wieder zurückkommen ſah, dem eine ſehr wohl gewachſene und ſich wohltragende in der gewöhnlichen Landestracht gekleidete Mannsperſon, die eine vollkommen artige Bäuerinn unter dem Arm gefaßt hatte, folgte. Wer war begieriger als ich, dieſe Leute näher kennen zu lernen!

Der

Der junge Mann und die Bäuerinn hießen mich eben so treuherzig willkommen, als es der Alte gethan hatte. Der junge Mann redete mich plattdeutsch an, und betrachtete mich dabey außerordentlich genau. Ich fand daß diese Sprache ihm nicht ganz geläufig sey, und schloß aus einigen französischen Wendungen dann, daß er diese Sprache besser verstehn müsse. Ich antwortete ihm also französisch, und plötzlich erinnerte ich mich sehr lebhaft ihn bereits irgendwo gesehn zu haben. — Ich soll sie kennen, mein Herr, sagte er mir, gewiß sie sind N** mit dem ich während des letzten Krieges in Hannover so manchen angenehmen Spaziergang in der Eileriede gemacht, und so manchen schönen Abend vergnügt zugebracht habe. — Und Sie, sagte ich, Sie sind D**le — aber um des Himmels willen, wie kommen Sie hieher? Wie kommen Sie in diese Tracht, zu dieser Sprache, zu dieser Lebensart? — Hier ist die Siegerinn, sagte er, indem er seine artige Frau mit dem zärtlichsten Blickansah, die mich zum Kriegsgefangnen, und jetzt zu dem glücklichsten deutschen Landmann gemacht hat. Sie sollen meine ganze Geschichte erfahren. Nur lassen Sie uns

zuvor, für einige Erfrischungen für Sie und uns sorgen. Ich habe jetzt besser Hunger, als damals, da wir oft mit einander über die Sittlichkeit der menschlichen Handlungen philosophirten.

Ich fand also hier, mein Herr, ganz unverhoft, unsern D:v:le. Wie sehr wird meine Entdeckung Ihnen Vergnügen machen, da Sie sich noch so oft seines Umganges erinnern, und ihn immer für einen der rechtschaffensten und aufgeklärtesten unter allen französischen Officieren, die wir kennen gelernt, gehalten haben!

Das kleine Mädchen kam herein. — Kommen Sie, mein Herr, mit mir, in unsre Laube am Wasser. Da essen wir das Abendbrodt, wenn es gut Wetter ist. — Ich folgte ihr. D:v:le begegnete uns im Garten, und seine Frau brachte nebst etlichen Mägden, eine keine ländliche Mahlzeit auf den Tisch. Unsre Tischgesellschaft bestand aus dem alten Manne, den beyden ungen Leuten, dem jungen Mädchen, mir und meinem Bedienten. Unsre Wirthin war im Anfange einwenig blöde, und man merkte es sehr deutlich, daß es ihrem Manne noch nicht ganz gelungen war, sie vn der Folge ihrer Erziehung, der Schüch-

tern-

ternheit gegen Unbekannte, völlig zu entwöhnen. Sie sprach plattdeutsch, zuweilen französisch und nicht übel. In allem aber was sie sagte, herrschte so viel gesunder Verstand, Gutherzigkeit, Feinheit der Empfindung und Zärtlichkeit gegen ihren Mann, daß ich, unter uns gesagt, beynahe wieder hypochondrisch geworden wäre, wenn ich dabey an meine hochgelahrte Frau in der Stadt zurück dachte.

— Ich kann nicht essen für Begierde, mein lieber D:v:le, Ihre Geschichte zu hören — Es ist alles so artig bey Ihnen, daß ich wünschte, unsre guten Calenbergischen Landmädchen hätten im Kriege tausend solcher Männer erbeutet. —

Ich könnte von meiner Geschichte, allenfals einen Roman schreiben, fieng D:v:le an, allein das deutsche Clima hat noch nicht so viel Einfluß auf mich gehabt, daß ich eine Geschichte, die kurz erzehlt, vielleicht meinen Freunden interessant ist, zu einem Buche ausdehnen sollte. Hören sie also, ganz kürzlich die Begebenheiten welche mich hieher gebracht haben.

Ich war, wie Sie wissen, Officier unter dem I:schen Husarenregimente. Einst kam ich mit fünf

und zwanzig Mann durch dieses Dorf, als eben in diesem Hause ein Feuer ausbrach. Sie können sich nicht vorstellen, in welcher Angst die armen Leute waren, indem sie gewiß glaubten, daß das, was das Feuer überlassen, eine Beute der feindlichen Husaren seyn würde. Ich wandte mit meinen Leuten alle mögliche Mühe zum Retten an, dämpfte das Feuer glücklich, und hatte durch ausgestellte Wachen es dahin gebracht, daß ich mir einige Stunden darauf das Vergnügen machen konnte, den armen Leuten alles, was sie aus dem Hause geschaft, wieder zu geben, ohne daß das geringste davon wäre gestohlen gewesen. Mein lieber jetziger Schwiegervater, den sie dort sehn, rechnete mir diese Handlung, die weiter nichts als eine Pflicht der Menschlichkeit war, zu einer besondern Großmuth an, und wußte nicht wie er sich dankbar bezeigen sollte, da ich mir die Ausübung der moralischen Pflichten niemals habe bezahlen lassen. Das was ich annahm, war die Bitte, daß ich mich, wenn ich wieder in die Gegend käme, in sein Haus einquartiren möchte. Der Vorfall ereignete sich auch einige Monate darauf, so daß mein hiesiger Aufenthalt

halt beynahe ſechs Wochen dauerte. Ein feindlicher Officier, der ſich das Vertrauen ſeines Wirths erworben hat, iſt, wenn er ein rechtſchaffner Mann ſeyn will, in einem ſolchen Quartier außerordentlich glücklich. Jedermann hier im Hauſe, ſah mich als ſeinen beſten Freund an, und ich begegnete Jedem wieder auf gleiche Weiſe. Die ſechs Wochen welche ich hier zubrachte, ſind mir die angenehmſten im ganzen Feldzuge geweſen. Hier lernte ich die Tochter des Hauſes, mein liebes Hannchen kennen. Sie war damals kaum achtzehn Jahr alt, mit allem Reize der Unſchuld und der Jugend geſchmückt, und hatte vorzüglich vor andern Landmädchen eine gewiſſe Feinheit der Empfindung und des Ausdrucks in ihrer Mutterſprache, die ich bald nach meiner Ankunft in Deutſchland verſtehn gelernt hatte. (Die junge Frau gieng weg, unter dem Vorwande, ihre kleine Tochter zu Bette zu bringen.) Ich empfand bald einen hohen Grad der Freundſchaft für ſie, nicht Liebe, davon entfernte ich jeden Gedanken, weil ich in Frankreich eine Geliebte hatte, welcher ich bey meiner Abreiſe, nicht mit Eidſchwüren, ſondern als ein rechtſchaffener

Mann eine ewige Treue versichert. Um aber meine Freundin, den Nachstellungen einiger andern jungen Franzosen, welche auch in dem Dorfe einquartirt waren, so viel als möglich zu entziehn, weil ich nur zu deutlich sah, wie ungleich die Parthey ist, wenn ein junger ausgelernter Franzose, ein Mädchen das zu ihrer Vertheidigung nichts weiter hat, als ihre Unschuld und ihre Gutherzigkeit, zu verführen sucht; so erklärte ich sie, in unsern Gesellschaften für meine Geliebte, und begegnete ihr folglich mit aller der Aufmerksamkeit, welche diese Erklärung erforderte. Aber das kam meinem Herzen theuer. Hannchen liebte mich, ohne daß sie es selber wußte, mit aller der Stärke, Unschuld und Gutherzigkeit, welche der Liebe eines deutschen Mädchens einen so großen Vorzug, vor der gewöhnlichen flatterhaften eitlen Neigung meiner vormaligen Landsmänninnen geben. Ich suchte, so viel es mir auch kostete, selbst ihre Neigung gegen mich zu mindern, — und die meinige verstärkte sich unterdessen immer mehr. Jetzt kam die Ordre zum Aufbruch, und der nahe Frieden ließ mir wenig Hoffnung über, mich in diesem schönen Dorfe einmal wie-

wieder aufhalten zu können. Meine Geliebte in Frankreich erwartete mich. Also — — auf ewig lebe wohl, mein theures Hannchen! — Ich hatte das unaussprechliche Vergnügen, zu sehn wie das ganze Haus, bey dem Abschiede des feindlichen Officiers weinte. Der alte Vater und die Tochter faßten mich bey der Hand — gewiß nach dem Frieden werden sie uns einmal aus Frankreich besuchen, wenn es wahr ist, daß sie so viel von uns halten. — O wie war Hannchens Blick hiebey von dem Blicke ihres Vaters verschieden! — Ich versprach es ihnen, um sie aufzumuntern, ob ich gleich meinem Herzen, nach diesem Abschiede keine zweyte Visite zugetrauet hätte —

Der Friede ward bald darauf geschlossen, und wir giengen nach Frankreich zurück. In Strasburg traf ich meine Geliebte an, welche mir von Paris bis dahin entgegen gekommen war, und sich in Hoffnung auf die Beute, welche ich mitbringen würde, mit allem was die Mode in Paris unterdessen erfunden, ausgeputzt hatte. Wir reisten sehr vergnügt nach Paris, ob ich gleich zuweilen bey allem brillanten Witze, und bey allem feinen Geschmacke, meiner französischen Ge-

liebten, einen Seufzer um meine deutsche Freundinn kaum zurück halten konnte.

Ich hatte große Forderungen an einige Kriegescommissarien. Diese steckten sich hinter verschiedene andre Leute, die mich haßten, weil ich sie in Deutschland oft verhindert hatte, sich durch Erpressungen und Unterdrückung der Landleute zu bereichern. Man brachte also über verschiedne Punkte die einem rechtschaffenen Mann äußerst beleidigend seyn müssen, eine Klage gegen mich an, bewies aus der unerwiesenen Klage, daß meine Forderungen unrechtmäßig wären, und nöthigte mich dadurch, einem Dienste freywillig zu entsagen, in dem man mich solcher Vergehungen beschuldigt hatte. Ich eilte zu meiner Toinette, das war der Name meiner französischen Geliebten, um mit ihr nunmehr, frey von allen politischen Verbindungen auf ein kleines Landgut, welches mein väterliches Erbe war, zu ziehn, und in ihrer Gesellschaft das mir zugefügte Unrecht zu vergessen. Allein, wie groß war mein Erstaunen, als ich sie außerordentlich kaltsinnig, vollkommen von meinem Unglück unterrichtet, und im Begriffe fand, sich mit einem verneh-

men

men Herrn, in ein Liebesverständniß einzulassen. Ich würde in der ersten Hitze mich an ihre Untreue schrecklich gerächt haben, wenn mich nicht ein Gedanke an mein deutsches Mädchen, sie verachten gelehrt hätte. Frankreich war mir nun verhaßt. Ich eilte in die Piccardie um mein väterliches Erbtheil zu verkaufen, und darauf mit dem dafür erhaltnen Gelde, welches etwa tausend Ducaten betragen mogte, nach Deutschland. Ich sah nach der Abwesenheit von einem halben Jahre, mein Hannchen wieder, erhielt ihres Vaters Einwilligung sie zu heyrathen, wandte einen Theil meiner tausend Ducaten an, einige Schulden die auf diesen Freyhof hafteten zu tilgen, einen Theil aber, um einige grose Verbesserungen deren er fähig war, vorzunehmen. Alle meine Bemühungen haben einen glücklichen Fortgang gehabt. Mein Schwiegervater, mein theures Hannchen, meine kleine Tochter, und ich, wir sind die glücklichste Familie die man sich denken kann, weil wir einander lieben, fröhlig, fleißig und ehrlich sind. Vorzüglich freut es mich, daß auch die Leute im Dorfe mich lieben, ob ich gleich ein Ausländer bin; weil ich ihre Sprache verstehe, und ihnen

viele in Frankreich sehr bekannte Verbesserungen des Ackerbaues gezeigt habe, deren Vortheile sie nun einzusehen anfangen. Morgen will ich Ihnen, mein Herr, mein Feld, meinen Garten, mein Vieh, meine Wiesen, die Einrichtung meines Hauses, und auch, wenn Sie mich nicht verrathen wollen, meine kleine Bibliothek zeigen, und ich glaube, daß sie ihren alten Freund glücklich schätzen sollen, über die Situation in der er lebt, die unter allen, wenigstens die sicherste für die wahre Glückseligkeit ist. —

Dieses war seine Erzehlung. Ich legte mich mit den angenehmsten Empfindungen der ländlichen Glückseligkeit nieder, und am folgenden Morgen zeigte mir mein Wirth alles, was er mir zu zeigen versprochen hatte. Der Mann ist gewiß ein vortreflicher und philosophischer Bauer, und seine Frau ist die beste Frau von der Welt. Ich will Ihnen nicht beschreiben, was ich alles gesehn habe. Sie, mein Freund, müssen diesen Mann selber besuchen, und alles selber sehn. Er hat viel von Ihnen gesprochen, und würde sich sehr freuen, wenn Sie bald zu ihm kämen.

Ich blieb noch zwey Tage bey ihm, und kehrte darauf ohne fernere Abentheuer zu suchen, gerades Wegs nach Pyrmont zurück. Leben Sie wohl! — Wenn der Brunnenmedicus diesen langen Brief sehn sollte, gewiß er würde wacker keifen.

Ottomar.

XII.

Sollte es nicht gut seyn, öffentliche Schwimm-Schulen zu errichten?

Als es noch im Sprüchworte hieß: „**er hat weder Wissenschaften noch Schwimmen gelernt**" als der ältere **Cato** seinen Sohn, und **August** seinen Neffen, selbst im Schwimmen unterrichtete; als **Carl** der Große und unser **Heinrich** der Löwe, zu den besten Schwimmern unter ihrem Volke gehörten; würde diese Frage, wenn sie einmal nöthig gewesen wäre, für sehr erheblich gehalten worden seyn.

Zu unsern Zeiten, da sie sehr nöthig ist, wird sie von vielen für unerheblich, und von neumodigen witzigen Köpfen vielleicht gar für lächerlich gehalten werden.

Inzwischen kommen alle große Aerzte und Menschenkenner einhellig überein: daß in der Welt nichts fähiger sey, die — selbst nur in Vergleichung gegen unsere Aeltervätter so sehr verminderte Festigkeit, Kraft und Behendigkeit des menschlichen Körpers allmählig wieder herzustellen, als das Baden und Schwimmen; daß keine öffentliche Gesundheitsanstalt nützlicher seyn könne.

könne, als eine solche, welche dahin abzielt, diesen in neuern Zeiten zum allgemeinen Schaden des menschlichen Geschlechts so sehr vernachläßigten Theil der Gymnastik der Alten wieder einzuführen; und daß die dadurch unter den geringern Volksclassen bewürkte größere Reinlichkeit, noch ausser den großen Vortheilen für die Gesundheit, auch selbst auf ihre moralische Besserung beträchtlichen Einfluß haben würde.

Diesem allen kann in unsern Zeiten, wo man so rühmlich auf die Erhaltung eines jeden Menschenlebens bedacht ist, und im größten Theile von Europa Prämien auf die Rettung eines Ertrunknen ausgesetzt hat, die größere Sicherheit gegen die Gefahren im Wasser, mit Grunde hinzugefügt werden.

Das männliche Geschlecht, auf dessen Unterricht im Schwimmen, dieser Aufsatz sich allein beziehet, ist nach seiner Beschäftigung und Lebensart der Gefahr des Ertrinkens weit mehr ausgesetzt, als das weibliche. In den Churbraunschweigschen Staaten befindet sich unter 580 Gestorbnen männlichen Geschlechts, jährlich im Durchschnitt nach einem ungefähren Ueberschlage, mit Ausschluß der Seefahrer Ein Ertrunkner.

Also

Also ist das Ertrinken, $\frac{1}{110}$ der gesammten jährlichen Mortalität des männlichen Geschlechts. Dieser Grad der Gefahr, würde durch die Geschicklichkeit im Schwimmen, wenigstens ausserordentlich vermindert werden. In allen den Ländern, wo die Menschen nach den Berichten der Reisenden, schwimmen können, wie die Fische, ertrinkt niemand, es sey dann auf der hohen See. *)

Es kann auch würklich kein sichereres Mittel gegen das Ertrinken erdacht werden, als schwimmen zu können. Denn mit der Rettung der Ertrunknen, ist es immer noch eine sehr bedenkliche Sache.

Im

*) Es ist erstaunlich, wie weit es die Menschen, wenn sie von Jugend auf an das Wasser gewöhnt werden, im Schwimmen bringen können. Cook oder Forster erzählen in ihrer Reisebeschreibung, daß die Einwohner der Societäts und freundschaftlichen Inseln, zum Vergnügen in so fürchterliche Brandungen der See springen, worin Fische Gefahr laufen würden, gegen die Felsen zerschmettert zu werden.

Inzwischen ist die vorgedachte Abhärtung, Geschmeidigung und Reinigung des Körpers, bey weitem das wichtigste Argument, für die Errichtung der Schwimmschulen. Die Absicht ist freylich nicht, erwachsene verzärtelte Männer in die Flüsse zu stürzen, um sie schwimmen zu lehren. Wahrscheinlich würden die meisten in der Lehre bleiben. Nein! unsere Knaben und Jünglinge sollen schwimmen lernen. Wir sehen ohnehin im Sommer täglich, wie der natürliche Instinkt die besten und bravsten unter ihnen, ins Wasser treibt, und wie es einige davon, ohne alle Anweisung, im Schwimmen sehr weit bringen. *) Dieses

*) Ich kann nicht umhin, hiebey eine Anecdote zu erzählen. Im Sommer 1786 stürzte bey dem Baue der großen Brükke vor dem Cleverthore bey Hannover, ein aus Linden gebürtiger Zimmer-Geselle in den daselbst vorzüglich reißenden Leinestrom, mit seiner gewöhnlichen Kleidung. Er blieb eine gute Strecke ganz unter Wasser. Seine Cameraden und alle übrige; die gegenwärtig waren, hielten ihn unfehlbar für verlohren. Jeder lief inzwischen so gut er konnte, mit Stan-

ses ist aber, ohne Aufsicht und Anweisung, und wenn kein gewisser sicherer Platz zum Baden und Schwimmen bestimmt ist, gemeiniglich mit so großer Lebens-Gefahr verbunden, daß man es guten Aeltern nicht verdenken kann, wenn sie bey dermaligen Umständen, jenen so heilsamen Instinkt der Natur, bey ihren raschen Knaben, mit Gewallt unterdrücken; obgleich Wünsche im Herzen das Gegentheil wünschen.

Also

Stangen und Stricken am Ufer hinab, um ihn, wo möglich zu retten; auch — gelegentlich eine Prämie zu verdienen. Plötzlich erschien der vermeintlich Verunglückte, nahe am Ufer, und ergriff die ihm zugeworfenen Stangen und Stricke — nicht; arbeitete sich wieder mitten in den Strom und sagte mit Lachen: Nein! durch mich sollt ihr keine Prämie erhaschen, weil ich mir selbst helfen kann! — Er schwam an das andere Ufer des Flußes, stieg aus dem Wasser, nahm, statt Schreckpulvers, einen Schnaps, und setzte seine Arbeit sogleich ruhig fort. Dieser Mensch hatte es ohne allen Unterricht, durch alleinige Uebung, so weit im Schwimmen gebracht.

Also wäre es doch wol so uneben nicht, wenn man eine öffentliche Anstalt hätte, durch welche Knaben und Jünglinge, mit Sicherheit im Flusse baden, und schwimmen lernen könnten; wobey zugleich durch gehörige obrigkeitliche Verfügung, alles, was der Moralität zuwider laufen mögte, gänzlich vermieden würde.

Allein, wie ist das nun anzufangen; auszuführen und woher das Geld dazu zu nehmen? — Das sind nun eben die bösen Fragen, wobey die geplagten Policeyleute von den Herren Autoren und übrigen aufgeklärten Köpfen, die Projecte zu Dutzenden ausbecken, gewöhnlich im Stiche gelassen werden.

Ich will es jedoch wagen, jene Fragen zu beantworten. Alle Schwierigkeiten völlig zu erledigen, maaße ich mir nicht an. Versuche geben demnächst Erfahrung und diese ist sodann die beste Lehrmeisterin.

Man müßte nicht gleich in einem ganzen Lande, sondern zuerst in der Hauptstadt allein, den Anfang machen. Diese müßte in ihrer nächsten Nachbarschaft einen Fluß von nicht großer Breite, und wo möglich, von zwey Armen haben, in Einem derselben das Strom-Gefälle rascher, in dem andern sanfter

seyn. In jedem derselben würde ein Bade- und Schwimmplatz von etwa sechs bis acht Ruthen Länge zu suchen und durch Pfäle mit Strohwischen, in den Sommermonathen zu bezeichnen seyn. In diesen Plätzen müßte sich kein moraſtiger, sondern, wo möglich, Sandgrund; kein abschüßiges Ufer; keine Waſſerpflanzen mit langen Wurzeln und keine Löcher befinden. Alle Monathe im Sommer, oder nach jeder großen Anschwellung des Flusses, würden sie in dieser Rücksicht von neuem untersucht.

Das Baden an allen übrigen Plätzen um die Stadt herum, würde darauf bey Strafe untersagt. Die Hälfte derselben, als Denuncianten-Gebühr, würde die Forſtknechte, Feldhüter, Flurschützen und andere Leute, welche viel im Felde sind, schon aufmerksam machen. Durch diese Anstalt allein, wäre bereits Ein Theil der Gefahr des Verunglückens im Wasser vermindert.

Demnächst tiesse man aus Halle zwey im Schwimmen vorzüglich geschickte Haloren kommen. Es giebt unter diesen Leuten einige, welche selbst den Mechanismus ihrer Kunst deutlich zu machen wissen.

Die

Die Erlaubniß dürfte in Halle ohne große Schwierigkeit zu erhalten seyn. Eine Reise von 24 bis 26 Meilen würde jeder für zehn bis zwölf Thaler schon unternehmen. Sie würden dann zuerst auf die vier Monathe von der Mitte des May's bis zur Mitte des Septembers engagiret. Monathlich würde jeder mit funfzehn bis zwanzig Thalern, vielleicht mit wenigerm zufrieden seyn. Die Rückreise würde von dem Trinkgelde gestanden, das die Aeltern eines jeden vermögendern Knaben, ihnen etwa nach beendigtem Unterrichte zutheilen mögten.

Die ganze Auslage an Kosten, wäre also, in Rücksicht auf die Wichtigkeit des Zwecks, nicht erheblich. Ein guter Theil derselben käme durch die Bezahlung des Unterrichts der vermögendern Knaben und Jünglinge ohnedem wieder ein. Der andere, würde aus den Cassen derjenigen Waysen- und Arbeitshauser erstattet, deren Knaben, nach ihrer von dem Arzte untersuchten körperlichen Constitution, der unentgeltliche Unterricht im Schwimmen vorzüglich zu wünschen wäre; indem der Mangel an Leibesübung und Abhärtung des Körpers in dergleichen Anstalten, immer noch

ein sehr gegründeter, obgleich wie ich vollkommen erkenne, äußerst schwer zu hebender Vorwurf ist.

Die **Haloren** wären also da! — Jeder wird wahrscheinlich fünf Stunden täglich Unterricht geben können. Das wären die Woche für beide 60 Stunden. Wegen sehr regnigter und stürmischer Witterung, auch etwaniger zu großer Anschwellung des Stroms, im Durchschnitte wöchentlich zwey ganze Tage abgerechnet, bleiben 50 Stunden wöchentlich. In Einer Stunde können im Anfange, wo beide **Haloren** den Schwimmschüler zuweilen unterfassen müssen, um ihm dabey desto bequemer mündliche Anweisung zu ertheilen, etwa vier Schüler, in der Folge noch wol einmal so viele unterrichtet werden: indem diejenigen, welche nicht eben im Unterrichte, welcher für jeden Lehrling täglich höchstens Eine Viertelstunde dauert, begriffen sind, zusehen, oder sich wenn sie noch länger im Wasser seyn wollen, auf dem Binsenbüschel und der Korkplatte üben. Die Dauer des Unterrichts in **Einer Schwimmjahrszeit**, kömmt auf Lust und Fähigkeit der Schüler, das Belieben der Aeltern und Vorgesetzten und andere Umstände an.

Diese

Diese lässet sich also nicht bestimmen; inzwischen ließe sich doch annehmen, daß in Einem Sommer gegen hundert Knaben füglich Unterricht erhalten können.

Denn sie sollen und werden nicht alle Schwimmmeister werden; sie sollen hauptsächlich nur lernen, das Wasser nicht zu scheuen, und im Nothfalle sich selber doch besser helfen zu können, als wenn sie vom Schwimmen gar nichts verstehen; zugleich den Körper abhärten und reinlicher erhalten.

Drey Stunden täglich, würden dem **unentgeltlichen** Unterrichte der ärmern Knaben vornemlich, wie schon gesagt, aus den Arbeits- und Waysenhäusern gewidmet; und diese gegen obrigkeitlichen Schein, nach vorgängiger Anzeige des Arztes, von der körperlichen Constitution der Knaben, vornemlich in Rücksicht auf die Beschaffenheit der Brust, von den Haloren zum Unterricht angenommen. Zwo besondere Stunden würden dem Privat-Unterrichte derjenigen Knaben gewidmet, **welche dafür bezahlen.** Wollten die Schwimmeister auch noch einem oder dem andern, **privatissime** an beliebigem Orte, Zeit und Stunde ausserdem Unterricht geben: so würde ihnen

diese Einnahme, wenn sie in den übrigen Stunden sich gut und fleißig bezeugten, als eine Prämie gegönnet. Das Geld für den Privat-Unterricht aber flöße, wie gesagt, in die erste Anlagecaße, woraus die Haloren ihre bestimmte Bezahlung erhalten.

Wahrscheinlich würde man nach zwey bis drey Jahren auch der Haloren nicht mehr bedürfen; sondern schon selbst Leute angezogen haben, welche die Schwimmschule, nach vorgängiger Prüfung und obrigkeitlicher Bestätigung fortsetzten.

Die kleine Policey dieser Anstalt; nemlich die Bestimmung der Stunden des Unterrichts; der Reihe, in welcher die Lehrlinge nach einander, und welche zugleich, vorgenommen werden müßten; der Bezahlung des Privat-Unterrichts, die Festsetzung der zur Sittlichkeit gehörigen Regeln, z. E. kurze Schwimmbeinkleider von Linnen u. s. w. würde sich demnächst aus den Vorschlägen der Schwimmeister, der Erfahrung, und aus dem Locale der Schwimmplätze, am besten entwerfen lassen.

Damit wäre also unsere Schwimmschule fertig! Wenigstens auf dem Papiere! —

Einen

Einen erheblichen Einwurf sehe ich jedoch schon voraus. Nemlich: **könnten nicht durch eine solche Anstalt mehr Unglücksfälle im Wasser veranlasset werden, als man dadurch zu vermeiden gedenkt**; wenn nun der rasche Knabe, der muthige Jüngling, im Vertrauen auf seine Kunst, sich allein in gefährlichere Wasser wagt? und kann man dieses verhindern? und hat man nicht manche Beyspiele, daß auch gute Schwimmer ertrinken?

Der Einwurf ist vollkommen gegründet; und so sehr wahr, als es wahr ist, daß es das sicherste Verwahrungsmittel gegen das Ertrinken sey, dem Wasser gar nicht nahe zu kommen.

Allein lezteres ist nun einmal unmöglich; und wahr ist und bleibt es auch; daß dem Menschen alle Elemente um so weniger gefährlich werden, je mehr er sich damit familiarisirt.

Vornemlich aber, würde jener Einwurf, wenn er gegründet wäre, die Erlernung aller gymnastischen Künste, der Jugend verbieten. Denn, wie leicht ist es möglich: daß ein Knabe, ein Jüngling, welcher reiten gelernt hat, sich auf ein für ihn noch zu rasches

Pferd

Pferd wagt, oder im Vertrauen auf seine Kunst unvorsichtig reitet, und dadurch unglücklich wird; und hat man nicht Beyspiele, daß auch die besten Reuter den Hals gebrochen haben? —

Wie leicht ist es möglich, daß ein Knabe, ein Jüngling, welcher mit Schießgewehr umgehen, und sich durch die Jagd zu stärken und zu vergnügen gelernt hat, durch einen gewagten oder unvorsichtigen Schuß, sich und andere unglücklich macht! — Wie sehr ist es möglich, daß die Erlernung der Fechtkunst unglückliche Folgen habe! — Kann nicht so gar das Laufen, Springen, Klettern, ja selbst das Tanzen, gefährliche Folgen für Leben und Gesundheit des Menschen haben?

Wird aber ein Knabe, ein Jüngling, gegen die von jeder dieser gymnastischen Künste dennoch immer in einigem Grade zu befürchtende Gefahr, dadurch in Acht genommen, daß er nicht dazu angeführt wird; nun, so bleibt er freylich in diesen Puncten, in der Stube und hinter dem Ofen am sichersten; allein er verliehrt demnächst, bey irgend einiger im menschlichen Leben dennoch unvermeidlichen Fatigue, bey einem rauhen Winde, und bey der geringsten Gefahr, auf Lebenslang seine Gesundheit, oder stirbt gar, und zwar eben deswegen, weil er gegen das Sterben gar zu sorgfältig verwahrt werden wollen.

Ende des ersten Bandes.

Aufsätze,

verschiednen Inhalts,

von

Friedrich Arnold Klockenbring.

Zweyter Band.

Hannover,
im Verlage der Schmidtschen Buchhandlung.
1787.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt
des zweyten Bandes.

I. Ueber die Fleiſchpreiſe in der Stadt Hannover, nebſt einer Geſchichte derſelben, bis zu Ende des Jahrs 1780. Seite 1

II. Aehnlichkeit der Arzeneykunſt und Polizeykunde. Ein Schreiben aus Schwaben. S. 351

III. Ein Mährchen aus der Lüneburger Heide. S. 511

IV. Moraliſcher Artikel aus dem Penſylvaniſchen Haushaltscalender. S. 710

V. Rede des Mandarins Kiang-tſe, an die Landleute ſeiner Provinz. S. 738

VI.

VI. Einige Bemerkungen über Holland. In einem Schreiben an einen Freund. S. 107

VII. Auszug eines Schreibens aus Genf. Vom Jahr 1771. S. 138

VIII. Wilhelm und Röschen. Eine Nationals-Erzählung. S. 168

IX. Iſt es thunlich und nützlich, eine Aſſecuranz wegen der Hornviehſeuche, zu errichten? S. 206

X. Ueber die Vorſchläge, die bürgerliche Verbeſſerung der Juden betreffend. S. 225

Zweyter Band.

I.

Ueber die Fleiſchpreiſe in der Stadt Hannover, nebſt einer Geſchichte derſelben, bis zu Ende des Jahres 1780.

Was zwiſchen jedem einzelnen Käufer und Verkäufer im Kleinen eintritt; nemlich, daß jener wohlfeil zu kaufen und dieſer theuer zu verkaufen ſucht; daß ereignet ſich im Groſſen zwiſchen dem Publicum und den Fleiſchern oder Knochenhauern, wie ſie bey uns heiſſen. Daß keiner dem andern dabey vorzutheile, iſt eine um deſto wichtigere Angelegenheit der Obrigkeiten, je allgemeiner und nothwendiger das Bedürfniß des Fleiſches iſt; und jemehr die Fleiſchpreiſe ihren groſſen Einfluß auf alles was ſonſt zur Nothwendigkeit und Bequemlichkeit des Lebens gehöret, haben. Wie es alſo auf einer Seite eine Hauptforder-

derniß ist, dahin zu sehen, daß das Fleisch in möglichst geringen Preisen erhalten werde; so muß auf der andern aber, auch wiederum auf die Knochenhauer die gehörige Rücksicht genommen werden, daß sie nicht nur als Mitbürger an der Reihe, sondern auch in einem gewissen Grade von Wohlstande und Credit erhalten werden, damit es ihnen nicht an der bey diesem Gewerbe so hauptsächlich nöthigen Vorlage zu Anschaffung des Schlachtviehes zu rechter Zeit, dessen Nachmästung und Aufstallung ermangele. Geschichet letzteres nicht, so erfolget eben daraus wiederum ein theurerer Preis, und der Verlust der bisherigen Güte unsers Schlachtfleisches, welche selbst manche Einwohner benachbarter groser Städte beweget, bey gewissen Gelegenheiten auf unseren Scharren einzukaufen.

Allein, was ist der wahre Fleischpreis, wo Recht und Billigkeit dem Publicum und Recht und Billigkeit dem Knochenhauer wiederfähret; und wie ist dieser Preis, nach den dabey Einfluß habenden so mannigfaltigen Umständen, mit möglichster Genauigkeit in jedem Monathe, wie bey uns geschiehet, zu bestimmen? Hier steckt die Sünde zwischen Käufern und Ver-

Verkäufern, wie Sirach sagt, gleich dem Nagel in der Mauer zwischen zwey Steinen, und es ist äußerst schwer die Linie zu finden, welche den Kopf dieses Nagels gerade in zwey gleiche Theile theilet. Dem Bäcker und Brauer kann man nach dem marktgängigen Preise der Kornfrüchte, der Feuerung u. s. w. sehr genau nachrechnen, wie viel sein Brod wiegen, oder in welcher Güte und zu welchem Preise er sein Bier verkaufen müsse. Bey weitem nicht so mit dem Knochenhauer! — Der bey jedem Stück Schlachtviehes verschiedne Einkaufspreis; der Einfluß, welchen die Jahreszeit, die Witterung, die Frucht- und Futterungspreise, die Seuchen, die dadurch versperrte Handlung und Communication, der nähere oder weitere Transport, der Ankauf gegen baare Bezahlung oder zu Borg, die Zeit der Aufstallung, die Wahrscheinlichkeit des geschwinden oder langsamen Absatzes, und hundert andere Umstände in jenen Einkaufspreis haben; vornemlich aber die verschiedne Güte des Viehes, nach Alter, Race, Weide und Mastung; nebst dem Hauptumstande, daß Niemand, der nicht selbst im Stande ist, ein Knochenhauermeisterstück zu machen, das ist, nach den erlaub-

ten Griffen, einen Ochsen auf bloßes Augenmaaß bis auf zehn Pfund zu taxiren; — das Gewicht des Schlachtviehes mit einiger Zuverläßigkeit anzugeben vermag; — alles dieses macht es schlechterdings unmöglich, dem Knochenhauer so genau nachzurechnen, als dem Bäcker und Brauer, es sey denn, daß man prätendiren wolle, es müßten bey jedem Stück Schlachtviehes, alle jene Umstände eidlich oder mit glaubhaften gerichtlichen Attestaten ad Protocollum angegeben, mithin vor dem Tode eines jeden Kalbes, ein kleines Bund Acten in gehöriger Form zusammengeschrieben werden; welches zwar absurd und sehr nachtheilig seyn würde; jedoch einigen von denjenigen Herren und Damen, welche ohne Sachkenntniß, sich bey übler Verdauung oder sonstiger Indisposition, mit der Verbesserung der Policey amüsiren, gar leicht in den Kopf steigen könnte.

Es werden zwar, alle obgedachte Umstände, bey Ermäßigung des Fleischpreises im Großen, hauptsächlich zum Grunde gelegt; man kann aber nur dann mit hinlänglicher Gewißheit darnach verfahren, und die oftmals so sehr erheblich scheinenden Vorstellungen der

Beylage zu Seite 5.

Tabelle über funfzigjährige Fleiſch-Preise in Hannover, in den Monathen

Im Jahr	Januar. Rindfleiſch mgr	pf	Kalbfleiſch mgr	pf	Hamel fleiſch mgr	pf.	Schw. fleiſch mgr	pf.	Februar. Rindfleiſch mgr	pf	Kalbfleiſch mgr	pf	Hamel fleiſch mgr	pf.	Schw. fleiſch mgr	pf.	Merz. Rindfleiſch mgr	pf	Kalbfleiſch mgr	pf	Hamel fleiſch mgr	pf.	Schw. fleiſch mgr	pf.
1731	2	-	2	4	2	-	2	-	2	-	2	4	2	2	2	2	2	-	2	4	2	2	2	2
32	2	-	2	4	2	2	2	2	2	-	2	4	2	2	2	2	2	-	2	4	2	2	2	2
33	2	-	2	4	2	4	2	2	2	-	2	4	2	4	2	2	2	-	2	4	2	4	2	2
34	2	-	2	4	2	-	2	2	2	-	2	4	2	-	2	2	2	-	2	4	2	-	2	2
35	2	-	2	4	2	-	2	2	2	-	2	4	2	-	2	2	2	-	2	4	2	-	2	2
1736	2	-	2	4	2	1	2	2	2	-	2	4	2	-	2	2	2	-	2	4	2	-	2	2
37	2	2	2	6	3	-	2	2	2	2	2	6	3	-	2	2	2	2	2	6	3	-	2	-
38	2	2	2	6	3	-	2	2	2	2	2	6	3	-	2	2	2	2	2	6	3	-	2	2
39	2	2	2	-	2	-	2	-	2	2	2	6	3	-	2	2	2	2	2	6	3	-	2	2
40	2	2	2	6	3	-	2	2	2	2	2	6	3	-	2	2	2	2	2	6	3	-	2	2
1741	2	4	4	-	3	-	3	-	2	4	3	-	3	2	3	-	2	4	3	-	3	2	3	-
42	2	4	3	-	3	-	3	-	2	4	2	4	3	-	3	-	2	4	3	-	3	-	3	-
43	2	4	3	-	2	4	2	2	2	4	2	4	3	-	2	2	2	4	2	4	3	-	2	2
44	2	2	2	4	2	4	2	-	2	2	2	4	2	4	2	-	2	2	2	4	2	4	2	-
45	2	4	2	4	2	2	2	-	2	4	2	4	2	2	2	-	2	4	2	4	2	2	2	-
1746	2	4	3	4	2	4	2	4	2	4	3	-	3	-	2	-	2	2	2	-	3	-	2	4
47	2	6	2	6	2	-	2	4	2	6	2	6	2	4	2	4	3	-	3	4	3	-	2	4
48	2	6	2	6	2	4	2	4	2	6	2	4	3	-	2	4	2	6	2	4	3	-	2	4
49	3	-	2	4	2	4	2	4	3	-	2	4	2	4	2	4	3	-	3	4	3	-	2	4
50	3	-	3	-	3	-	2	4	3	-	3	-	3	-	2	4	3	-	3	4	3	-	2	4
1751	2	6	2	4	2	4	2	4	3	-	2	4	3	-	2	4	3	-	3	4	3	-	2	4
52	3	-	2	4	3	-	2	-	3	-	2	4	3	-	2	-	3	-	3	4	3	-	2	-
53	3	-	3	-	3	-	2	4	3	-	2	4	3	-	2	4	3	-	3	4	3	-	2	4
54	3	-	3	-	3	-	2	-	3	-	2	4	3	-	2	4	3	-	3	4	3	-	2	4
55	3	-	2	6	3	-	2	4	3	-	2	4	3	-	2	4	3	-	3	4	3	-	2	4

Anmerkung. Diese Preise sind aus den noch vorhandenen Policen-Taxen zuverläßig ausgezogen. Bey den wenigen Monathen, welche in blanco geblieben, sind keine Taxen vorhanden. Durchgängig ist der Preis der ersten und besten Sorte angenommen worden, bey dem Hammelfleisch, wo seit 1750. zuerst das gemästete vorkomt, giebt die oberste Zahl den Preis des gemästeten; die untere des gut geweideten. Sämtliche Preise sind nach solcher Münzsorte angegeben, welche jedesmal in hiesigen Herrschaftl. Cassen ordentlich angenommen worden. Schw. fleisch bedeutet Schweinefleisch.

Univ. Bibl. München

Ferner
von den Monathen

Im Jahr	Januar. Rind fleisch		Kalb fleisch		Hammel fleisch		Schw. fleisch		Februar. Rind fleisch		Kalb fleisch		Hammel fleisch		Schw. fleisch		Merz. Rind fleisch		Kalb fleisch		Hammel fleisch		Schw. fleisch	
	mgr	pf	mgr	pf	mgr	pf	mgr	pf	mgr	pf	mgr	pf	mgr	pf	mgr	pf	mgr	pf	mgr	pf	mgr	pf	mgr	pf
1756	3	–	3	–	½	¼	2	4	3	–	2	4	½	¼	2	4	3	–	2	4	½	¼	2	4
57	3	–	2	6	½	¼	2	4	3	–	2	4	½	¼	2	4	3	–	2	4	½	¼	2	4
58	3	–	4	–	3	–	3	–	3	4	3	4	1	–	3	–	3	4	3	–	3	–	3	–
59	3	–	3	–	4	4	3	–	3	–	2	4	½	¼	3	–	3	–	2	4	½	¼	3	–
60	3	–	3	–	½	¼	2	6	3	–	2	6	½	¼	2	6	3	–	2	4	½	¼	2	6
1761	3	4	3	2	½	¼	3	–	3	4	3	2	½	¼	3	–	4	–	3	4	½	–	4	–
62	3	–	3	4	½	¼	2	4	3	4	3	4	½	¼	3	4	3	4	3	2	½	¼	3	4
63	3	4	3	4	½	½	3	4	3	4	3	2	½	½	3	4	3	4	3	–	½	½	3	4
64	3	6	3	6	½	–	3	4	4	–	3	–	½	–	3	4	4	–	3	–	½	–	3	4
65	3	2	3	6	½	–	2	6	3	2	3	4	½	–	2	6	3	2	3	–	½	–	2	6
1766	3	–	3	–	¼	¼	2	6	3	–	2	6	¼	¼	2	6	3	–	2	6	¼	¼	2	6
67	3	–	3	–	¼	–	2	6	3	–	2	4	¼	–	2	6	3	–	2	4	¼	–	2	6
68	3	–	3	–	¼	–	2	6	3	–	2	6	¼	–	2	6	3	–	2	4	¼	¼	2	6
69	3	–	2	6	½	¼	2	4	3	–	2	4	½	¼	2	4	3	–	2	4	½	–	2	4
70	3	–	2	6	¼	–	2	4	3	–	2	4	¼	–	2	4	3	–	2	4	¼	–	2	4
1771	3	2	3	–	¼	–	2	4	3	2	2	6	¼	–	2	4	3	2	2	6	¼	–	2	4
72	3	4	3	4	¼	–	3	–	3	4	3	2	¼	¼	3	–	3	6	3	2	¼	–	3	4
73	3	4	4	–	¼	¼	3	6	3	4	3	4	¼	¼	3	6	3	4	3	–	½	½	3	6
74	3	–	2	6	½	–	2	6	3	–	2	6	½	–	2	6	3	–	2	4	½	–	2	6
75	3	–	3	–	½	¼	2	4	3	–	2	6	½	–	2	4	3	–	2	6	½	–	2	4
1776	3	2	3	4	¼	–	2	4	3	–	3	4	¼	–	2	4	3	2	3	–	¼	–	2	4
77	3	4	3	6	¼	–	2	4	3	–	3	2	4	–	2	4	3	–	3	–	¼	–	2	4
78	3	–	3	–	¼	–	2	4	3	–	3	–	3	4	2	4	3	–	2	6	½	–	2	4
79	3	–	3	–	¼	–	2	4	3	–	3	–	½	–	2	4	3	–	2	6	½	¼	2	4
80	3	–	3	–	½	–	2	4	3	–	2	6	½	–	2	4	3	–	2	6	½	–	2	4

Hannöverische Fleisch-Taxe von 50 Jahren, in den Monathen

Im Jahr	April. Rindfleisch mgr	pf	Kalbfleisch mgr	pf	Hamelfleisch mgr	pf.	Schw. Fleisch mgr	pf.	May. Rindfleisch mgr	pf	Kalbfleisch mgr	pf	Hamelfleisch mgr	pf.	Schw. Fleisch mgr	pf.	Junius. Rindfleisch mgr	pf	Kalbfleisch mgr	pf	Hamelfleisch mgr	pf.	Schw. fleisch mgr	pf.
1731	2	–	2	4	2	4	2	2	2	–	2	4	2	4	2	2	2	–	2	4	2	4	2	2
32	2	–	2	4	2	4	2	2	2	–	2	4	2	4	2	2	2	–	2	4	2	4	2	2
33	2	–	2	4	2	4	2	2	2	–	2	4	2	4	2	2	2	–	2	4	2	4	2	2
34	2	–	2	–	2	–	2	2	2	–	2	–	2	–	2	2	2	–	2	–	2	–	2	–
35	2	–	2	–	2	4	2	2	2	–	2	–	2	4	2	2	2	–	2	–	2	4	2	–
1736	2		2	–	2	4	2	2	2	–	2	–	2	4	2	2	2	–	2	–	2	–	2	–
37	2	2	2	4	3	4	2	2	2	2	2	4	3	4	2	2	2	2	2	4	3	4	2	2
38																								
39	2	2	2	4	2	4	2	2	2	2	2	4	3	4	2	2	2	2	2	4	3	4	2	2
40	2	2	2	4	3	4	2	2	2	2	2	4	3	4	2	2	2	2	2	4	3	4	2	2
1741	3	–	3	4	3	4	3	–	3	–	3	–	2	–	3	–	3	–	3	–	3	4	3	–
42	2	6	2	6	2	–	2	–	2	6	2	6	3	–	2	4	2	6	2	6	3	–	2	4
43	2	4	2	4	3	–	2	2	2	4	3	–	3	–	2	–	2	4	3	–	3	–	2	–
44	2	4	2	4	2	4	2	–	2	4	2	4	2	4	2	–	2	4	2	4	2	4	2	–
45	2	4	2	4	2	2	2	2	2	4	2	4	2	2	2	2	2	4	2	4	2	2	2	2
1746	2	4	2	4	3	–	2	4	2	6	2	4	3	–	2	4	2	6	2	4	3	–	2	4
47	3	–	2	4	3	–	2	4	3	–	2	6	3	–	2	4	3	–	3	–	3	–	2	4
48							2	4							2	4	3	–	3	–	3	–	2	4
49	3	–	2	4	3	–	2	4	3	–	2	4	6	–	2	4	3	–	3	–	6	–	2	4
50	3	–	2	4	6	–	2	4	3	–	3	–	3	4	2	4	3	–	3	–	3	4	2	4
1751	3	–	2	4	2	–	2	4	3	–	2	4	2	–	2	–	3	–	2	4	2	–	2	–
52	3	–	2	4	2	–	2	–	3	–	2	4	2	–	2	–	3	–	3	–	2	–	2	2
53	3	–	2	4	2	–	2	4	3	–	2	6	2	–	2	4	3	–	3	2	2	–	2	4
54	3	–	2	4	3	–	2	4	3	–	2	4	3	–	2	4	3	–	2	4	3	–	2	4
55	3	–	2	4	2	4	2	4	3	–	2	6	2	4	2	4	3	–	3	–	3	–	2	4

Univ. Bibl.
München

Ferner
von den Monathen

Im Jahr	April. Rind fleisch mgr	pf	Kalb-fleisch mgr	pf	Hamel fleisch mgr	pf.	Schw. fleisch mgr	pf.	May. Rind fleisch mgr	pf	Kalb fleisch mgr	pf	Hamel fleisch mgr	pf.	Schw.-fleisch mgr	pf.	Junius. Rind fleisch mgr	pf	Kalb-fleisch mgr	pf	Hamel fleisch mgr	pf.	Schw. fleisch mgr	pf.
1756	3	–	2	4	½ ½ ½	– ¼ –	2	4	3	–	3	–	½ ½ ½	– ¼ –	2	4	3	–	3	–	½ ½ ½	– ¼ –	2	4
57	3	–	2	4	½ ½ ½	– ¼ –	2	4	3	–	2	6	½ ½ ½	– ¼ –	2	4	3	–	3	–	½ ½ ½	– ¼ –	2	4
58	3	4	3	–	½ ½ ½	– – –	3	–	3	4	3	–	½ ½ ½	– – –	3	–	3	4	3	4	½ ½ ½	– – –	3	–
59	3	–	2	6	½ ½ ½	¼ ¼ ¼	2	6	3	–	3	–	½ ½ ½	¼ ¼ ¼	2	4	3	–	3	–	½ ½ ½	¼ ¼ ¼	2	4
60	3	–	2	4	½ ½ ½	¼ ¼ ¼	2	6	3	–	2	6	½ ½ ½	¼ ¼ ¼	2	6	3	–	3	–	½ ½ ½	¼ ¼ ¼	2	6
1761	2	4	2	–	½ ½ ½	¼ ¼ ¼	2	2	2	4	2	–	½ ½ ½	¼ ¼ ¼	2	2	2	6	2	4	2	6	2	2
62	3	4	3	2	½ ½ ½	– ¼ –	3	4	3	6	3	–	½ ½ ½	– ¼ –	3	2	4	–	4	–	½ ½ ½	– ¼ –	3	2
63	3	4	3	–	½ ½ ½	– ¼ –	3	4	3	4	3	2	½ ½ ½	– ¼ –	3	4	4	–	4	–	½ ½ ½	– ¼ –	3	4
64	4	–	3	–	½ ½ ½	– ¼ –	3	4	4	–	3	2	½ ½ ½	– ¼ –	3	4	4	–	4	–	½ ½ ½	– ¼ –	3	4
65	3	2	3	–	½ ½ ½	– – –	2	6	3	2	3	–	½ ½ ½	– – –	2	4	3	2	3	2	½ ½ ½	– – –	2	4
1766	3	–	2	6	½ ½ ½	¼ ¼ ¼	2	6	3	2	2	6	½ ½ ½	¼ ¼ ¼	2	6	3	2	3	–	½ ½ ½	– ¼ –	2	6
67	3	–	2	6	½ ½ ½	– ¼ –	2	6	3	–	2	6	½ ½ ½	– ¼ –	2	6	3	1	3	–	½ ½ ½	– ¼ –	2	6
68	3	–	2	6	½ ½ ½	– ¼ –	2	6	3	–	2	6	½ ½ ½	– ¼ –	2	6	3	–	3	–	½ ½ ½	– – –	2	6
69	3	–	2	4	½ ½ ½	– ¼ –	2	4	3	–	2	6	½ ½ ½	– ¼ –	2	4	3	–	2	6	½ ½ ½	¼ ¼ ¼	2	4
70	3	–	2	4	½ ½ ½	– ¼ –	2	4	3	–	2	6	½ ½ ½	– ¼ –	2	4	3	–	3	–	½ ½ ½	– ¼ –	2	4
1771	3	2	2	6	½ ½ ½	– – –	2	4	3	2	2	6	½ ½ ½	– – –	2	6	3	2	3	–	½ ½ ½	– – –	2	6
72	3	6	3	2	½ ½ ½	– – –	3	4	4	–	3	4	½ ½ ½	– – –	3	4	4	2	4	–	½ ½ ½	– – –	3	4
73	3	4	3	–	½ ½ ½	¼ ¼ ¼	3	6	3	4	3	2	½ ½ ½	¼ ¼ ¼	3	4	3	4	3	2	½ ½ ½	¼ ¼ ¼	3	4
74	3	–	2	4	½ ½ ½	– ¼ –	2	6	3	–	2	4	½ ½ ½	– ¼ –	2	4	3	–	2	6	½ ½ ½	– ¼ –	2	4
75	3	–	2	6	½ ½ ½	– – –	2	4	3	–	2	6	½ ½ ½	– – –	2	4	3	–	3	–	½ ½ ½	– – –	2	4
1776	3	2	3	–	½ ½ ½	– – –	2	4	3	4	3	2	½ ½ ½	– – –	2	4	2	4	3	4	½ ½ ½	– – –	2	4
77	3	–	3	–	½ ½ ½	– – –	2	4	3	–	3	–	½ ½ ½	– – –	2	4	3	–	3	–	½ ½ ½	– – –	2	4
78	3	–	2	6	½ ½ ½	– – –	2	4	3	–	2	6	½ ½ ½	– – –	2	4	3	–	3	–	½ ½ ½	– – –	2	4
79	3	–	2	6	½ ½ ½	– – –	2	4	3	–	3	–	½ ½ ½	– – –	2	4	3	–	3	–	½ ½ ½	– – –	2	4
80	3	–	2	6	½ ½ ½	– ¼ –	2	4	3	–	3	–	½ ½ ½	– – –	2	4	3	–	3	–	½ ½ ½	– – –	2	2

Hannoverische Fleisch-Taxe von 50 Jahren,

in den Monathen

Im Jahr	Julius. Rindfleisch mgr	pf	Kalbfleisch mgr	pf	Hamelfleisch mgr	pf.	Schwfleisch m.r	pf.	Augustus. Rindfleisch mgr	pf	Kalbfleisch mgr	pf	Hamelfleisch mgr	pf.	Schwfleisch mgr	pf.	September. Rindfleisch mgr	pf	Kalbfleisch mgr	pf	Hamelfleisch mgr	pf.	Schwfleisch mgr	pf.
1731	2	–	3	–	2	–	2	2	2	–	3	–	2	–	2	2	2	–	3	–	2	–	2	2
32	2	–	2	4	2	4	2	2	2	–	2	4	2	4	2	2	2	–	2	4	2	4	2	2
33	2	–	2	4	2	4	2	2	2	–	2	4	2	4	2	2	2	–	2	4	2	4	2	2
34	2	–	2	4	2	4	2	2	2	–	2	4	2	4	2	2	2	–	2	4	2	4	2	2
35	2	–	2	4	2	4	2	2	2	–	2	4	2	4	2	2	2	–	2	4	2	4	2	2
1736	2	–	2	–	2	4	2	2	2	–	2	4	2	4	2	2	2	–	2	4	2	4	2	2
37	2	–	2	4	2	4	2	2	2	–	2	4	2	4	2	2	2	–	2	4	2	4	2	2
38	2	–	2	4	2	4	2	2	2	–	2	4	2	4	2	2	2	–	2	4	2	4	2	2
39	2	–	2	4	2	4	2	2	2	–	2	4	2	4	2	2	2	–	2	4	2	4	2	2
40	2	4	4	–	3	–	2	4	2	4	4	–	3	–	2	4	2	4	4	–	3	–	2	4
1741	3	–	3	–	3	–	3	–	2	4	3	–	2	4	3	–	2	4	3	–	2	4	3	–
42	2	4	3	–	2	4	2	4	2	4	3	–	2	4	2	4	2	4	3	–	2	4	2	4
43	2	4	3	–	3	–	2	–	2	2	3	–	2	4	2	–	2	2	3	4	2	4	2	–
44	2	2	2	4	2	2	2	–	2	2	2	4	2	2	2	–	2	2	2	4	2	2	2	–
45	2	4	3	–	2	2	2	2	2	4	4	–	3	–	2	2	2	4	4	–	2	2	2	2
1746	2	6	2	4	2	4	2	4	2	6	2	4	2	4	2	4	2	6	4	–	2	2	2	4
47	3	–	3	–	3	–	2	4	3	–	3	–	2	4	2	4	2	6	3	6	2	4	2	4
48	3	–	3	–	3	–	2	4	3	2	3	4	3	–	2	4	2	6	4	–	2	4	2	4
49	3	–	3	4	6	–	2	6	3	–	3	4	2	4	2	2	2	6	3	4	2	4	2	4
50	3	–	3	–	2	4	2	4	2	6	3	4	2	4	2	4	2	6	3	4	2	4	2	4
1751	3	–	2	6	2	4	2	–	2	4	3	–	2	4	2	–	2	4	3	–	2	4	2	–
52	3	–	3	4	2	4	2	2	3	–	3	4	3	–	2	2	3	–	3	4	2	4	2	2
53	3	–	3	2	3	–	2	4	2	6	3	4	2	6	2	4	2	6	3	4	2	4	2	4
54	3	–	3	–	3	–	2	4	2	6	3	–	2	4	2	4	2	6	3	–	2	4	2	4
55	3	–	3	–	2	4	2	4	3	–	3	–	2	4	2	4	3	–	3	4	2	4	2	4

Univ. Bibl. München

Ferner
von den Monathen

Im Jahr	Julius. Rind fleisch mgr	pf	Kalb fleisch mgr	pf	Hamel fleisch mgr	pf	Schw. fleisch mgr	pf	Augustus. Rind fleisch mgr	pf	Kalb fleisch mgr	pf	Hamel fleisch mgr	pf	Schw. fleisch mgr	pf	September. Rind fleisch mgr	pf	Kalb fleisch mgr	pf	Hamel fleisch mgr	pf	Schw. fleisch mgr	pf
1756	3	–	3	–	2	6	2	4	2	6	3	–	2	4	2	4	2	6	3	–	2	4	2	4
57	3	–	3	–	2	4	2	4	3	–	3	–	2	4	2	4	3	–	4	–	2	4	2	4
58	3	–	3	–	2	6	3	–	3	–	3	–	2	4	3	–	2	6	3	–	2	4	3	–
59	3	–	3	–	2	6	2	4	3	–	3	–	2	4	2	4	3	–	3	4	2	4	2	4
60	3	–	3	–	3	–	2	6	3	–	3	4	3	–	2	6	3	–	3	4	3	–	2	6
1761	2	4	3	–	2	4	2	2	2	4	3	–	2	2	2	2	3	–	4	–	2	2	2	2
62	4	–	4	–	4	–	3	2	3	6	4	–	3	6	3	4	3	4	5	–	3	4	3	4
63	4	–	4	4	3	4	3	4	3	4	4	4	3	2	3	4	3	2	5	–	3	–	3	4
64	3	6	4	–	3	4	3	4	3	4	4	–	3	–	3	4	3	2	4	4	2	6	3	4
65	3	2	3	2	3	–	2	4	3	–	3	2	2	6	2	4	3	–	3	4	2	6	2	4
1766	3	2	3	–	3	–	3	–	3	–	3	2	2	6	2	6	3	–	3	2	2	6	2	6
67	3	2	3	–	3	–	2	6	3	2	3	2	2	6	2	6	3	–	3	2	2	6	2	6
68	3	–	3	2	3	–	2	6	3	–	3	2	2	6	2	4	2	6	3	4	2	4	2	4
69	3	–	3	–	3	–	2	4	2	6	3	2	2	6	2	4	2	6	3	2	2	4	2	4
70	3	–	3	–	3	–	2	4	3	–	3	–	2	6	2	4	3	–	3	4	2	6	2	4
1771	3	2	3	2	3	–	2	6	3	2	3	2	3	–	2	6	3	2	3	4	3	–	2	6
72	4	2	4	–	3	4	3	6	4	–	4	–	3	4	3	6	4	–	5	–	3	4	3	6
73	3	4	3	2	3	4	3	4	3	2	3	4	3	2	3	4	3	–	3	4	3	–	3	4
74	3	–	3	–	3	–	2	4	3	–	3	–	2	6	2	4	2	6	3	–	2	6	2	4
75	3	–	3	–	3	–	2	4	3	–	3	–	2	6	2	4	3	–	3	6	2	6	2	4
1776	3	4	3	4	3	–	2	4	3	2	3	4	2	6	2	4	3	4	4	–	2	6	2	4
77	3	–	3	–	3	–	2	4	3	–	3	–	3	–	2	4	3	–	3	4	2	6	2	4
78	3	–	3	–	3	–	2	4	3	–	3	–	2	6	2	4	3	–	3	4	2	6	2	4
79	3	–	3	–	3	–	2	4	3	–	3	2	2	6	2	4	3	–	3	4	2	6	2	4
80	3	–	3	–	3	–	2	2	3	–	3	2	2	6	2	4	3	–	3	2	2	6	2	4

Hannoverische Fleisch-Taxe von 50 Jahren,

in den Monathen

Im Jahr	October. Rind fleisch		Kalb-fleisch		Hamel fleisch		Schw. fleisch		November. Rind fleisch		Kalb-fleisch		Hamel fleisch		Schw. fleisch		December. Rind fleisch		Kalb-fleisch		Hamel fleisch		Schw. fleisch	
	mgr	pf	mgr	pf	mgr	pf.	mgr	pf.	mgr	pf	mgr	pf	mgr	pf.	mg	pf.	mg.	pf	mgr	pf	mgr	pf	mgr	pf
1731	2	–	3	–	2	–	2	2	2	–	3	–	2	–	2	2	2	–	3	–	2	–	2	2
32	2	–	3	–	2	–	2	2	2	–	3	–	2	–	2	2	2	–	3	–	2	–	2	2
33	2	–	3	–	2	–	2	2	2	–	3	–	2	–	2	2	2	–	3	–	2	–	2	2
34	2	–	3	–	2		2	2	2	–	3	–	2	–	2	2	2	–	3	–	2	–	2	2
35	2	–	3		2	–	2	2	2	–	3	–	2	–	2	2	2	–	3	–	2	–	2	2
1736	2	–	3	–	2	2	2	2	2	–	3	–	2	2	2	2	2	–	3	–	2	2	2	2
37	2	–	3	–	2	2	2	2	2	–	3	–	2	2	2	2	2	–	3	–	2	2	2	2
38	2	–	3	–	2	2	2	2	2	–	3	–	2	2	2	2	2	–	3	–	2	2	2	2
39	2	–	3	–	2	2	2	–	2	–	3	–	2	2	2	2	2	–	3	–	2	2	2	2
40	2	2	4	–	3	–	2	4	2	2	4	–	3	–	2	4	2	2	4	–	3		3	–
1741	2	2	4	–	2	4	3	–	2	2	4	–	2	4	3	–	2	2	4	–	2	4	3	–
42	2	2	3	–	2	4	2	4	2	2	3	–	2	4	2	4	2	2	3	–	2	4	2	4
43	2	–	3	–	2	2	2	–	2	–	3	–	2	2	2	–	2	–	3	–	2	2	2	–
44	2	2	3	–	2	2	2	–	2	2	3	–	2	2	2	–	2	2	3	–	2	2	2	–
45	2	4	4	–	2	4	2	4	2	4	4	–	2	4	2	4	2	4	3	4	2	4	2	4
1746	2	4	3	4	2	2	2	4	2	4	3	4	2	2	2	4	2	4	3	–	2	4	2	4
47	2	6	3	6	2	4	2	4	2	4	3	4	2	4	2	4	2	6	3	–	2	4	2	4
48	2	4	3	4	2	4	2	4	2	4	3	4	2	4	2	4	2	6	3	–	2	4	2	4
49																	3	2	3	4	3	–	3	–
50	2	6	2	–	2	4	2	4	2	4	3	–	2	4	2	4	2	4	2	4	2	4	2	4
1751	2	4	3	–	2	4	2	–	2	4	3	–	2	4	2	–	2	4	3	–	2	4	2	–
52	2	6	4	–	2	4	2	2	2	–	3	4	2	4	2	2	2	6	3	–	2	4	2	2
53	2	4	3	4	2	4	2	4	2	4	3	4	2	4	2	4	2	6	3	–	2	4	2	4
54	2	4	3		2	4	2	4	2	4	3	–	2	4	2	4	2	6	3	–	2	4	2	4
55	3	–	3	4	2	4	2	4	3	–	3	–	2	4	2	4	3	–	3	–	2	4	2	4

Univ. Bibl. München

Ferner

von den Monathen

Im Jahr	October. Rind fleisch mgr	pf	Kalb fleisch mgr	pf	Hamel fleisch mgr	pf.	Schw. fleisch mgr	pf.	November. Rind fleisch mgr	pf	Kalb fleisch mgr	pf	Hamel fleisch mgr	pf.	Schw. fleisch mgr	pf.	December. Rind fleisch mg	pf	Kalb fleisch mgr	pf	Hamel fleisch g	pf.	Schw. fleisch mgr	p.
1756	2	4	3	–	2	4	2	4	2	4	3	–	2	4	2	4	3		3	–	2	4	2	4
57	3	–	4	–	2	4	2	4	3	–	4	–	2	4	2	4	3	–	4	–	2	4	2	4
58	2	6	3	4	2	4	3	–	2	6	3	4	2	4	3	–	3	–	3	–	2	4	3	–
59	3	–	3	4	2	4	2	4	3	–	3	4	2	4	2	4	3	–	3	–	2	4	2	4
60	3	–	3	4	3	–	2	6	3	–	3	–	3	–	2	6	3	2	3	4	3	–	3	–
1761	3	–	4	–	2	2	2	2	3	–	4	–	2	2	2	4	3	6	4	–	2	2	2	4
62	3	–	5	–	3	2	3	4	3	4	4	4	3	2	3	4	3	4	4	–	3	2	3	4
63	3	–	5	–	3	–	3	4	3	–	5	–	3	–	3	4	3	4	4	4	3	–	3	4
64	3	2	5	–	2	6	3	4	3	–	4	4	2	6	3	2	3	2	4	–	2	6	3	–
65	2	6	3	4	2	6	2	4	2	6	3	4	2	6	2	4	3	–	3	–	2	6	2	6
1766	2	6	3	2	2	4	2	6	2	6	3	–	2	4	2	6	3	–	3	–	2	4	2	6
67	2	6	3	2	2	4	2	6	2	6	3	2	2	4	2	6	3	–	3	–	2	4	2	6
68	2	4	3	4	2	4	2	4	2	4	3	2	2	4	2	4	2	6	3	–	2	6	2	4
69	2	4	3	4	2	4	2	4	2	4	3	4	2	4	2	4	2	6	3	–	2	4	2	4
70	3	–	3	4	2	4	2	4	3	–	3	4	2	4	2	4	3	2	3	2	2	4	2	4
1771	3	2	3	4	3	–	3	–	3	2	3	4	3	–	3	–	3	4	3	4	3	–	3	–
72	3	6	5	–	3	4	3	6	3	4	4	4	3	4	3	6	3	4	4	–	3	4	3	6
73	3	–	3	4	3	4	3	2	2	6	3	2	2	6	3	2	2	6	3	–	2	6	3	–
74	2	6	3	–	2	6	2	4	2	6	3	–	2	6	2	4	3	–	3	–	2	6	2	4
75	3	–	4	–	2	6	2	4	3	–	3	4	2	4	2	4	3	2	3	–	2	6	2	4
1776	3	4	4	–	2	6	2	4	3	4	4	–	2	6	2	4	3	4	4	–	2	6	2	4
77	3	–	3	4	2	6	2	4	3	–	3	4	2	4	2	4	3	–	3	4	2	6	2	4
78	3	–	4	–	2	4	2	4	3	–	3	4	2	4	2	4	3	–	3	4	2	6	2	2
79	3	–	3	4	2	6	2	4	3	–	3	4	2	6	2	4	3	–	3	4	2	6	2	4
80	3	–	3	2	2	6	2	4	3	–	3	4	2	6	2	4	3	–	3	4	2	6	2	4

der Knochenhauer, wenn sie eine Erhöhung der Preise verlangen, genau genug ermäßigen, wenn man die vorigen Preise von einer langen Reihe von Jahren dabey zu Hülfe nimmt, und aus selbigen ersiehet, wie der wahre Mittelpreis des Fleisches bey uns stehe; und welchen Einfluß, vorhin vorgekommne ähnliche Umstände, nemlich Witterung, Korn- und Futterpreis, Seuchen, Sperrung, Jahrszeit u. s. w. auf die Erhöhung oder Verminderung desselben gehabt haben. Es verlohnt sich also gar sehr der Mühe, alle Fleischtaxen, so weit man mit einiger Vollständigkeit kommen kann, zusammen zu bringen, und selbige solchergestalt nach Jahr und Monath zu ordnen, daß sie übersehen und angewandt werden können, diejenigen Resultate daraus zu ziehen, auf welche es bey dieser wichtigen Sache so sehr ankommt. Und hieraus ist nun die anliegende Tabelle über die hiesigen Preise des Rind- Kalb- Hammel- und Schweinefleisches von 1731. bis 1780. incl. mithin in einem Zeitraume von funfzig Jahren, entstanden.

Diese Tabelle und die daraus unten weiter aufgestellten Berechnungen der Mittelpreise, nach den verschied-

ſchiednen Decennien, geben zugleich eine richtige und angenehme Beantwortung der ſo oft vorkommenden Frage:

Ob unſere Fleiſchpreiſe in neuern Zeiten würklich ſo ſehr geſtiegen ſind, als manche vermeinen und angeben; oder ob es uns nicht dabey etwa ſo gehe; wie jenem ehrwürdigen alten Herrn, der ſich im Ernſte darüber beſchwerte, daß die Bäcker ein gewiſſes Brod lange nicht mehr ſo wohlſchmeckend backten, als in ſeiner erſten Jugend; oder wie einem wohlgebohrnen ſiebenzigjährigen Herren, welcher ſich beklagte, daß das Steinpflaſter in der Stadt von Jahr zu Jahr zum Gehen unbequemer würde; kurz, ob wir nicht partheyiſche Lobredner der vorigen Zeiten ſind; und, wenn uns der Luxus das Geld aus der Taſche ſpielt, vermeynen, es ſeyn die erhöheten Preiſe der Lebensmittel?

Ehe ich zur Beantwortung jener Fragen und zu einigen Bemerkungen über die funfzigjährige Tabelle komme, wird es nicht unerheblich ſeyn, einen Blick auf die Fleiſchpreiſe und deren Taxirung in noch älteren Zeiten zu werfen. — Vor dem dreyßigjährigen Kriege, taxirten die Knochenhauer, ſo wie die meiſten übrigen

Gil-

Gilden, sich selbst; und das gieng damals noch ganz gut. Alte deutsche Sitte und Redlichkeit, war statt der Gesetze, und überdem controllirte jede Gilde die andere; so daß, wenn z. E. der Knochenhauer sein Fleisch theurer verkaufte, er auch seinen Rock und Stiefeln verhältnißmäßig theurer bezahlen mußte. Policey, in dem Verstande, wie wir es zu unsern Zeiten nehmen, war damals bey uns noch ein unbekanntes Ding. In den unruhigen Zeiten des dreißigjährigen Krieges, änderte sich die deutsche Sitte eben so sehr, wie bald darauf die Verfassung der deutschen Provinzen, wenigstens der Städte und ihr Verhältniß gegen die landesherliche Gewalt sich änderte; und es entstand allmählig das, was wir jetzt Policey nennen. Unterdessen erhuben sich die wechselseitigen Befehdungen zwischen dem Publicum und den Knochenhauern, welche nun über hundert Jahre gedauert haben, und wahrscheinlicherweise in den ersten hundert Jahren noch nicht gänzlich aufhören werden. Bey beyden Partheien, war, Vervortheilung, das Losungswort. Endlich ward im Jahr 1685 unter Authorität der damaligen Fürstl. Geheimenraths-Stube, eine Fleischtaxe entworfen,

gehörig publicirt, und darauf, unerachtet aller Querelen der Knochenhauer, welche sich in die neue Wissenschaft, Policey genannt, nicht recht zu finden wußten, und überhaupt niemals besondere Neigung dafür spüren lassen, nachdrücklich gehalten. Nach dieser Taxe, sollte, ohne auf die verschiedne Güte Rücksicht zu nehmen, gelten

das Pfund Rindfleisch	1	mgr.	4 pf.
das Pfund Kalbfleisch			
in der raresten Zeit	2	″	— ″
Hammelfleisch gleichfalls	1	″	4 ″
Schweinefleisch —	1	″	4 ″

Der Licent, welcher jetzt 3 pf. auf jedes Pfund beträgt, war noch nicht eingeführet; und von gemästeten Hammeln wußte man noch nicht; ob es gleich schon damals hieß, daß Hannover seit hundert Jahren den Ruhm behaupte, vorzüglich gutes Fleisch zu liefern. Im Jahr 1688. als unterdessen 1½ pf. Licent auf jedes Pfund Schlachtfleisch gelegt war, ward der Preis des Rindfleisches im Durchschnitt um 3 pf. erhöhet; die übrigen Preise bleiben beynahe dieselben. Nur aber erlaubte man, daß wenn einer ein extraordinary gutes

Stück

Stück Fleisch haben wolle, er es auch extraordinary bezahlen solle; und damit war die ganze Taxe so gut als annullirt. In der ganzen Stadt war gemeiniglich kein anderes als extraordinary Fleisch zu haben; und wenn dieses Fleisch in die Küchen kam, war es gemeiniglich in mittelmäßiges, oftmals in schlechtes verwandelt. Dieses dauerte mehrere Jahre. Das Publicum zog gegen die Knochenhauer zu Felde, und diesesmal mit Recht. Auch ward im Jahr 1693. das extraordinary gute Fleisch ganz abgestellet; und eine neue Taxe gemacht, welche der vorigen bey dem Rindfleische gleich ist; das Kalbfleisch aber ward um 2 pf. und das Hammel- und Schweinefleisch jedes um 4 pf. erhöhet; doch wurde nachher in einigen Monaten auch auf das Rindfleisch noch 2 pf. gesetzt. Im Jahr 1697. wo Korn und Futter theuer waren, ward die Fleischtaxe noch erhöhet, so daß das Pfund zum höchsten auf 2 gr. 2 pf. stand, jedoch nachher bald wieder auf den vorigen Preis zu 2 ngr. fiel; wobey es verschiedne Jahre, im Durchschnitt genommen, verblieb. Inzwischen konnten die Knochenhauer die Zeiten des extraordinary guten Fleisches nicht vergessen; und es ward ihnen auch, im Jahr

1711, ſtatt der ſonſt nicht ohne Grund nachgeſuchten Erhöhung der Preiſe, vergönnt; wenn gar ſonderlich gutes Rind- Kalb- und Hammelfleiſch zum Scharren gebracht würde, das Pfund ein Paar Pfennig über die Taxe zu verkaufen, jedoch nicht anders als auf Erkenntniß des Policey-Commiſſarii und beeidigter Taxatoren, welche dann die Preiſe mit Kreide, auf den am Scharren hängenden Tafeln bemerkten. In den Jahren 1712 und 1713. näherte ſich, die traurige Landsplage, die aus Dalmatien nach Italien verſchleppte Viehſeuche, über Pohlen, durch Pommern und Mecklenburg, dem nordlichen Theile der hieſigen Lande, und ob ſie gleich im Jahre 1714. von Hannover noch weit entfernt war, ſo bewürkte ſie doch eine Preiserhöhung des magern Viehes, ſolchergeſtalt, daß das Pfund des beſten Rindfleiſches auf 2 mgr. 4 pf. geſetzt, der extraordinary Preis aber, allem Anſchein nach, wieder aufgehoben ward, indem ſich verſchiedene Nachrichten fanden, daß ein und andere Knochenhauer, welche nach dieſer Zeit, noch extraordinär gutes Fleiſch verkaufen wollen, für ihren angeblichen Patriotismus mit Gefängnißſtrafe angeſehen werden. Die Viehſeuche, war un-

unterdessen, aller Gegenanstalten unerachtet, immerweiter einreissen und uns näher gekommen; zugleich waren die Jahre 1717. und 1718. nicht die fruchtbarsten, und vornehmlich in letzterm Jahre viele Ueberschwemmungen gewesen, welche den Wiesen und Weiden grosen Schaden gethan hatten. Das Sommerkorn stand vorzüglich im Preise, der Himte Gersten kostete in einigen Monaten 18 mgr. und der Haber 12 mgr. ein für damalige Zeiten hoher Preis. Gleichwohl stand das Rindfleisch im Durchschnitt zu 2 mgr. 2 pf. und das Kalbfleisch zu 2 mgr. 4 pf. Nur konnte beydes wegen des zum Theil gesperrten Ankaufs des Viehes, und des Mangels an Weide und Mastung, unmöglich völlig so gut geliefert werden, als vorhin. Das Publicum erhob also von neuen Händel gegen die Knochenhauer; aber vor dasmal sehr mit Unrecht. Sogar war einigen Querulanten im Ernst in den Kopf gestiegen; es sey nur das Fleisch zu dem bestimmten Preise taxiret, man brauche also die Knochen sich nicht mit zuwiegen zu lassen, wenigstens glaubten, die sich vornehmer dünkenden dazu wohl am wenigsten verbunden zu seyn, und wollten allenfalls die Knochen den Geringern überlassen.

lassen. Man behauptete also, daß die Fleischer, welche Knochen mit wägen; offenbar gegen die Taxe handelten. Die Sache lief aber für das damalige Publicum eben nicht ehrenvoll ab. Es fand sich, daß die Prätension, wie sich von selbst verstehet, sehr absurd sey, daß aus einem Ochsen der 600 Pfund wieget, kaum 120 Pfund Fleisch ohne Knochen gehauen werden können, und folglich, da es keine lebendige Ochsen ohne Knochen giebt, selbige auch nicht ohne Knochen zu verkaufen stehen, daß Pfund Fleisch aber, wenn alle Knochen vom Ochsen weggeworfen, oder als Zugabe betrachtet werden sollten, fünfmal theurer kommen müßte. Zu gleicher Zeit kam heraus, was ich gerne verschweigen möchte, wenn es nicht zu dieser pragmatischen Geschichte wesentlich nothwendig wäre; daß viele das Fleisch zu Borg genommen, und schlechte Bezahler wären; manche auch am Ende gar nicht bezahlten; daß das Gesinde derjenigen welche baar bezahlten, sehr oft Unterschleife mache, schlechteres Fleisch von den Knochenhauern, von ihrer Herrschaft aber die Bezahlung des besten verlange; daß die Knochenhauer manche andere extraordinäre Ausgaben prästiren müßten, um

den Kunden und in Ruhe zu stellen, welche ich hier doch nicht specificiren mag; kurz, daß das Publicum selbst mit Schuld daran sey, daß die Preise nicht wohlfeiler seyn könnten. Um jedoch bey diesem schlimmen Handel, das Andenken des nunmehr längst abgeschiedenen damaligen hiesigen Publicum, so viel möglich, zu retten; muß ich noch bemerklich machen: daß die damals allhier zahlreichern Franzosen hauptsächlich die ersten Prätendenten des Fleisches ohne Knochen gewesen; und die Deutschen jenen, die so gerne den Ton angaben, wahrscheinlich nur nachgesprochen haben.

In unsern gegenwärtigen Zeiten, wo die Aufklärung so allgemein durchgedrungen ist, wird es wahrscheinlich Niemanden geben, welcher nicht gerne eingestehet: daß die Knochenhauer wenigstens 5 pro Cent verlieren, wenn sie, statt monatlicher Bezahlung; wie es sich noch mannigmal ereignen soll, Jahre lang auf ihr Geld warten müssen; daß sie dadurch oftmals in die Nothwendigkeit gesetzt werden, zum Ankauf des Viehes, Geld von dem Juden zu 6 ja mehr pro Cent anzuleihen; oder von dem Viehhändler selbst auf Berg und folglich etwas theurer zu kaufen; daß ferner, da die

die Taxe in Cassenmünze gesetzt ist, von denjenigen aber, welche auf Buch kaufen, fast durchgängig in Louisd'or zu 5 Rthlr. bezahlt wird, die Knochenhauer dabey abermal 7 pro Cent verlieren; daß das Risico, von denjenigen, welche auf Credit mehr Braten consumiren, als sie bezahlen können, gar nichts zu erhalten, wenigstens noch auf 2 pro Cent anzuschlagen sey; daß für die gewöhnlichen Douceurs an das Gesinde bey Bezahlung des Fleisches, und die nicht selten geringwichtigen Goldmünzen, mit welchen sie doch, um die Kunde beyzubehalten, oft zufrieden seyn müssen, wenigstens noch 1 pro Cent zu rechnen, und daß folglich, wenn alle diese Umstände zu unserer besten Welt nicht mit gehörten, jedes Pfund Fleisch gerne um 4 pf geringer verkauft werden könnte und würde.

Ich habe noch eine Reihe von zehn bis zwölf Jahren, ehe ich mit der diesem Stück beygelegten Tabelle der Fleischpreise von 1731 bis 1780. zusammentreffe. Es kommen aber darin keine erhebliche Veränderungen der Preise, oder beträchtliche Unruhen zwischen Publicum und Knochenhauern vor, wie dann auch der Preis der Kornfrüchte, in diesem Zeitraume, nie zu einer beträchtlichen

trächtlichen Theurung gestiegen ist. Der Preis des Rindfleisches stand von 2 mgr. 2 pf. bis 2 mgr. 4 pf. des Kalbfleisches zu 2 mgr. 4 pf. und in den letzten fünf bis sechs Monaten des Jahres zu 3 mgr. des Hammelfleisches zu 2 mgr bis 2 mgr. 4 pf. des Schweinefleisches ungefähr zu 2 mgr. alles von dem Besten gerechnet.

Die zu Rathhause festgesetzten Preise, wurden bisher von dem Policey-Commissair mit Kreide auf schwarze Tafeln geschrieben, welche in den Scharren hingen. Wie leicht aber verwischt sich nicht Kreide, zumal in freyer Luft; wie leicht konnte nicht durch unvorsätzliche Berührung, oder andern Zufall, eine 2 in eine 3, oder gar in eine 4 verwandelt werden; und dabey waren alsdann die guten Knochenhauer immer in augenscheinlicher Gefahr, auch wider ihren Willen, über die Taxe zu verkaufen. Man suchte sie dieser Gefahr gänzlich zu entreißen, und führte im Jahr 1726 die gedruckten Fleischtax-Tabellen ein, welche wir noch haben. Wie aber das menschliche Herz ein wankelmüthiges Ding ist; so wußten es nachher die Knochenhauer denjenigen nicht viel Dank, welche sie aus

dies

dieser, versuchungsvollen Situation gezogen hatten. Es ward aber höchsten Orts befohlen, daß es bey den gedruckten Tabellen bleiben solle.

Ich will jezt einige special Bemerkungen über die funfzigjährige Tabelle anführen; hernach die Mittelpreise des Fleisches im Durchschnitt von zehen Jahren zu zehen Jahren nach den Monathen bemerken; und zuletzt die gegenwärtigen Fleischpreise mit den ältesten und ältern vergleichen. Im Jahr 1731. und einigen folgenden, scheint der Fleischpreis etwas geringer geworden zu seyn, als er in dem Decennium von 1721. bis 1731. gewesen. Dieses rühret aber daher, daß die Knochenhauer es im Jahr 1730. dennoch wieder dahin brachten, daß ihnen auf eine Zeitlang verstattet ward, das extraordinary gute Fleisch außer der Taxe zu verkaufen, mithin daß hier als das beste taxirte Fleisch, in diesem Betracht nur als die zweyte Sorte anzusehen ist; auch waren die Fruchtpreise, bis Anno 1740. allhier sehr geringe. In diesem Jahre aber trat der harte Winter, und die Theurung der Frucht und Futterungspreise ein. Es kostete in einigen Monathen dieses traurigen Jahres der Himte Weizen 1 Rthlr. 18 mgr.,

Rocken

Rocken 1 Rthlr. 10 mgr., Gerſten 32 bis 34 mgr., und Haber 22 bis 26 mgr. auch darüber; und das Vieh hatte vor Ende des May Monaths nicht ausgetrieben werden können. Gleichwohl aber haben dieſe Umſtände auf die Preiserhöhung des Rindfleiſches einen ſo ſtarken Einfluß nicht gehabt, als man vermuthen ſollte. Nur in den Monathen Julius, Auguſt und September, ward das Pfund um 2 pf. erhöhet, und fiel nachher wieder auf 2 mgr. 2 pf.; im April bis Junius des Jahres 1741. aber; mußte es wegen der Folgen jenes theuren Jahres in Rückſicht auf die Viehzucht, zu 3 mgr. geſetzt werden. Es fielen aber die Preiſe in den folgenden Jahren gewöhnlich wieder auf 2 mgr. 2 pf. bis 2 mgr. 4 oder 6 pf. herunter; bis in den Jahren 1744. und 1745. die unglückliche Viehſeuche in unſere nächſte Nachbarſchaft, ja ſelbſt in die Stadt drang, und ſeit der Zeit, in demjenigen Diſtrikt, woraus die Stadt mit Schlachtvieh verſorget wird, ſelten oder nie ganz aufgehöret hat. In den erſten Jahren würkte ſie keine merkliche Erhöhung der Preiſe. Ein jeder verkaufte gern aus Furcht vor der Seuche. Seit 1747 an aber, finden ſich die Preiſe des Rindfleiſches

ſches zu 3 mgr. und darüber, auch in denjenigen Monathen häufiger, wo der Preis ſonſt zu 2 mgr. 2 pf. oder 2 mgr. 4 pf. ſtand. Es war inzwiſchen 3 mgr. der höchſte ordinaire Preis. Mehr hat es gegolten zu folgenden Zeiten; nemlich

das Pf. 3 mgr. 4 pf. zuerſt 1758 im Februar, März bis Junii incl.
1761 Januar, Februar.
1762 den gröſten Theil des Jahrs, auch nachher öfter.
1773 Januar bis Julius.

das Pf. 3 mgr. 6 pf. zuerſt im December 1761; hernach öfter.

das Pf. 4 mgr. — pf. 1761 März.
1762 und 1763 Junius, Julius.
1764 Febr. bis Jun. incl.
1772 May, Aug. Sept.

das Pf. 4 mgr. 2 pf. 1772 Jun. Jul.

Dieſes iſt der höchſte Preis des Rindfleiſches geweſen, welchen wir bisher hier gehabt haben.

Außer der Viehſeuche, liegen die Urſachen, dieſer von Zeit zu Zeit höher geſtandnen Preiſe bis 1763. in dem

dem damaligen Kriege, den verſchiednen Poſitionen der Armeen, und derer Vervictualirung. Daß aber die Knochenhauer zuweilen von dieſen übrigens ſehr erheblichen Umſtänden, zu Erhöhung der Preiſe mehr Gebrauch machten, als ſie hätten thun ſollen; erhellet unter andern bey dem Jahre 1761, wo im März das Pfund zu 4 mgr. ſtand, aber in den folgenden Monaten bis auf 2 mgr. 4 pf. und nachher 6 pf. auf vorgängige Unterſuchung herabgeſetzt ward. Die Knochenhauer konnten indeſſen bey dieſen Preiſen, wegen der allenthalben courſirenden ſchlechten und immer ſchlechter werdenden Münze, durchaus nicht beſtehen; und es war demnach billig und recht, daß im Merz 1761 eine doppelte Taxe, nach gutem und courrentem Gelde aufgeſtellet wurde. In letzterm aber, ſtanden die Preiſe in der letzten Hälfte des Jahres 1762,

Rindfleiſch das Pfund	9 bis 11	mgr.
Kalbfleiſch das Pfund	12 bis 15	mgr.
Hammelfleiſch das Pfund	9 bis 12	mgr.
Schweinefleiſch das Pfund	9 bis 10½	mgr.

jedoch hörte mit dieſem Jahre die Kipper- und Wipperzeit

perzeit auf, und das folgende brachte uns den Frieden, worauf alles nach und nach wieder ins Gleis kam.

Mit dem 1sten Sept. 1764. trat die Licenterhöhung des Fleisches von 2 pf. auf 3 pf. für jedes Pfund ein; und es ist merkwürdig, daß selbige auf die C[illegible]hung der Fleischpreise, im Anfange keinen unmittelbaren Einfluß gehabt; indem sie in den nächstfolgenden Jahren, ehe geringer als höher gestanden, wobey jedoch, auch gute Witterung concourrirte.

Die calamiteusen Jahre 1771. und 1772, da das Fleisch am höchsten im Preise gestanden, sind uns allen noch im Andenken.

In den sämtlichen 50 Jahren von 1731 bis 1780 ist der Mittelpreis des Pfundes Rindfleisch im Durchschnitt, 2 mgr. $6\frac{8}{27}$ pf. *)

Dabey entstehet nun die merkwürdige Frage: a) in welchem Verhältnisse sind die Preise des Rindfleisches nach den verschiedenen Monaten, gleichfalls im Durchschnitt von 50 Jahren, über jenen

*) Auf einen sehr unbeträchtlichen Bruch eines Pfennigs, ist dabey nicht reflectirt worden, um gleiche Nenner mit dem folgenden zu behalten.

nen Mittelpreis gestiegen, oder darunter gefallen? folgende Tabelle beantwortet sie:

Mittelpreis des Rindfleisches, im Durchschnitt von funfzig Jahren, 1731 bis 1780. nach den Monathen.

Das Pfund hat gegolten im Monath

Januar	—	2 mgr.	$6\frac{14}{27}$	pf.
Februar	—	2 ;	$6\frac{17}{27}$	;
Merz	—	2 ;	$6\frac{21}{27}$	;
April	—	2 ;	$6\frac{18}{27}$	;
May	—	2 ;	$6\frac{24}{27}$	;
Junius	—	2 ;	$7\frac{5}{27}$	;
Julius	—	2 ;	$6\frac{24}{27}$	;
August	—	2 ;	$6\frac{8}{27}$	;
September	—	2 ;	$5\frac{22}{27}$	;
October	—	2 ;	$5\frac{7}{27}$	;
November	—	2 ;	$4\frac{23}{27}$	;
December	—	2 ;	6	;

Diese Tabelle ergiebet, daß in den ersten sieben Monaten des Jahres, der Preis durchgängig über den

Mittelpreis, in den fünf letztern aber darunter gefunden, welches mit den bey dem Preise des Schlachtviehes überhaupt eintretenden Umständen vollkommen zusammentrift. Am höchsten ist der Preis im Junius und am niedrigsten im November; im December fängt er wieder an zu steigen; und zwar in sehr regelmäßigen Proportionen, bis zum Junius; außer im April, wo er, aus Ursachen, welche dem Verfasser nicht bekannt sind, plötzlich um $\frac{1}{2}$ pf. niedriger stehet.

Obige generale Bemerkung der Preise, führet auf eine nicht minder wichtige specialere Frage, nemlich: b) wie haben sich die Preise nach den verschiednen Decennien dieser funfzig Jahre, in jedem Monate regulirt, und in welchem Verhältnisse sind selbige von Decennium zu Decennium gestiegen?

Folgende Tabelle ergiebt die Antwort.

Mittelpreise des Rindfleisches, nach Durchschnitten von zehn Jahren.

Das Pfund hat gegolten im Monath	Von 1731 bis 1740 incl		Von 1741 bis 1750		Von 1751 bis 1760		Von 1761 bis 1770		Von 1771 bis 1780	
	mar.	pf.	mar.	pf.	mar.	pf.	mar.	pf.	mar.	pf.
Januar	2	4	2	5	2	7½	3	1½	3	1½
Februar	2	4	2	5	2	7½	3	1½	3	1½
Merz	2	4	2	5	2	7½	3	1½	3	1½
April	2	4	2	5	2	7½	3	1½	3	1½
May	2	4	2	5	2	7½	3	1½	3	1½
Junius	2	4	2	5	2	7½	3	1½	3	1½
Julius	2	4	2	5	2	7½	3	1½	3	1½
August	2	4	2	5	2	7½	3	1½	3	1½
September	2	4	2	5	2	7½	3	1½	3	1½
October	2	4	2	5	2	7½	3	1½	3	1½
November	2	4	2	5	2	7½	3	1½	3	1½
December	2	4	2	5	2	7½	3	1½	3	1½
Durchschnitt von jedem	2	4	2	5	2	7½	3	1½	3	1½
Durchschnitt von beyden	2	4½	2	5½	2	7½	3	1½	3	1½

Anmerkung. In denjenigen Jahren, wo nach der oben Seite 21 aufgestellten Specialtabelle ein oder zwey Monate fehlen, hat, wie sich von selbst verstehet, die Summe resp. mit 9 oder 8 dividiret werden müssen, um den Mittelpreis zu erhalten, daher hier die verschiednen Benennungen der Brüche entstanden. Sie auf gleiche Benennungen zu bringen, giebt zu große Brüche, und Decimalbrüche, welche freylich am bequemsten gewesen wären, sind manchen, für welche dieses geschrieben ist, noch nicht verständlich genung. Auf einige sehr unerhebliche Brüche eines Pfenniges ist keine Reflexion genommen.

In dem Decennium von 1731 bis 1741. stand also der Preis im Durchschnitt auf 2 mgr. und $\frac{1}{2}$ pf. im folgenden, nemlich von 1741 bis 1750. ist dieser Preis um beynahe $4\frac{1}{2}$ pf. auf jedes Pfund, welches etwa 28 pro Cent beträgt, erhöhet. Eine erstaunliche Erhöhung in so kurzer Zeit! Allein wir haben schon oben gesehen, daß in diesem Jahrzehend die Viehseuche in unsere Nachbarschaft einbrach und große Verwüstung anrichtete. Ihr allein ist also, da sonst keine Ursachen vorhanden, diese Preiserhöhung beyzumessen. Es ist auch, wenn man die Berechnung aus

an-

andern Datis ziehet, keinesweges zu viel, anzunehmen: daß die Viehseuche und mehr als sie die dadurch erschwerte, wegen der vielen Pässe und Atteste kostbarer gemachte, oder ganz gesperrte Viehhandlung, eine Preiserhöhung von wenigstens 28 pro Cent verursachen müssen. Im folgenden Decennium, wo theils die Seuche noch währte, theils der Krieg eintrat, beträgt die Preiserhöhung, nur circa $2\frac{1}{2}$ pf. auf das Pfund; und in den beyden ferner folgenden Decennien ist sie noch weit geringer, nemlich von 1761 bis 1770, $1\frac{1}{2}$ pf. und mit diesem Preise von 1771 bis 1780, gerade gleich stehend. Wenn wir nun dazu rechnen, daß in letztgedachtem Jahrzehend der Eine Pfennig an Licent, welcher im Jahr 1764, nach den Bedürfnissen des Landes, auf jedes Pfund gesetzt werden müssen, durchgängig bezahlt worden; die Preiserhöhung dagegen aber gar nichts betragen: so folgt unwidersprechlich: daß in diesem letzten Jahrzehend, wie noch zu gegenwärtiger Zeit, das Rindfleisch gerade 1 pf. auf das Pfund, in Rücksicht auf Landwirth und Knochenhauer, wohlfeiler als im vorigen Decennium von 1761 bis 1770. verkauft worden;

oder, welches gleichviel ist, daß wir 1 pf. weniger dafür bezahlen würden, wenn wir diesen Licentpfennig, dermalen nicht mit dazu bezahlen müßten.

Würde Jemand dabey einwenden; daß dieser Licentpfennig von 1764 bis 1770. im vorigen Decennium, also von sechs Jahren, auch schon mit stecke; so würde man ihm die calamitosen Jahre 1771 und 1772, welche in diesem letzten Decennium mit stecken, deren außerordentliche Preiserhöhung wir oben schon bemerkt haben, compensando mit Grunde entgegen stellen können, und dann noch ein mehreres Uebergewicht, für unsere obige Behauptung bleiben.

Bey dem **Kalbfleische**, ist die Preiserhöhung weit weniger beträchtlich und plötzlich. Auch hat darauf die Viehseuche, zwar vielen, jedoch weit wenigern Einfluß, als auf die Rindfleischpreise, weil die Kälber nicht aus den Gegenden kommen, wo sonst unsere fetten Ochsen gekauft wurden; sondern meistens in hiesiger Nachbarschaft fallen und zugezogen werden; mithin die Handlungssperrung dabey weit weniger eintritt.

Hergegen haben einzelne Zufälle; ein zu trockner **Sommer**; ein zu nasses Jahr; wo es an Futterung

für

für trächtige und säugende Kühe fehlet, sie auch leicht zum Verwerfen kommen; auf den Preis des Kalbfleisches mehreren Einfluß, als auf die Rindfleischpreise; jedoch immer nur auf einige Monate, und ohne weitere Folge. So galt z. B. nach der funfzigjährigen Tabelle, das Pfund Kalbfleisch, bereits Anno 1740 vom Julius bis December, 4 mgr. Anno 1741, in mehreren Monaten gleichfalls 4 mgr. Bis dahin aber war, in hiesiger Nachbarschaft, keine Viehseuche. Witterung und Futterpreise allein, waren die Ursache der Preiserhöhung. Nachher, selbst nach eingetretener Viehseuche, ist der Preis oftmals bis zu 2 mgr. 4 pf. wieder gefallen, da er doch vor 50 Jahren in den letztern Monaten des Jahres gewöhnlich zu 3 mgr. und selten darunter, gestanden. Im Jahr 1772 stand der Preis im September und October auf 5 mgr. nachher aber haben wir dennoch wieder Preise zu 2 mgr. 4 bis 6 pf. oftmals gehabt.

Hauptsächlich aber, muß bey den Kalbfleischpreisen, auf die Schlachtzeit Rücksicht genommen werden; weil selbige sich auf die Zeit der Trächtigkeit der Kühe und des Werfens, auch des Futtervorraths für die Kühe, be-

beziehet; daher in einigen Monaten die Kälber häufig, in andern selten, mithin wohlfeiler oder theurer sind. *)

Es kommt also bey dem Kalbfleische, vorzüglich auf die Frage an: welche wir oben bey dem Rindfleische ad a. bereits aufgeworfen; und hier ist die Beantwortung.

Mit-

*) Doch, auch hiebey hat der fruchtbare Witz der Policeykünstler, es an Einfällen nicht ermangeln lassen. Es ist nemlich, von einigen übrigens sehr gelehrten Männern, einmal im Ernst vorgeschlagen worden, eine gewisse Ordnung zu treffen, nach welcher sich die Begattung der Kühe richten müsse; damit man immer gleich viel Kälber, mithin gleichen Preis habe. Ein auf seinen Vortheil, löblich aufmerksamer Landwirth, kann, wenn es sein Futterstand erlaubt, freylich es im Einzelnen also anstellen, daß er in allen Monaten Kälber habe. Allein der Vorschlag etwas Allgemeines darüber gesetzmäßig zu requiriren, gehöret — ins Vademecum für lustige Leute.

Mittelpreis des Kalbfleiſches, im Durchſchnitt von funfzig Jahren, 1731 bis 1780. nach den Monathen.

Das Pfund hat gegolten im Monath

Januar	—	2 mgr.	$7\frac{21}{25}$	pf.
Februar	—	2 ſ	$6\frac{6}{25}$	ſ
Merz	—	2 ſ	$5\frac{11}{25}$	ſ
April	—	2 ſ	$5\frac{2}{25}$	ſ
May	—	2 ſ	6	ſ
Junius	—	2 ſ	$7\frac{7}{25}$	ſ
Julius	—	3 ſ	$\frac{10}{25}$	ſ
Auguſt	—	3 ſ	$1\frac{5}{25}$	ſ
September	—	3 ſ	$3\frac{7}{25}$	ſ
October	—	3 ſ	$4\frac{1}{25}$	ſ
November	—	3 ſ	$3\frac{13}{25}$	ſ
December	—	3 ſ	$2\frac{1}{25}$	ſ

Der Mittelpreis von allen 50 Jahren und allen 12 Monaten, iſt, bis auf einen ſehr unerheblichen Bruch eines Pfenniges, geweſen: 3 mgr. $\frac{9}{25}$ pf. Das Kalbfleiſch ſteiget und fällt, faſt im umgekehrten Verhälte-

hältniſſe mit dem Rindfleiſche. In den erſten ſechs Monaten iſt jenes durchgängig unter dem Mittelpreiſe. Im Julius demſelben faſt gleich; hernach immer darüber; im April am wohlfeilſten und im October am theuerſten geweſen.

Nach dieſer generalen Bemerkung verdienet eben die Frage, welche wir oben bey dem Rindfleiſche ad b. aufgeworfen, vorzügliche Aufmerkſamkeit. Die Beantwortung ergiebet ſich aus folgender Tabelle.

Mittelpreise des Kalbfleisches, nach Durchschnitten von zehn Jahren.

Das Pfund hat gegolten im Monath	Von 1731 bis 1740 incl		Von 1741 bis 1750		Von 1751 bis 1760		Von 1761 bis 1770		Von 1771 bis 1780	
	mar.	pf.	mar.	pf.	mar.	pf.	mar.	pf.	mar.	pf.
Januar —	2	4	2	7	2	7	3	1	3	3
Februar —	2	4	2	5	2	5	2	6	3	3
Merz —	2	4	2	4	2	4	2	6	3	3
April —	2	2	2	5	2	6	2	7	2	7
May —	2	2	2	5	2	6	2	7	3	3
Junius —	2	2	2	6	2	7	3	3	3	3
Julius —	2	5	3	1	3	1	3	3	3	3
August —	2	5	3	1	3	2	3	3	3	3
September —	2	5	3	2	3	2	3	3	3	3
October —	2	4	3	2	3	2	3	3	3	3
November —	3	4	3	3	3	3	3	3	3	3
December —	3	4	3	3	3	3	3	3	3	3
Durchschnitt von jedem Decennium	2	5 1/2	2	7 1/2	2	7 1/2	3	3 1/2	3	3

Im Jahrzehend von 1731 bis 1740, ist demnach der Mittelpreis 2 mgr. $5\frac{11}{12}$ pf. für das Pfund; im folgenden, von 1741 bis 1750. steigt selbiger, bey eingetretener Viehseuche, nur um $2\frac{5}{12}$ oder circa $2\frac{1}{2}$ Pfennig, oder 10 pro Cent; im folgenden Decennium 1751 bis 1760, nur um $\frac{1}{12}$ Pfennig; darauf von 1761 bis 1770, steigt selbiger um $2\frac{8}{12}$ oder $2\frac{2}{3}$ Pfennig; und im neuesten eben zurückgelegten Jahrzehend ist selbiger wieder um $\frac{7}{12}$ oder $\frac{1}{2}$ Pfennig gefallen. Wenn wir hiezu den in diesem Jahrzehend beständig bezahlten 1 Pfennig mehr an Licent und die schlimmen Jahre 1771 bis 1772 rechnen: so ergiebet sich offenbar: daß **das Kalbfleisch in unsern neuesten Zeiten, wenigstens $1\frac{1}{2}$ Pfennig für das Pfund wohlfeiler gewesen als im vorigen Decennium**; wobey das Weitere oben bey dem Rindfleische schon bemerkt worden.

Woher aber mag es rühren, daß, da die Preiserhöhung des Kalbfleisches durch die Viehseuche von 1741 bis 1750. nicht so erheblich gewesen, als bey dem Rindfleische; dennoch dermalen das Pfund Kalbfleisch, im Durchschnitt $4\frac{1}{2}$ Pfennig, oder nach Abzug des einen Licentpfennigs $3\frac{1}{2}$ Pfennig höher im Preise stehet, als

als vor 50 Jahren? Antwort: hauptsächlich rühret dieses vom höhern Preise der Butter her. Bekanntlich verliert man die Butter, wenn die Kälber mit Milch getränkt werden. Nun aber galt vor 50 Jahren, das Pfund frischer Butter höchstens 3 mgr. jetzt 6 bis 8 mgr. die Tonne holsteinischer Butter von 224 Pfund, 18 bis 20 Rthlr. jetzt *) 38 bis 40 Rthlr. Also ist die Butter noch einmal und mehr, so theuer als vor 50 Jahren. Will also der Käufer die getränkten Kälber nicht theurer bezahlen; so verkauft der Landmann sein Kalb, wenn es drey bis vier Tage alt ist, und wird durch den Verkauf mehrerer Butter, sehr wohl entschädigt. Bey diesem und dem hinzu tretenden sehr gegründeten Umstande, daß alle übrige Bedürfnisse des Lebens und andere Ausgaben, welche der Knochenhauer und Landmann, so gut wie jeder andere Mensch haben muß, seit funfzig Jahren, wohl um die Hälfte gestiegen sind, ist es eher zu bewundern, daß das Kalbfleisch nicht höher im Preise stehet.

Zeit

*) Nemlich im Jahre 1781.

Zeit und Raum erlauben nicht, die beyden übrigen Fleiſchſorten, nemlich Hammel- und Schweinefleiſch, eben ſo durchzugehen. Es iſt auch nicht ſo erforderlich. Der Preis von beyden hat ſich ſeit den funfzig Jahren, wie die Haupttabelle ergiebet, wenig geändert; es ſind auch dabey keine ſo große Cataſtrophen eingetreten, wie die Seuche, bey dem Hornvieh.

Vom Hammelfleiſch, ward Anno 1750. das gemäſtete mit in die Taxe genommen, und galt gewöhnlich 5 mgr. jetzt ſtehet es ſeit 12 bis 14 Jahren gewöhnlich zu 4 mgr. iſt alſo offenbar wohlfeiler geworden. Die Preiserhöhung des beſtgeweideten iſt, nach Beſchaffenheit der übrigen Umſtände, nicht erheblich.

Das Schweinefleiſch ſchlug im Decennium von 1741 bis 1750. etwa um 2 Pfennig auf. Zur Urſache, kann die Angabe wohl mit gerechnet werden: daß unter allen Fleiſcharten, das Schweinefleiſch am meiſten von Nichtknochenhauern, eingeſchlachtet wird, die Fleiſcher alſo bey deſſen Debit mehr Riſico haben. Im Jahr 1742. waren in der Stadt Hannover geſchlachtet überhaupt:

Ochſ-

Ochsen und Kühe	2260 Stück;	davon für Rechnung der Knochenhauer	1610 St.
Kälber	11701 ;	—	10493 ;
Schweine	5548 ;	—	1400 ;
Spanferkel	481 ;	—	265 ;
Hammel	5690 ;	—	5172 ;
Lämmer	1969 ;	—	1790 ;

Im Jehrzehend von 1771 bis 1780. ist das Schweinefleisch im Durchschnitt circa 1 Pfennig wohlfeiler gewesen, als im vorigen von 1761 bis 1770.

Nun zuletzt noch eine Vergleichung, der gegenwärtigen Preise des Rinds- und Kalbfleisches, mit denen von 1685, also beynahe von 100 Jahren.

Es kostete damals

das Pfund Rindfleisch 12 Pfennig, jetzt im Durchschnitt ; ; 26 Pfennig.

das Pfund Kalbfleisch 16 Pfennig, jetzt im Durchschnitt ; ; 27 ;

Von dem jetzigen Rindfleischpreise zu 26 pf. aber, gehen erst ab 3 pf. für den Licent, welcher 1685. noch nicht war, bleibt also 23 ;

Wegen der Viehseuche, wie oben gezeigt worden, gehen von den 23 Pf. wieder

ab 28 pro Cent, oder $4\frac{1}{2}$ Pf. auf das Pfund, bleiben — $11\frac{1}{2}$ Pfennig.

Wegen des jetzigen Münzfußes und der vor voll bezahlten Louisd'ors, da die Taxe doch in Cassenmünze gesetzt wird; wegen des Kaufs auf Borg, und längern Credits, welches 1685 nicht war, nur 1 Pf. bleibt $17\frac{1}{2}$

Es bleiben also, nach Abzug dieser Posten $5\frac{1}{2}$ Pfennig über, welche das Pfund Rindfleisch an sich selbst, ohne jene Umstände in Anschlag zu bringen, jetzt würklich theurer ist, als vor hundert Jahren. Wenn man aber hiebey berechnet, daß die Preise aller andern Bedürfnisse, jetzt beynahe noch einmal so hoch stehen, als vor hundert Jahren; wie solches nicht bezweifelt werden kann; so ergiebet sich deutlich: daß der Preis des Fleisches, an und für sich selbst genommen, in Rücksicht auf den Producenten und den Knochenhauer, in diesen hundert Jahren in gleicher Proportion mit den übrigen Bedürfnissen, bey weitem nicht gestiegen sey, sondern immer herunter gehalten worden. Bey dem Kalbfleische, ist, wenn man das Minus wegen der Viehseuche mit dem Plus wegen der höhern Butterpreise compensiret, der verhältnißmäßige Preis noch weniger gestiegen.

gen. Obgleich also eben bemerkte Angabe ihre völlige Richtigkeit hat; obgleich aus den Taxen des Jahrzehends von 1771 bis 1780 sich unwidersprechlich ergiebet, das in selbigem alle Fleischarten bey uns, im Ganzen genommen, wohlfeiler gewesen sind, als im vorigen von 1761 bis 1770, so würden die Knochenhauer dennoch einen Fehlschluß machen, wenn sie daraus folgern wollten, daß die Taxen, nun oben aus dieser Ursache erhöhet werden müßten. Keinesweges! Die Viehzucht hat auf der andern Seite, seit hundert, auch funfzig Jahren, große Verbesserungen, erhalten; selbst durch die Seuche ist man veranlasset worden, auf mehrere Zucht des Hornviehes zu halten; bey der Mästung der Schlachtkälber ist ebenfalls, manches zu Ersparung der Milch, eingeführet; jede seit diesen Zeitraum arthaft gemachte Wiese, trägt zur Verminderung der Fleischpreise nach und nach bey; der Absatz ist durch mehrere Consumtion, und vornemlich durch Verminderung des Hausschlachtens weit stärker; und eben durch die hiesigen Fleischtaxen, sind die Einkaufspreise bey dem Landmann, welcher jene sehr wohl kennet, herunter gehalten

worden, und müssen ferner dadurch herunter gehalten werden. — Als vor beynahe hundert Jahren, die Fleischaren eingeführet wurden, vermeinten die Knochenhauer, sie müßten dabey unfehlbar zu Grunde gehen, und mit dem Bettelstabe die Stadt, höchstens binnen zwey Jahren verlassen. Dieses Lamento ward wenigstens alle zehn Jahre, zuweilen auch in Einem Jahre zehnmal, wiederholet; gleichwohl aber ist die Anzahl der Knochenhauer zu unsern Zeiten stärker, als sie sonst manchesmal gewesen; und — daß der Luxus ihnen das Geld so ziemlich aus der Tasche und vornemlich in der Ausländer Beutel spielt; darin haben wir dermalen leider alle einerley Schicksal.

II.

Aehnlichkeit der Arzeneykunſt und Polizeykunde.

Ein Schreiben aus Schwaben.

Ich bin nunmehr ſeit zwanzig Jahren Medicinä Praktikus und Polizeyinſpektor in unſerm Städtchen, und entdecke immer mehr Aehnlichkeiten zwiſchen den beyden Wiſſenſchaften, deren Ausübung mich beſchäftigt. Hier haben Sie die Fragmente einer weitläuftigen Abhandlung die ich davon würde geſchrieben haben, wenn es mir meine andern Geſchäfte erlaubt hätten.

Die Arzeneykunſt lehrt, die Geſundheit des Körpers zu erhalten und die entſtandnen Krankheiten zu heben oder zu lindern. Die Polizeykunde lehrt, das Böſe oder die politiſche Ungeſundheit von einem Lande, Stadt oder Dorfe abzuwenden, oder die entſtandne zu lindern, ja ganz zu heben. Der Geiſt der Beobachtung iſt dem Polizeyverſtändigen eben ſo nothwendig als dem Arzte. Ein entſcheidender Umſtand bey einer Krankheit, iſt oft ſo klein, daß er ſich dem Auge das

nicht gewöhnt ist scharf zu sehn, sehr leicht verbirgt. Bey den Polizeygebrechen einer Stadt, ist es eben so, und noch mehr, je gröſser der Körper ist, in dem ein solcher kleiner Umstand versteckt liegt.

Die Erforschung der wahren Ursachen einer Krankheit, ist in beyden Fällen gleich nothwendig und gleich schwer. Der Erfolg, wenn man nur bloſs gegen die Würkungen curirt, ist gemeiniglich in Polizeysachen, eben so schlimm als in der Arzeneykunst. Zur Erforschung der Ursachen ist die Kunst zu fragen unentbehrlich. Durch diese curirte Sydenham die Menschen von tausend Krankheiten, und Argenson die Stadt Paris von tausend Uebeln.

Einerley Ursachen bringen nach der Verschiedenheit der Körper, oft sehr verschiedene Würkungen hervor, und selbst einerley Ursachen werden nach der Verschiedenheit der Körper durch verschiedne Mittel gehoben. Wie sehr wünschte ich, daſs alle Aerzte die dieſes wissen und beobachten, Polizeyinspektors wären, oder alle Polizeyinspektors, die so handeln, Aerzte!

Zur Erhaltung der Gesundheit gehört hauptsächlich, eine gute Diät, Reinlichkeit, Ordnung, Bewegung, Ver-

Verwahrung, und Vermeidung der Ausschweifungen. Ich habe an meinem Ort alles dieses auf die Polizey angewandt, und das Städtchen dadurch für viele Gebrechen bewahrt. Von wie vielen diätetischen Regeln vom Galenus an, bis auf die salernitanische Schule, läßt sich in Polizeysachen ein vortreflicher Gebrauch machen, sobald man sie gehörigerweise im metaphorischen Verstande nimmt!

Oft hat der Arzt die Ursachen der Krankheit glücklich erforscht, und die würksamsten Mittel dagegen verordnet; wird er dem ohnerachtet allemal glücklich in der Cur seyn? Bey wie vielen Patienten, hat er nun erst noch die fürchterlichen Feinde, die Einbildung, die Vorurtheile, die Leidenschaften, und die Dummheit mit ihrem ganzen Gefolge zu überwinden! Die strenge Diät, ruft dieser, ist mir beschwerlicher als die Krankheit selbst! Das muß doch die Schuld des Arztes seyn, wenn er mir ohne Diät nicht helfen kann! Diät will ich wohl halten, schreyt ein andrer, aber die Rhabarber und überhaupt alle Medicin die mir der Doctor gegeben, hat einen so widrigen Geschmack, daß ich ohne Eckel nicht daran denken kann. Ich werfe mein Pul-

ver regelmäßig alle drey Stunden weg. Der Arzt wundert sich, daß es sich mit mir nicht bessert; aber die Schuld ist doch sein, warum giebt er mir keine mir behagliche Medicin? —

Dieses Mittel gegen dieses oder jenes Polizeygebrechen ist vollkommen gut, sagt die ganze Stadt. Der Mann der es erfunden hat, geht auf die Ursachen! Aber ich, denkt ein Jeder, ich kann mich dadurch nicht aus meiner Gewohnheit setzen lassen. Ich kann zwar das Heulen und Bellen der Hunde keineswegs, und noch weniger das Beißen vertragen; aber meinen Hund schaffe ich nicht ab. Laß andre die weniger sind als ich, die Mittel würklich brauchen, ich will mich stellen als wenn ich sie brauche. Die Mittel sind ganz gut, aber für mich zu unbequem, zu unschmackhaft: lieber das Polizeygebrechen ertragen, als so gezwungen leben! Der Polizeyfehler hört also nicht auf, er vergrößert sich vielmehr selbst dadurch, daß eine Verordnung dagegen geschehn ist, die nicht befolgt wird. Jetzt fühlt man das Gebrechen um desto empfindlicher, je mehr es zugenommen; man spricht davon in Gesellschaften und Weinhäusern; man

der

beklagt sich darüber, und eben die, die sich nur stellten als wenn sie die Mittel gebrauchten, schreyen am lautesten: der Doctor hat schuld!

Ein Arzt, der in einem Hause für die Gesundheit der Familie wachen soll, kann nie zu genau von allen Umständen welche die Denkungsart, den Charakter, die Diät, die Arbeiten und Vergnügungen, eines jeden Mitgliedes derselben betreffen, unterrichtet seyn. Ein zu warmes Zimmer, eine gezwungne tägliche gelehrte Unterredung bey Tische, eine zu große Pflege mit heißem Getränke, ein kupferner schlecht verzinnter Familienkessel, und tausend solcher anscheinend geringer Umstände, können Krankheiten veranlassen, die aller Kunst des Arztes spotten, so lange die veranlassende Ursache nicht weggeräumt wird. — Fontanelle sagt vom Argenson, einem der größten polizeylichen Aerzte: er habe sich äußerst bemüht alle kleinen Vorfälle welche ihn von dem Innern der Häuser näher unterrichten können, genau zu erfahren; er habe die meisten Familiengeheimnisse gewußt, aber er sey auch so verschwiegen damit gewesen, als es ein jeder vernünftiger Arzt mit der Krankengeschichte derjenigen von seinen Patien-

ten

ten seyn wird, die bey gewissen Umständen aus Zärtlichkeit für ihre moralische Existimation, die Ursachen ihm selbst nicht entdecken, sondern nur errathen lassen.

In meinen Schuljahren gerieth ich auf die Gedanken, daß nichts leichter seyn müsse, als die Arzeneykunst und Polizeykunde, weil ich in jedem Hause wo ich Zutritt hatte, Leute antraf, die es so beyzu in beyden zur Vollkommenheit gebracht zu haben glaubten. Dieses machte mir Lust mich auf beyde zu legen. Nachdem ich zwey Jahr auf Universitäten gewesen war, dachte ich vollkommen damit fertig zu seyn. Jetzt da ich zwanzig Jahr die Arzeneykunst ausgeübt, und zwanzig Jahr Polizeyinspektor gewesen bin, jetzt erschrecke ich über den großen Umfang beyder Wissenschaften, und über die ungeheure Menge von Combinationen der Umstände, die diese oder jene Würkung hervorbringen können. Ich würde auch schon abgedankt haben, wenn ich nicht ein Mittel gefunden, mir durch die eine Kunst die andre zu erleichtern. Die durch gute Polizey eingeführten guten Sitten, bewahren mein Städtchen vor vielen Krankheiten, und meine Sorgfalt für die Gesundheit und den Unterricht der Leute, in den nothwendi-

digsten Regeln der Diätetik, haben gewiß wiederum ihre gütigen Einflüsse in die Polizey.

Selbst die Stifter verschiedner Sekten in der Arzeneykunst und alle ihre aner, finden ihre Ebenbilder in dem Reiche der Polizey. Es giebt in dieser letztern ebenfalls Theophraft Paracelse, die äußerst tief und geheimnißreich schreiben, weil sie sich fürchten verstanden zu werden, und die dem Leser von allen Dingen den Geist zeigen wollen, damit er vielleicht auf den ihrigen nicht sehe; die so wie jener überlaut rufen: Ihr müßt mir nach, nicht ich euch, Ihr mir nach, Argenson, de la Mare, Mirabeau, Juste! mir nach, ihr von Paris, ihr von Dreßden, ihr von Berlin, und was an der Donau und dem Rheinstrom liegt. — Es giebt in der Arzeneykunst Sekten die für, und Sekten die gegen das Blutlassen sind. In der Polizeywissenschaft wird noch jetzt sehr gestritten, ob und wiefern ein politisches Blutlassen vortheilhaft oder nachtheilig sey.

Die Polizeygebrechen einer Stadt, lassen sich für den, der die Metaphern versteht, ganz füglich in Form einer Krankengeschichte vortragen. Z. E. eine Stadt von gesetzten Jahren, phlegmatisch-melancholischen

Tem-

Temperaments, von mittler Größe und Stärke, ist seit 40 bis 50 Jahren krank an einer Art der Unverdaulichkeit. Sie verschlingt mit großer Gefräßigkeit alles was sich ihr nähert, und giebt es entweder durch unnatürlichen Weg wieder von sich, oder es verursacht ihr, wenn sie es bey sich behält, anstatt starke Nerven und frisches Blut zu geben, eine gewisse Mattigkeit, und vorzüglich eine Art von aufgedunsenem Wesen in den meisten Gliedern. Zween Aerzte sind consulirt. Der erste will die unnatürlichen Ausführungen durch adstringirende Mittel heben; der andre räth eine starke Abführung durch die ordentlichen Wege. Ich meines Theils, würde den Gebrauch alles dessen, was moralisch und physikalisch den Geist anfräumt, die Circulation der Säfte befördert, und fleißige Bewegung aller Glieder, verordnet haben, in der Hoffnung daß sich die Windsucht, oder das aufgedunsene Wesen bald geben werde, wenn die ordentliche Verdauung wieder hergestellt ist. Sollten aber die adstringirenden, oder auch die abführenden Mittel gebraucht werden; so habe ich viele Ursachen, im ersten Falle das Miserere, im andern die Hektik, als Folgekrankheiten zu befürchten.

Noch

Noch eine Aehnlichkeit der Arzeneykunst mit der Polizey! Vielleicht die am stärksten in die Augen fallende! die große Menge der Charlatans, Quacksalber und eingebildeten Kenner, vorzüglich in dem ausübenden Theile beyder Wissenschaften. — Einer von den Narren, die man, als noch nicht so viel kluge Leute in der Welt waren wie jetzt, an den Höfen in der Absicht aufgenommen hatte, daß die übrigen für desto verständiger möchten gehalten werden, und die doch zuweilen mehr Kluges gesagt haben als die Verständigen selbst, behauptete einst, es gebe weit mehr Aerzte als Patienten in der Welt. Um dieses zu beweisen, stellte er sich bey Tische, als wenn er heftige Zahnschmerzen habe. Die ganze Tafel gab guten Rath gegen das Uebel. Einer schlug kühlende, der andre hitzige Mittel vor; dieser ein Specificum das er von seiner Großmutter gelernt, jener eine Universalmedicin die er von einem der Aerzte bekommen, die zum Besten des ganzen menschlichen Geschlechts in der ganzen Welt umher ziehn; ein dritter schlug Palliativmittel vor; ein vierter fand, daß es am sichersten sey den schmerzenden Zahn auszureißen; ein fünfter der viele Bücher gelesen hatte,

hatte, bewies sehr gelehrt, daß die Zahnschmerzen sehr schmerzhaft seyn, daß es zu den Unvollkommenheiten der Menschen gehöre, daß man ihnen unterworfen sey, daß es dem menschlichen Verstande nicht viel Ehre mache, daß man noch kein untrügliches Mittel dagegen ausgefunden, und daß es überhaupt gut sey, wenn sie gar nicht entstehn könnten; eine ehrwürdige Matrone pries als das beste Mittel gegen die Zahnschmerzen, gar keine Zähne zu haben, und einer von den Räthen des Fürsten, lobte die Geduld, wenn man alles so ließe wie es wäre. — Gewonnen hab ich! rief der verstellte Patient. Ein halbes Dutzend Aerzte gegen Einen Kranken! —

Der Himmel bewahre eine jede Stadt für so viele Polizeygebrechen als es Leute darin giebt, die sich im Stande zu seyn dünken, untrügliche Mittel dagegen vorzuschlagen und anzuwenden. Jede Weinschenke und jedes Bierhaus, ertönt des Abends von den weisen Aussprüchen solcher Kenner, die bey ihren müßigen Stunden, sich die Verbesserung der Polizeygebrechen zu Herzen ach lassen, die gegen jede Krankheit ein Mittel wissen, die immer nicht begreifen können, war-

um

um die Polizey nicht so handelt, wie es ihnen jetzt eben einfällt, die, ohne die Ursachen, ohne einmal die Würkungen recht zu kennen, mit desto größerer Zuversicht je weniger sie die Folgen oder das was dagegen eingewandt werden könnte sehn, und mit desto mehr Unfehlbarkeit, je größer die Rechnung für die Zeche wird, alles zu beurtheilen wissen. Auch in den galanten Gesellschaften fehlt es nicht an solchen Polizeyärzten. Die Frisur eines eleganten Herrn ist verunglückt, und er dadurch auf den Tag unfähig gemacht mit Damen umzugehn. Er wird sich zu der Gesellschaft der Herren halten, mit ihnen spielen, trinken, scherzen, und bey Gelegenheit — untrügliche Mittel gegen die Polizeygebrechen erfinden.

So unnütz und lächerlich der größte Theil von diesen Vorschlägen ist; so interessant könnten doch einige davon dem wahren Kenner der Polizeykunde seyn. Hippocrates schämte sich nicht, von jedem Layen in der Kunst etwas zu lernen, und Argenson hielt in einigen Fällen die Meynung der Kaffe- und Weinhäuser für sehr wichtig. Wie wäre es, wenn bey uns in einigen Gegenden der Stadt, verschloßne Büchsen öffent-

lich aufgestellet würden? Durch diesen Weg könnten alle dergleichen Ideen und Vorschläge denenjenigen leicht bekannt gemacht werden, von denen die Untersuchung und Ausführung der vorgeschlagnen Verbesserungen abhängt. Alles dieses kann sehr verschwiegen und ohne Entdeckung der Urheber zugehn. — Aber ich fürchte daß die meisten dieser Vorschläge, welche am Abend in der Gesellschaft den besten Schein gehabt, am folgenden Morgen, wenn man sie zu Papier bringen will, verschwinden werden, wie die Dünste des Soupees verschwunden sind.

III.

Ein Mährchen aus der Lüneburger Heide.

Auf einem Dorfe in der Lüneburger Heide, lebte ein Mann welchen sein Stand ehrwürdig, und seine Rechtschaffenheit und Leutseligkeit bey allen Nachbaren beliebt machten. Er hatte in seiner Jugend Gelegenheit gehabt die große Welt zu sehn, und sich einen Theil der Kenntnisse derselben zu erwerben; hatte sich einen schönen Plan entworfen sein Glück weit zu treiben, die gewissenhafteste Ehrlichkeit mit hinein gebracht; war in der Erlangung seiner Absichten größtentheils unglücklich gewesen; hatte dadurch gelernt größer zu seyn als sein widriges Schicksal, und lebte nunmehr bey seinem kleinen Dienste, in derjenigen philosophischen Ruhe und Zufriedenheit, welche gemeiniglich die Belohnung des ländlichen Fleißes, der Entsagung aller großen Ansprüche, und des Bewußtseyns guter Handlungen zu seyn pflegen. Er war mit einem Frauenzimmer aus einer Residenzstadt verheyrathet, die ein ganz gutes Herz aber nicht viel Verstand besaß, also einen großen Hang zur Eitelkeit und Rechthaberey

hatte, auch zuweilen bey schlechtem Wetter, ein paar Stunden schmollen konnte. Demohngeachtet lebte ihr Mann ganz glücklich mit ihr, weil er ein praktischer Philosoph war, und wußte, daß auch die kleinen häuslichen Ungewitter ihre Annehmlichkeiten haben können. Sie hatten ausser zween Söhnen, von denen der Vater, ihrer Neigung nach, einen für die Kaufmannschaft und den andern für die Schiffsbaukunst bestimmt hatten, eine Tochter; ein schönes, blühendes, wirthschaftliches Landmädchen, das lachte und sang und fleißig dabey arbeitete, aber auch das Geld welches ihre Aeltern ihr für ihre kleinen Arbeiten bezahlten, auf jedem Jahrmarkte in dem benachbarten Flecken, zu Bändern, Spitzen, gemachten Blumen und bunten Schuhen richtig anwandte. So hatte sie siebzehn Jahre durchgelebt, mit der Empfindung des Vergnügens über ihr Daseyn und ihren Stand, und diese angenehme Empfindung war nur dann zuweilen unterbrochen worden, wenn ihre Mutter sie in den langen Winterabenden, von den galanten Damen der Hauptstadt und von den glückseligen Tagen derselben, unterhalten hatte. — Im Frühjahre soll dich der Papa auch in die Stadt schicken,

schicken, Lieschen, wenn es auch nur auf Ein Jahr ist, damit du auch was siehst und hörst, und Französisch, Tanzen, Zeichnen und Musik lernest. — Das war gemeiniglich der Beschluß dieser abendlichen Unterredungen. Dann legte sich das gute Kind zu Bette, träumte sich geputzt wie eine Stadtdame die zur Assemblee fährt, und Meisterin in allen schönen Künsten.

Je näher der Frühling kam, desto lebhafter wurden diese Träume. Der gute Jacobsen, ein ehrlicher junger Pachter in dem Dorfe, der sie ohne viel Affekt aber mit desto mehrerer Gutherzigkeit liebte, ward nun nicht ferner so freundlich als vor diesen gegrüßt. Lieschen das ihn sonst sehr liebenswürdig gefunden und ihm zu gefallen manchen Groschen für Band mehr angelegt hatte, fieng an zu bemerken, daß seine Manieren eben nicht zierlich und seine Hände sehr grob wären. Sie schloß aus den Erzehlungen welche ihr ihre Mutter von den zarten Stadtdamen gemacht hatte, sehr scharfsinnig, daß diese Damen auch galantere und feinere Liebhaber haben, und daß also die jungen Herrn in der Stadt den guten Jacobsen weit übertreffen müßten. Durch dieses Raisonnement verlohr Jacobsen in ihren

Augen täglich eine von den Reitzungen, welche er sonst für sie gehabt hatte. Mit Erlaubniß der Philosophen welche behauptet haben, daß der dummste Mensch wenn er verliebt ist, in diesem Stücke scharfsichtiger sey als der größte Philosoph der nicht verliebt ist, müssen wir hier anmerken, daß Jacobsen, welcher sonst scharfsichtig genug war, so bald es auf seinen Haushalt und seine Pachtung ankam, demohngeachtet von dieser Veränderung der Denkungsart seines Lieschen gegen ihn, nicht das geringste merkte, ihr wenn er sie sah noch eben so kräftig die Hand drückte als zuvor, völlig in der ruhigen Idee blieb, daß sie wohl noch einmal seine Frau werden könne, und sich damit viel Glück versprach, weil sie die Tochter eines Mannes war den er hochachtete und liebte, und weil er sie immer als ein Mädchen gekannt hatte, das Lust zur Wirthschaft zeigte und, wie er sich ausdrückte, keine Erbse auf die Erde fallen ließ.

Unterdessen war der Frühling gekommen. Madam war seit acht Tagen gegen ihren Mann ganz ungewöhnlich freundlich gewesen. An einem Abende brachte sie ihm eine Flasche alten Honigweins, den sie

sehr

ſehr gut zu machen verſtand, und dabey fiel folgende Unterredung vor.

Die Frau. Was meynſt du, mein Kind, wollen wir nicht Lieschen bald in die Stadt ſchicken? Sie iſt nun ſchon ſiebzehn Jahr alt, und weiß noch gar keinen rechten Knicks zu machen, iſt ſo furchtſam in Geſellſchaften, hat ſo ſimple Manieren — und ein bischen Franzöſiſch, Zeichnen und Muſik und Tanzen, müßte ſie doch nothwendig wiſſen. O was mich das dauert daß ich kein Franzöſiſch weiß! Du hätteſt ſchon lange einen beſſern Dienſt, wenn ich, als wir neulich in H** waren, mit den Damen hätte parliren können. — Die Eine Tochter haben wir ja nur; warum ſollten wir nicht ein paar hundert Thaler daran wenden? Der beſte Brautſchatz iſt wenn ſie was gelernt hat. Du haſt doch, mein Schatz, des Probſten Tochter geſehn. Was das in der Stadt für ein Mädchen geworden iſt! Was ſie für ſchöne Sachen gelernt hat! Unſer einer kann ſie faſt gar nicht verſtehn, wenn ſie ſpricht. Alles was ſie um und an hat iſt mit Flor überzogen, und den macht ſie ſelbſt, und das ſteht ihr ſo allerliebſt, und dabey ſingt ſie zuweilen und oft in italieniſchen Worten.

Du weiſt doch noch wie der junge K** der eben auf Univerſitäten ausſtudiert hatte, ſie dafür lobte, und wie ſie das alles ſo dreiſt hinzunehmen wußte, und wie er zu Lieschen nichts ſagte, und wie ich den Abend weinte ohne dir die Urſache zu ſagen, weil ich mich grämte das mein Lieschen ſo blöde gegen beſetzte Herren iſt, und daß ſie von ihnen niemals becomplimentirt wird — Ja in die Stadt muß und ſoll Lieschen, und wenn Frau Waaſe Tülkorf ſie nicht zu ſich nehmen kann, ſo wollen wir ſie in Penſion geben.

Der Mann welcher die lange und übel zuſammenhangende Rede ſeiner Frau, ſehr geduld'g angehört hatte, verſuchte den Honigwein und hielt folgende Gegenrede.

Der Mann. Du glaubſt mir doch zu, mein Kind, daß ich unſer Lieschen eben ſo ſehr liebe als du, und mit eben ſo vielem Eifer für ihre Glückſeligkeit ſorge. Wenn es einigermaßen wahrſcheinlich wäre, daß ſie den größten und würkſamſten Theil ihres Lebens in der Stadt zubringen würde, ſo hätte ich dich gewiß ſchon vor zehn Jahren gebeten, es bey unſrer Waaſe zu vermitteln, daß ſie ſie zu ſich nehmen möchte; allein

jetzt

jetzt würde es auf alle Fälle zu spät seyn — aber ich bitte dich mein Schatz, mich ganz auszuhören. — Sie ist nun siebzehn Jahr alt. Aller äußere Anstand der einem Frauenzimmer von diesem Alter, durch die Besuchung großer Gesellschaften oder durch den Tanzmeister gegeben werden soll, wird niemals natürlich, sondern unfehlbar Affektation, und ein verständiges natürliches Landmädchen ist tausendmal liebenswürdiger als eine affektirte Zierpuppe. Ich würde mich gefreut haben, wenn wir hier Gelegenheit gehabt hätten, sie so viel Tanzen lernen zu lassen, daß sie die Stellung ihres Körpers etwas ungezwungner in ihrer Gewalt hätte; ich hätte ihr, wenn ich die Zeichenkunst verstünde, gewiß Unterricht darin gegeben; Musik kann sie so viel, als sie braucht um sich bey der Arbeit aufzuheitern, oder auch ihrem künftigen Manne, wenn er Vergnügen daran findet, etwas vorzusingen. Du weist ja, daß sie ein paar Dutzend artiger Liederchen ganz angenehm singt. Französisch würde sie haben lernen müssen, wenn sie für die Stadt und da für die großen Gesellschaften hätte sollen erzogen werden. Wenn dieses letztere hätte seyn sollen und können, so wüßte sie nun in ihrem sieb-

zehnten Jahre alle diese Kenntnisse und Künste schon besitzen. Du kannst mir sicher glauben, mein Kind, daß es höchst seltne Fälle sind, und daß ein ganz außerordentliches Genie dazu erfordert werde, wenn Jemand der in solchem Alter erst anfängt sich darum zu bemühen, es so weit bringt, daß es nicht in den Augen der Kenner noch immer besser seyn sollte, wenn er nichts davon wüßte. — Aber, ich weiß was du sagen willst, mein Kind. — Wenn Lieschen auch noch so viele Fähigkeiten noch so viel Anlage hat ein galantes Frauenzimmer zu werden; so würde es doch durchaus unmöglich seyn, daß sie in Einem oder auch in zwey Jahren alles das lernte. Länger können wir sie aber doch unmöglich in der Stadt lassen. Gesetzt aber wir schickten sie dennoch hin; was würden die Folgen davon seyn, und was sind die Folgen die wir täglich davon sehn? — Besinnst du dich noch auf die gellertsche Fabel; vom Tanzbären die dir neulich so wohl gefiel? Eben so wie dieser zu seinen Brüdern in den Wald zurück kam, würde sie zu uns zurück kommen. Kein Stadtfrauenzimmer und kein Landmädchen. Das Herz voll von Eitelkeit, vielleicht von Etwas noch Aergerm; den Kopf

voll

voll von Grillen, Modesucht, von ein paar hundert französischen Wörtern und Redensarten, von Stadthistorien, und Thorheiten; die Finger abgerichtet zu ein paar Dutzend Clavierstückchen, oder zu der Kunst ein bischen Papier mit Bleystift zu beschmieren, und die Füsse zu einem Menuetpaß. Die meisten von diesen Dingen möchte sie nun meinenthalben wissen oder nicht wissen, wenn nicht die Folgen davon ihrer wahren Glückseligkeit würklich sehr nachtheilig werden könnten. So elend und halbschichtig sie nun auch alle jene Kenntnisse besitzt; so wird es dennoch auf dem Lande Thoren und Thörinnen geben, die sie deswegen loben, weil jene die Dinge noch weniger verstehn als Lieschen, und dieses Lob wird ihr grade den Schaden zufügen gegen den ich sie von ihrer ersten Kindheit an zu bewahren gesucht habe, sie wird eitel werden, noch dazu auf Dinge, die für ein Landmädchen eigentlich kein Verdienst sind, und die sie ihrer eignen Ueberzeugung nach, kaum halb weiß. — Aber du wolltest mich ja ausreden lassen, mein Schatz — die Stadt wird ihr sehr gefallen, davon bin ich überzeugt. Sie wird wie jedes andre junge unerfahrne Mädchen sich bald einbilden, daß nur das

Stadt-

Stadtleben Glückſeligkeit ſey. Die Pracht, und der Glanz der reichen Stadteinwohner wird ihre Augen viel zu ſehr blenden als daß ſie unter jenem Schimmer alle das Misvergnügen und alle die Unzufriedenheit welche den Städter ſo oft zwingen uns zu beneiden, ſollte entdecken können. Das Landleben für welches ſie doch wahrſcheinlicherweiſe beſtimmt iſt, wird ihr alſo natürlicherweiſe mißfallen, ſie wird, wenn ſie wieder bey uns iſt, die Arbeiten bey denen ſie bisher ſo geſund und glücklich geweſen, verachten gelernt haben, nach der Stadt zurück ſeufzen; ihr Glück auf dem Lande, blos deswegen nicht zu ſchätzen wiſſen, weil ſie es nicht in der Stadt genießt; ihren Mann weniger lieben, weil er kein Stadtmann iſt; alle Moden und Thorheiten der Stadt werden ihr zeitlebens intereſſant bleiben, weil ſie diejenige Periode ihres Lebens in der Stadt zugebracht hat, da ihre Einbildungskraft noch alle jugendliche Lebhaftigkeit hatte und ihr alſo die Gegenſtände weit reitzender vormalte als ſie würklich ſind. Wenn ihr alſo die Stadt ſehr gefällt, ſo wird eine nachmalige immerwährende Unzufriedenheit und die ſehr entbehrliche Kenntniß von tauſend Thorheiten beynahe

nahe die unvermeidliche Folge von ihrem Aufenthalte darin seyn. Wenn ihr aber die Stadt nicht gefällt, so wird sie auch nichts von dem Tone und den Manieren derselben annehmen; sie wird alles was sie da lernen soll für sehr unerheblich für ihre Glückseligkeit halten, und folglich wenig oder nichts lernen. In diesem Falle sehe ich doch auch nicht, mein Schatz, warum wir uns das Geld entziehn und sie in eine Situation setzen sollen die ihr zuwider und auch nicht einmal von eingebildetem Nutzen ist. — Nur noch Ein Wort, mein Kind — Du kennst den jungen Jacobsen, er liebt sie, und sie ihn. Ich wünschte daß er unser Schwiegersohn würde, und ich bin überzeugt, daß sie mit ihm unendlich viel glücklicher seyn kann, wenn sie sich nie in der Stadt aufgehalten, als wenn sie die Manieren und Kenntnisse derselben, selbst in einem gewissen Grade der Vollkommenheit —

Die Frau. Ja, ja ich seh genung, daß du nur den Jungens alles zuwenden willst. Mag doch Lieschen immer eine Bauerdirne bleiben! Aber wenn du als ein Rabenvater an sie handeln willst, so will ich keine Rabenmutter an sie seyn. Sie soll und soll in

die

die Stadt, und sollte ich alle mein Brautzeug versetzen; und dir lasse ich nicht einen Augenblick Ruhe bis du sie hin schaffest, und wenn sie in die Stadt kömmt so kann sie wohl einen vornehmern Mann heyrathen als Jacobsen, und wenn das nicht geschieht so hast du es zu verantworten daß du sie unglücklich machst, und den Augenblick will ich mich hinsetzen und an die Frau Waase Tülkorf schreiben und ihr schreiben daß sie sie doch hinnehmen und nach der Stadtmode ausstaffiren möchte —

Der Mann war keiner von den unerschütterlichen Philosophen, die wenn sie einmal eine Sache durchgedacht haben, durch nichts, selbst nicht durch das Geschrey einer Frau, von ihrem Vorsatze abgebracht werden können. Der Hecht war also blau, und blieb blau, und zu Lieschens Abreise in die Stadt wurden alle Anstalten gemacht.

Gleich am folgenden Morgen, machte sich Lieschen, die es aber doch so böse nicht meynte, Gelegenheit Jacobsen zu begegnen. Sie entdeckte ihm mit einer frölichen Miene, daß sie auf ein oder zwey Jahre in die Stadt ziehn würde. — Und was wollen sie da machen? fragte Jacobsen. — Französisch, und Musik und Tan-

Tanzen und Artigkeit lernen. — O artig sind sie genung und für alles übrige, setzte er sehr naiv hinzu, gebe ich kein Knipchen. — Es ist wahr, Lieschens Vater hatte dem Jacobsen seine Einwilligung zu der Vermählung mit Lieschen schon gegeben, und weil er wußte daß diese ihm gut war, er sich auch nie länger als seiner Geschäffte halber nöthig gewesen, in der Stadt aufgehalten hatte, so konnte ihm die Naivetät leicht entfahren, daß er glaubte daß seine Geliebte alle die Künste für ihn lernen wollte. Er ward aber doch unruhig darüber, und gieng zu Lieschens Vater. Dieser entdeckte ihm, daß zwar jetzt die Abreise durch keine Mittel hintertrieben werden könne, daß er aber viele Ursachen habe zu glauben, daß seine übrigen Anschläge gut gehn und Lieschen nur sehr kurze Zeit in der Stadt bleiben würde.

Unterdessen suchten der Vater und die Mutter, jedes auf seine Art, ihr den rechten Gesichtspunkt zu bestimmen aus dem sie alles was sie in der Stadt erführe, ansehen sollte. Wie viel größer aber der Eindruck sey, den der Unterricht der Mutter bey den Töchtern macht, wird man ungefähr daraus sehen können, daß

daß Lieschen einige Tage vor der Abreise von ihren Bekannten und selbst von Jacobsen, beynahe mit der Miene Abschied nahm, mit der Ninette als sie an den Hof ziehn will, ihrem Liebhaber Lebewohl sagt. Sie weinte zwar bey der Abreise selbst recht kläglich, allein Eine lebhafte Idee von ihrem neuen Putze in der Stadt, vertrocknete die Thränen so geschwind, daß sie mit den hellsten Augen in H** ankam.

Frau Waase Tülkorf nahm sich ihrer recht mütterlich an, übergab sie gleich anfangs den Händen des Friseurs, um ihren Kopf zu bilden, sorgte nachher dafür daß sie in ein Haus kam worin viel Französisch gesprochen ward und hielt ihr Meister in der Musik, im Tanzen und im Zeichnen. Lieschen hatte viel Lust zur Nachahmung, viel Eitelkeit und viel natürliche Fähigkeiten dabey. Sie brachte es also würklich in allen jenen Künsten, in dem Tone und den Manieren der Stadt, weiter als viele andre Landmädchen von ihrem Alter es würden gebracht haben. Sie machte sich viele Bekanntschaften und gute Freundinnen, wozu ihr eine gewisse Schüchternheit, welche natürlicherweise entsteht wenn man in eine ganz neue Sphäre kommt, sehr behülflich

hülflich war. Denn diese Schüchternheit ward von den Stadtmädchen als eine Demuth gegen sie ausgelegt, und also liebten sie Lieschen ihrer eignen Eitelkeit zu gefallen. Unser Landmädchen kam also in viele Gesellschaften, gieng des Sonntags nach H** spatzieren, sah die grose Fontaine und die grosen Häthe der Damen mit gleichem Erstaunen, besuchte die Komödien und die kleinen Bälle, und hatte es in folgendem Winter schon so weit gebracht, daß sie auf der Mäskerade in der ersten Colonne tanzen konnte.

Die Nachrichten welche bey den Aeltern von dem glücklichen Fortgange der Tochter im Stadtleben einliefen, hatten bey dem Vater und der Mutter eine sehr verschiedene Würkung. Alle Bemühungen des Vaters sie bald wieder aus der Stadt zurückzuholen, waren vergebens, und es ward beschlossen sie noch ein Jahr da zu lassen.

Das folgende Jahr verstrich so wie das erste verstrichen war, und nun mußte Lieschen wieder zu Hause kommen, weil die Mutter kein Geld mehr anschaffen konnte. Sie verließ die Stadt mit der äußersten Betrübniß, und einen jungen Herrn der ihr viele Schmei-

cheleyen vorgesagt hatte, mit der chimärischen Hoffnung, daß er alles das was er ihr gesagt, redlich halten würde. Der gute Jacobsen erwartete in dem Hause ihrer Aeltern die Ankunft seines Lieschens. Sie kam und freylich sehr verändert, küßte ihren Aeltern die Hand, machte Jacobsen der sich tiefer als jemals in seinem Leben neigte und ihr die Hand anbot, einen kleinen Knicks, fragte ihn: haben sich Monsieur alles zur wohl befunden? sagte zu ihrer Mutter; o wie freut es mich aus dem Geräusche der Stadt ein wenig wieder auf das Land zu kommen! und zu ihrem Vater: o wie viel schöne Sachen habe ich ihnen aus der Stadt zu erzehlen! — Darauf entstand ein Stillschweigen von einigen Minuten, und die vier Personen machten dabey ein sehr charakteristisches Gruppo. Die Mutter weinte für Freuden; der Vater hatte Thränen in den Augen — vielleicht nicht für Freuden; Lieschen setzte sich in die artige Stellung und zog ihre Salope an sich; und Jacobsen stand als wenn er vor den Kopf geschlagen wäre. Er nahm aber doch alle seine Politesse zusammen, und stammelte ihr zu: sie sind in der Stadt doch wahrhaftig noch artiger geworden als sie wären.

waren. — So! meynen sie das Monsieur Jacobsen? antwortete sie ihm, und warf indem sie eine kleine Verbeugung machte, sehr grazieus den Kopf zurück. — Man setzte sich nieder zum Abendessen, und dabey hatte Lieschen Gelegenheit alle ihre Kenntnisse zu zeigen. Sie war unerschöpflich im Erzehlen und am Ende sang sie dem guten Jacobsen, welcher sich erkundigte; ob sie noch so artige Lieder wisse, die beyden Stücke; Monseigneur voyés mes larmes und Pupille care &c. mit so vieler Artigkeit vor, daß er nunmehr alle Gedanken aufgab, daß sie jemals seine Frau werden könne, und Lieschen die vor diesem wohl dergleichen mochte gedacht haben, ließ ihm nicht undeutlich merken, daß er sich in seiner Meynung nicht betröge. Die Heyrath mit Jacobsen war also getrennt, und um uns von ihm mit einmal loszumachen, wollen wir nur noch erzehlen, daß er bald nachher ein wenig artiges Mädchen heyrathete und sehr glücklich mit ihr war.

Die Mutter hatte nun nichts angelegners als ihre Tochter in der Nachbarschaft herumzuführen, und diese war nicht wenig damit zufrieden. Sie gefiel oder miß-

fiel, ward getadelt oder gelobt, je nachdem sie in alberne oder verständige Gesellschaften kam. Sie fieng bald an, des Landlebens überdrüßig zu werden, und sich nach der Stadt zurück zu sehnen. Um die Wirthschaft bekümmerte sie sich zwar noch ein wenig, aber sie that es nicht mehr mit Vergnügen. Die Ergötzlichkeiten des Landes waren für sie zu einförmig, zu reitzlos. Kurz, sie war für ihren Stand, ihre wahrscheinliche Bestimmung, und ihr Vermögen würklich zu artig, und hatte in der Stadt eine große Menge Bedürfnisse kennen lernen, deren Mangel sie jetzt oft unzufrieden machte. Wieder in die Stadt zurück zu kommen, dazu war wenig Hoffnung vorhanden, weil ihre Waase gestorben war, und das geringe Vermögen der Aeltern die Unkosten dazu nicht tragen konnte. Sie mußte also in einer Situation in der sie nicht zu seyn wünschte, bleiben.

Einige Jahre darauf starb ihr Vater, und bedauerte es noch auf seinem Todbette, daß er sie nicht als Jacobsens Frau hinterlassen könne. Ihre Umstände wurden durch diesen Todesfall noch weit schlechter, und Lieschen entschieß sich endlich aus Begierde in die

Stadt

Stadt zurückzukehren, Kammerjungfer bey einer vornehmen Dame daselbst zu werden, wozu eine Benachbarte von Adel sie vorgeschlagen hatte.

Was ihr nun weiter in ihrem Kammerjungferstande begegnet; wie sie mit ihrer Dame nach Paris gereist; dort von einem Italiener entführet, aber auf der Höhe von Genova von den algierischen Seeräubern in die Sclaverey gebracht; nachmals in das Serail eines Bassen gekommen, daraus durch einen christlichen Arzt gerettet; auf ihrer Rückreise nach Hamburg Schiffbruch gelitten; von einigen Fischern aufgefangen worden; zehn Jahre unter ihnen gelebt; nachmals in Gibraltar einen englischen Lootsen gehevrathet; und nachdem dieser ersoffen, endlich nach so vielen überstandnen Abentheuern wieder in ihr Vaterland gekommen und in einer Versorgungsanstalt aufgenommen worden; alles dieses überlassen wir der eignen Erfindung der Leser, deren schöpfrischen Talenten und Kenntnissen der Romane, wir im mindesten nicht vorgreifen wollen.

IV.

Moralischer Artikel aus dem Pensylvanischen Haushaltscalender. *)

Einstmals waren viele Leute versammlet, um einer Auction von fremden Kaufmannsgute beyzuwohnen, und weil der Anfang derselben sich noch verzögerte, so

*) Ein ähnlicher Aufsatz in einem americanischen englischen Pamphlet vom Jahre 1769. gab die Veranlassung zu diesem Stücke. Ich arbeitete ihn um, so wie er mir sich für den deutschen Horizont mehr zu schicken schien; ließ viele Sprüchwörter weg; und sezte andere hinzu; und so ward dieser Aufsatz im Hannoverschen Magazin im Jahre 1771 zuerst abgedruckt. Einige Jahre nachher erfuhr ich, daß der englische Aufsatz von Franklin sey. Noch mehrere Jahre nachher, ist dieser deutsche Aufsatz, von zween unserer vaterländischen nicht unberühmten Autoren, deren Namen auf Verlangen, bekannt gemacht werden können, nur mit Veränderung weniger Worte, unter ihre eigenen Aufsätze gestellet worden, ohne die Quelle anzuzeigen.

so begonnen sie unterdessen zu sprechen, von den schlechten Zeiten, von dem Geldmangel und von den Auflagen. Jochen Lünborg ein ansehnlicher Deutschmann, sagte zu einem andern schlecht aber reinlich gekleideten Manne mit greisen Haaren: aber Bruder Jacob, was denkst Du denn von den Zeiten? Die schweren Auflagen, werden die nicht das Land verderben? Sind wir wohl im Stande sie zu bezahlen? Was meynst du so wohl davon? — Gevatter Jacob stand auf und sprach: ich will Euch, meine guten Brüder, meine Meynung wohl sagen, wenn Ihr sie wissen wollt. Das Ding ist weitläuftig, aber ich will es kurz machen, so kurz als möglich, Ein Wort ist dem Weisen genug, und dem Verständigen ist gut predigen. — Die Gesellschaft bat ihn, seine Meynung zu sagen als ein Biedermann, setzte sich um ihn her, man stopfte die Tabackspfeifen voll, und Gevatter Jacob hub folgendergestalt an.

Die Auflagen, meine lieben Brüder, sind fürwahr schwer genug, aber wenn die, welche die Regierung gemacht hat, die einzigen wären, welche wir zu bezahlen haben, so könnten wir noch leicht dabey blei-

ben. Aber wir müssen viele andre Abgaben tragen, die manchem und den meisten unter uns weit schwerer sind. Eine doppelte Auflage auf uns macht unsere Faulheit; eine dreyfache unser Stolz; eine vierfache unsre Narrheit; und von den Einnehmern dieser schwe ren Abgaben ist nicht die geringste Remißion zu erwar ten. Deswegen laßt uns aufmerken auf guten Rath, so kann uns noch geholfen werden. Das Glück hilft denen die sich selber helfen; so steht im Calender.

Man würde es für eine sehr harte Regierung halten, wenn sie das Volk zwingen wollte, den zehn ten Theil seiner Zeit in ihrem Dienste zuzubringen. Aber die Faulheit nimmt manchem von uns mehr Zeit ab. Faulheit bringt Krankheit und verkürzt das Leben. Faulheit, gleicht dem Roste, verzehrt mehr als Arbeit, und ein gebrauchter Schlüssel ist immer blank. Wenn du das Leben liebst, so verschwende die Zeit nicht, denn aus Zeit besteht das Leben; wie der Ca lender sagt. — Wieviel mehr Zeit als nöthig ist, ver schwenden wir nicht durch den Schlaf, und vergessen immer, daß ein schlafender Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir im Grabe noch Zeit zu schlafen genug haben.

haben. Wenn die Zeit von allen Dingen das kostbarste ist, so ist das Zeitverderben die allerschändlichste Verschwendung; wie der Calender sagt: und ferner; verlohrne Zeit findet man niemals wieder, und was wir nennen Zeit genug, heißt verdolmetscht, zu wenig Zeit. So laßt uns denn früh auf seyn, und arbeiten, und das arbeiten was wir zu thun haben; so werden wir mehr thun und alles besser machen. Trägheit macht alles Ding schwer, und Munterkeit alles Ding leicht. Der welcher spät aufsteht, muß den ganzen Tag laufen, und ist am Abend doch noch nicht am Ziel. Trägheit geht langsam voran, und Armuth geht geschwind hinterher. Treib du dein Geschäft, und laß dich nicht von deinem Geschäfte treiben:

Früh zu Bett, und früh wieder auf,
Macht weis' und gesund, und reich in den Kauf.

Das ewige Wünschen und Hoffen beßrer Zeiten, zeigt unsre Faulheit an. Wir können die Zeiten selbst beßser machen, wenn wir uns besser regen. Im Calender steht: der Fleiß setzt sich nicht hin und wünscht; der welcher von Hofnung lebt, stirbt am Fasten; kein Gewinn ohne Mühe; Lotterieloose sind Eingangszettel

ins Hospital; wer Land hat, muß eine Hand haben; wer ein Gewerbe hat, hat ein Gut; und wer einen Beruf hat, hat ein Amt das ihm Geld und Ehre bringen kann. Aber das Land muß fleißig bearbeitet, das Gewerbe betrieben, und der Beruf besorgt werden; sonst wird uns weder das Land, noch das Gewerbe, noch der Beruf in den Stand setzen, die Abgaben zu entrichten. — Ein fleißiger Mann stirbt niemals Hungers, denn dem Fleißigen guckt der Hunger wohl ins Fenster, kömmt aber nicht in die Hausthür. Fleiß ist der Vater des Glücks, und Gott giebt alle Dinge dem Fleißigen;

Als der Lungerer schlief,
Pflügt der Fleißige tief,
Und hatte Korn als der Käufer rief.

Laßt uns also, meine lieben Brüder, heute arbeiten, denn wir wissen nicht was uns Morgen daran verhindert. Ein Heute ist besser als zwey Morgen; sagt der Kalender, und ferner: thue das nie morgen was du heute thun kannst. — Wenn ihr Bediente wärt, würdet ihr euch nicht schämen, wenn euer guter Herr, euch ganz müßig gehn ließe? Ihr seyd aber eure eigne Herrn;

Herrn; — schämt euch, wenn ihr euch selbst wollt müßig gehn lassen, da so viel für euch, eure Familie, euer Vaterland und euren König zu thun ist. Faßt nicht euer Handwerkszeug mit spitzen Fingern an, und bedenkt, daß die Katze, welche Handschuhe an hat, keine Mause fangt. Wenn ihr auch gleich viel zu thun und weiche Hände habt, so geht doch nur oft und muthig daran, und ihr werdet große Würkung davon sehn. Der Tropfenfall, sagt der Calender, höhlt endlich den härtesten Stein aus; durch Fleiß und Geduld kann die Maus ein Schiffstau zerbeißen; und auch durch kleine Streiche, fällt die große Eiche.

Mich dünkt, daß ich einige von Euch sagen höre, aber muß der Mensch denn keine Erholungsstunden haben? — Darauf will ich Euch sagen, meine lieben Brüder, wie der Calender spricht: — Wende die Zeit wohl an, so gewinnst du Muße, und da du keine Minute gewiß hast, so sey kein Narr und wirf eine ganze Stunde weg. Erholungsstunden sind die Zeit, etwas Nützlichangenehmes zu thun, diese Erholungsstunden gewinnt der fleißige Mann, der faule aber niemals. Ein Leben voll Muße, und ein Leben voll Faulheit

sind

sind zwey sehr verschiedene Dinge. Einige wollen ohne Arbeit allein von ihrem Witze leben, aber sie machen Banquerotte, weil es ihnen an Capital fehlt, indem wahrer Fleiß hingegen, Muth und Vermögen und Ansehn giebt. Fliehe die Vergnügungen, sie werden dir nachlaufen wenn du sie fliehst, und dich fliehen wenn du ihnen nachläufst. Ein fleißiger Spinner hat ein langes Hemd, und nun da ich ein Schaaf und eine Kuh habe, bietet mir ein jeder den guten Tag.

Allein bey unserm Fleiße müssen wir auch gesetzt, beständig, und aufmerksam seyn, das Unsrige mit eignen Augen zu übersehn, und uns nicht auf andre zu verlassen. Ein Stein, der oft hin und her gewälzt wird, begraset nicht. Und ferner; drey Veränderungen seines Wohnsitzes, sind so gut als Eine Feuersbrunst. Und ferner; behalte deinen Laden, so wird dein Laden dich behalten. Und ferner; wenn du dein Geschäft willt ausgerichtet haben, so thue es selbst, wo nicht, so schicke Jemand anders. Und ferner;

Wer bey dem Pflüge reich will bleiben,
Muß selbst entweder fahren oder treiben.

Des Herrn Auge hilft mehr als seine beyden Hände.

Sorg-

Sorglosigkeit ist gefährlicher als Unwissenheit. In den Dingen dieser Welt werden die Menschen glückselig, nicht durch den Glauben, sondern durch den Mangel desselben. Eine kleine Nachläßigkeit bringt oft ein großes Unglück; weil ein Hufnagel fehlte, ward das Hufeisen verlohren; durch Verlust des Hufeisens gieng das Pferd verlohren; und durch Verlust des Pferdes, gieng der Reuter verlohren; er ward ergriffen und erschlagen von den Feinden, weil er nicht vor den Hufnagel gesorgt.

So viel, meine guten Brüder, von dem Fleiße, und der Aufmerksamkeit auf die Geschäfte. Wir müssen aber zu dieser noch die Sparsamkeit hinzufügen, wenn unser Fleiß recht glücklichen Erfolg haben soll. Man kann, wenn man die Kunst zu sparen nicht versteht, die Nase Tag und Nacht über seine Arbeit haben, und doch als ein Bettler sterben. Eine fette Küche macht einen magern Beutel. Der Calender sagt:

Weil die Weiber vergaßen das Spinnen und Knütten;
Die Männer beym Wein über Staatssachen stritten,

Sind

Sind manche von Haus und Hof geschritten. Wenn ihr wollt reich werden; so denkt eben so sehr auf das Sparen, als auf das Gewinnen. Durch ganz Indien ist Spanien nicht reich worden, weil es mehr ausgab als einnahm.

Fort also mit unsern geldfressenden Marrheiten! so werden wir keine Ursache mehr haben, uns über die schlimmen Zeiten, die schweren Abgaben, und zahlreichen Familien zu beklagen:

Weiber und Wein, und Spiel und Betrug,
Machen des Geldes wenig, des Mangels genug.

Und ferner; Eine Marrheit kostet mehr zu erhalten als zwey Kinder. Ihr denkt vielleicht, daß ein bischen Thee und Kaffe, ein bischen Wein, ein bischen bessere Gerichte, ein wenig prächtigere Kleider, und ein kleines Tractement dann und wann, nicht viel bringen können; aber der Calender sagt: aus kleinen Körnern entsteht ein Berg; ein kleines Loch versenkt ein großes Schiff; und ferner; wer Leckerbissen zu sehr liebt, kann einst das grobe Brodt nicht haben; und weiter; die Narren machen Sauereyen, und die Weisen essen darauf.

Hier

Hier seyd ihr nun alle, meine lieben Brüder, auf dieser Auction, um allerhand ausländische Galanterie-waaren und Tändeleyen einzukaufen. Ihr seyd eben wie eure Weiber, verliebt in das Ausländische, weil es oft ein bischen besser prunkt und prahlt, oder Ihr müßt Euch einen Weibern zu Gefallen stellen, als wenn ihr darin verliebt seyd. Beydes schickt sich nicht für Männer. — Ihr erwartet daß die Sachen wohlfeil sollen verkauft werden, und vielleicht geschiehet das. Allein, wenn sie Euch nicht würklich nothwendig sind, so sind sie für Euch allemal theuer. Bedenkt was der Calender sagt: Kaufe das was du nicht brauchst, so wirst du bald das verkaufen müssen was du brauchst. Und ferner: bedenke dich immer ein wenig, ehe du einen Pfennig ausgiebst. Der Calendermacher glaubt, daß die Wohlfeilheit nur scheinbar und nicht würklich ist; denn an einem andern Orte sagt er: viele sind arm worden, dadurch, daß sie vieles um ein Spottgeld eingekauft haben.

Es ist thörigt sich für Geld Reue einzukaufen, und doch geschieht dieses auf den Auctionen täglich, weil man nicht an den Calender denkt. Manche tra-

gen

gen Gold auf dem Kleide, und haben nichts im Beutel, und kaufen Blonden, anſtatt daß ſie Hemder kaufen ſollten. Sammt und Seide können das Feuer in der Küche auslöſchen. Dieſes ſind nicht die Bedürfniſſe des Lebens, kaum die Bequemlichkeiten deſſelben; bloß weil ſie hübſch in die Augen fallen, wünſcht ihr ſie zu beſitzen. Durch dieſe und andre Thorheiten werden manche Vornehme nahe an den Bettelſtab gebracht, und gezwungen von denen zu borgen, welche ſie vordem verachteten, welche ſich aber durch Fleiß und Sparſamkeit aufrecht erhalten haben; und in dieſen Fällen iſt es doch wahr, daß der Pflugtreiber auf den Füßen höher iſt, als der Edelmann auf den Knien. Vielleicht hatten jene etwas Vermögen, und wußten es nicht alle zu kriegen; ſie dachten; es iſt Tag und wird niemals Nacht werden; immer ein wenig davon genommen, beträgt nicht viel. Aber hört was der Calender ſagt:

Immer heraus, Nimmer hinein,
Werdet ihr bald am Boden ſeyn.

Und ferner: wenn der Brunnen trocken iſt, ſo weiß man erſt den Werth des Waſſers. — Alles dieſes aber würden

würden sie vorher gewußt haben, wenn sie bedacht hätten, daß kein besser Mittel ist, den Werth des Geldes kennen zu lernen, als genöthigt zu seyn es zu borgen. Borgen macht Sorgen; und das ist von beyden wahr, von dem der leiht, und auslehnt. Der Calender sagt ferner; Liebe zur Kleiderpracht liegt als ein Fluch auf den Menschen; ehe man seine Neigung fragt, sollte man seinen Beutel fragen; Stolz auf Kleider ist die unverschämteste Bettelley. Wenn ihr Ein Galanteriestück gekauft habt, und tragt, so müßt ihr zehn andere kaufen, und tragen, damit eins gegen das andere nicht absteche. — Aber was sagt der Calender? — Es ist leichter die erste Begierde zu unterdrücken, als allen folgenden Genüge zu leisten. Es ist eben so große Narrheit von dem Armen, dem Reichen nachäffen zu wollen, als es von dem Frosche war, als er so groß werden wollte wie der Ochs.

Große Schiffe können in See treiben,
Die Böte müssen am Ufer bleiben.

Alle diese Thorheiten werden sehr schnell gestraft. Der Stolz ißt zu Mittage mit der Pracht, und zu Abend mit der Verachtung. — Und mit alle dem, wenn wir

nur ein bischen vernünftig das Ding ansehn, wozu ist denn auf der Welt irgend die alberne Kleiderpracht nütze, um die wir doch so viel wagen, so viel leiden? Sie kann weder die Gesundheit erhalten, noch die Krankheit lindern, sie vermehrt das Verdienst eines Menschen im geringsten nicht, sondern macht ihm Neider und Feinde, und beschleunigt sein Unglück.

Welche Tollheit ist es nicht, uns durch so überflüssige Dinge in Schulden zu stürzen! Die Bedingungen bey dieser Auction sind, daß wir sechs Monate Credit erhalten. Das hat gewiß nicht wenige hergezogen. Eure Weiber oder Kinder die Ihr zu Narren erzieht, haben Euch vorgestellt, daß hier ohne baares Geld schöne Sachen zu haben wären, und Ihr seyd so einfältig, oder zur Unzeit liebreich gewesen, das zu glauben. — Aber bedenkt was Ihr thut, wenn Ihr Schulden macht; Ihr gebt einem andern Gewalt und Macht über Eure Freyheit. Wenn Ihr zur gesetzten Zeit nicht bezahlen könnt, so werdet Ihr Euch schämen eurem Gläubiger anzusehn, Euch fürchten, wenn Ihr mit ihm sprecht, armselige kriechende Entschuldigungen vorbringen, allmählig Eure ehrliche Wahrheitsliebe ver-

verlieren, und zuletzt in die niederträchtigsten Lügen verfallen. Das erste Laster ist Schuldenmachen, das zweyte Lügen. — Der Calendermacher sagt: Lügen sitzt den Schulden auf der Schulter. Ein freygeborner schuldenfreyer Mann aber, darf sich vor keinem lebendigen Menschen auf dem Erdboden scheuen oder fürchten. Aber die Armuth benimmt oft einem Menschen allen Muth und Geist. Ein lediger Sack kann schwerlich aufrecht stehn. — Was würdet Ihr von einem Landesherrn, oder von einer Regierung denken, welche eine Verordnung machten, darin einem freyen Manne bey Strafe des Gefängnisses, oder Verlusts der Freyheit verboten würde, sich wie es ihm am artigsten scheint, zu kleiden? Würdet Ihr nicht sagen, daß Ihr frey wäret, daß Ihr ein Recht hättet Euch zu kleiden wie es Euch gut dünke; daß eine solche Verordnung Eure Gerechtsame beeinträchtige, und daß die Regierung despotisch handeln wolle? — Aber unter das Joch einer solchen Tyranney begebt Ihr Euch freywillig, wenn Ihr wegen des albernen Putzes Schulden macht. — Euer Gläubiger hat die Macht, nach seinem Gefallen, Euch Eurer Freyheit zu berauben,

Euch in den Schuldthurm zu sperren, wenn Ihr nicht im Stande seyd ihm eure ausgestellten Wechsel zu bezahlen. Wenn Ihr Euren Kauf geschlossen habt, so denkt Ihr vielleicht wenig an die Bezahlung; aber die Gläubiger haben ein besseres Gedächtniß als die Schuldner:

Gläubiger sind abergläubig,

Merken auf Tag und Stunden fleißig.

Der Zahlungstag kommt heran ehe Ihr es meynt; und die Schuld wird eingefordert, ehe Ihr im Stande seyd, sie abzutragen. Wenn Ihr auch gleich selbst daran denkt; so wird doch der Termin der erst so weit hinaus zu seyn schien, immer näher heran rücken, und Euch zuletzt überfallen. Es wird Euch vorkommen, als wenn die Zeit auch an den Füßen Flügel hätte. Diejenigen haben kurze Fastenzeit, welche auf Ostern Geld zu bezahlen schuldig sind.

Einige von Euch glauben vielleicht, daß sie in guten Umständen stehn, und eine kleine Ausschweifung ohne Schaden ertragen können; allein

Aufs Alter und Mangel man sparen mag,

Die Morgensonne scheint selten den ganzen Tag.

Die

Die Einnahme iſt unbeſtändig und ungewiß, aber die Ausgabe beſtändig und gewiß. Es iſt leichter zween Oefen zu bauen, als Einen zu heizen. Alſo

Beſſer ohne Abendbrodt ſchlafen gehn,
Als in Schulden aufſtehn.

Erwerbt was ihr könnt, und was ihr erworben habt behaltet, das iſt der Stein der Weiſen, der alle euer Bley in Gold verwandeln wird. Wenn Ihr dieſen Stein gefunden habt, der zugleich die Univerſalmedicin gegen alle eure Narrheit giebt, ſo werdet ihr nicht mehr über die ſchlechten Zeiten, noch über die ſchweren Abgaben euch beklagen.

Dieſe Lehre, meine lieben Brüder, iſt Vernunft und Weisheit, und unſre guten Vorfahren in England und Deutſchland, haben ſie in Sprichwörter eingekleidet, damit Jedermann ſie faſſen und behalten könne. Dieſer Schatz iſt mit uns nach America kommen, und ſoll auch bey uns verbleiben, zu welchem Ende wir unter uns keine ſolche Gelehrte dulden wollen, welche vorgeben, daß ſie zu unſerm Beſten arbeiten, und doch in Ausdrücken ſprechen die das Volk weder faſſen noch behalten kann.

Bey alle dem aber glaubt nicht, daß es mit eurem Fleiße, eurer Sparsamkeit, und eurer Klugheit allein genug sey. Alle diese Dinge sind vortreflich, aber nicht ohne den Segen Gottes. Darum aber müßt ihr fleißig beten, und barmherzig und mildthätig gegen die unglücklichen Armen seyn. Gedenkt an den Hiob, er ward auch arm, aber hernach sehr reich.

Und nun zum Beschluß! Die Erfahrung hält eine theure Schule, aber Narren wollen in keiner andern lernen, und kaum einmal darin. Denn es ist wahr, was der Calender sagt; man kann wohl guten Rath geben, aber die Ausführung kann man nicht geben. Ich habe Euch, meine guten Brüder, meinen guten Rath frenmüthig und deutlich gegeben, wenn Ihr ihm folgt, und nachmals noch über schlechte Zeiten, und schwere Abgaben zu klagen Ursache habt, so habt Ihr Recht dazu; wenn Ihr aber meinen Rath nicht annehmt, so wird jeder Vernünftiger glauben, daß die Klagen über schlimme Zeiten und schwere Auflagen, weiter nichts sind, als Klagen über Eure eigne Faulheit, Liederlichkeit und Narrheit. —

So

So endigte der alte Biedermann seine Rede. Das Volk hörte aufmerksam zu, billigte seine Grundsätze, und that das Gegentheil, gerade als wenn es in einer ordentlichen Predigt gewesen wäre. Die Auction gieng an, und die entbehrlichsten Waaren wurden am meisten in die Höhe getrieben.

Philadelphia. Joh. Pet. Celler,
deutscher Calendermacher.

V.

Rede des Mandarins Kiang-tſe, an die Landleute ſeiner Provinz. *)

Dieſer Tag, meine Freunde, an dem ich, nach der weiſen Einrichtung unſrer Vorfahren, die Verſammlung der würdigſten Ackerleute meiner Provinz um mich ſehe, die von mir Belehrung, Erinnerung und Aufmunterung zur Ausübung ihrer Pflichten, mit der edelſten Wißbegierde erwarten, um ſie ihren Brüdern, Weibern und Kindern nachmals wieder mittheilen, und

*) Es iſt in China gebräuchlich, daß die Mandarinen des Ackerbaues, bey gewiſſen feyerlichen Gelegenheiten, z. E. bey dem Ackerfeſte, oder bey dem Anfange eines neuen Jahrs, öffentliche Reden an die Verſammlung der älteſten und würdigſten unter den Landleuten halten, ihnen darin im Namen des Kayſers die verdienten Lobſprüche für ihren Fleiß ertheilen, und ſie zur fernern freudigen Ausübung ihrer Pflichten, von denen ſie an die wichtigſten erinnert werden, freundſchaftlich aufmuntern. Dieſes iſt die Dichtung der Situation des Redners.

und Wohlstand und Glückseligkeit über die Bewohner der Dörfer verbreiten zu können, wird mir bey jedem neuen Abschnitte unsrer Zeitrechnung immer desto wichtiger und feyerlicher, je lebhafter die Erfahrung mein graues Alter von der Wahrheit überzeugt, daß das Wohlseyn und die Glückseligkeit des Standes der Ackerleute, der vornehmste, ja in gewissem Betrachte, der einzige Grund der wahren Glückseligkeit aller übrigen Stände, und unsers ganzen Reichs sey. Ich würde Unrecht thun, wenn ich Euch, Ihr würdigen Hausväter unter den Ackerleuten, diese Wahrheit von der Wichtigkeit eures Standes verheelen wollte. Nein, mit der stärksten Ueberzeugung wiederhohle ich es Euch, daß Ihr diejenigen seyd, von denen die Erhaltung, die Stärke, und der Reichthum des Landes, hauptsächlich abhängt.

Ihr wißt aber auch, daß je wichtiger der Stand eines Menschen ist, desto treuer und genauer er in der Ausübung seiner Pflichten seyn müsse. Der Zustand in den ihr gesetzt seyd, bedarf nicht der Ausübung sehr vieler, sondern nur der treuen Ausübung weniger Pflichten. Ihr wünscht glücklich zu seyn, ihr

verdient es zu seyn, und ihr seyd es, oder es hängt nur von Euch, von jener treuen Ausübung der Pflichten ab, es zu werden. Alles was die väterlichste wachsamste Sorgfalt und Güte für euer Bestes und für eure Glückseligkeit thun kann, das wird gethan; Unterstützungen und Belohnungen bey jedem Ackerfeste, helfen Euch eure nützlichen Anschläge ausführen, oder beweisen Euch den Beyfall dessen für den jedes Herz in seinen weiten Reichen voll Ehrfurcht und Liebe schlägt; die gelindeste gnädigste Beherrschung läßt unter ihren gütigen Einflüssen, jede Bemühung des Fleisses jederzeit zum Vortheile dessen der ihn ausübt aufkeimen, und vertauscht oft bey Vorschlägen zur Verbesserung eures Zustandes, das Recht zu gebieten, mit den Ermahnungen eines Vaters, dem das Wohl seiner Kinder am Herzen liegt. Ihr erkennt eure Glückseligkeit in diesem Stücke. — Die Thränen der Dankbarkeit die ich in euren Augen bemerke, beweisen mir wie sehr ihr davon überzeugt seyd. — Allein alles ist umsonst, wenn ihr selbst nichts für euch thun wollt. Gedoppelt aber werden die Vortheile für eure eigne Glückseligkeit seyn, wenn ihr der väterlichen Gnade

unsers Beherrschers des Vielgeliebten, und den ruhmvollen Bemühungen seiner obersten Mandarinen, emsig die Hand bietet und mit edler Kühnheit es wagt, euren Zustand verbessern zu wollen.

Ich will Euch jetzt an einige von den Vorurtheilen die ihr wegräumen, und an einige der wichtigsten von den Pflichten die ihr ausüben müßt, wenn ihr zu dieser Glückseligkeit gelangen wollt, erinnern. Mein Eifer für euer Bestes, meine Freunde, sey dabey allein der Schmuck meiner Rede. Wenn Ihr mich verstehet, wenn Ihr mir glaubt, wenn nur einige von Euch sich entschließen mir zu folgen; so werde ich mich dünken gut geredet zu haben.

Einige von Euch, meine Freunde, besitzen Aecker, die bereits entweder durch ihre natürliche Fruchtbarkeit, oder durch die Arbeit und den Schweiß eurer Vorältern, sich in so gutem Zustande befinden, daß sie Euch alles was ihr bedürft, reichlich und in solchem Ueberflusse gewähren, daß ihr einen Theil derselben an eure Mitbürger in den Städten, gegen andre Dinge die zur Bequemlichkeit des Lebens gereichen, vertauschen könnt. Andern sind Felder zu Theil worden, deren

Boden

Boden weder die Natur noch der Fleiß der Vorfahren, in so glückliche Umstände gesetzt hat, und die jetzt von euren Händen eine Verbesserung erwarten, welche Euch selbst und eure Nachkommen reicher und glücklicher machen muß. Ihr alle aber, bewohnt ein Land, daß eines Grades der Fruchtbarkeit und des Reichthums fähig ist, der Euch und eure Weiber und Kinder auch bey einer großen Vermehrung, reichlich und im Wohlstande erhalten kann. Allein der Erdboden ist geitzig mit seinen Schätzen, gegen alle die mit ihrer Arbeit gegen ihn sparsam sind. Es würde ungegründet seyn, wenn man dem größten Theile von Euch den Vorwurf machen wollte, daß Ihr eurer Arme zu sehr geschont. Nein, ich bin vom Gegentheil überzeugt. Aber Ihr wißt auch, daß nicht die harte Arbeit allein, alle die gewünschte gute Würkung hervorbringe, sondern daß nur die Arbeit die mit Verstand und Ueberlegung unternommen wird, uns am sichersten und leichtsten zu dem Zwecke führe. Um eine Arbeit mit Ueberlegung anstellen zu können muß man Kenntnisse besitzen. Die unentbehrlichsten von diesen Kenntnissen werdet ihr erlangen können, wenn ihr gelehrig seyd, Lust zum Nach-

sin-

sinnen bezeigt, und ein gewisses Mißtrauen, das überhaupt eurem Herzen keine Ehre macht, und vorzüglich gegen die sich äußert, deren Pflicht es ist, Euch das Beste zu rathen, fahren lassen wollt. Versuche die sich weiter erstrecken als auf euer eignes Land, könnt ihr nicht machen, und müßt ihr nicht machen. Es ist auch kein Vorwurf für Niemanden, wenn er gar keine Versuche macht. Allein, wenn ihr den Versuchen die von andern glaubwürdigen Mitbürgern eurer Provinz gemacht, durch viele Erfahrung bewährt, und für die Beschaffenheit eures Bodens passend befunden sind, nicht folgen wollt, oft aus bloßem Eigensinn, aus ungegründeten Vorurtheilen, aus bösem Mißtrauen, oder auch deswegen weil ihr es von Jugend auf nicht gewohnt seyd, nicht folgen wollt; wenn ihr zuweilen sogar alles anwendet um ihre guten Würkungen zu hintertreiben; könnt ihr da begehren, daß man euren Klagen leicht Gehör geben solle? wird man da nicht durch Euch selbst gezwungen zu glauben, daß ihr nicht glücklicher werden wollt, indem ihr alles was nur vorgenommen werden kann, um euren Zustand zu verbessern, mit Unwillen und gemeiniglich ohne eure Gegengründe und

Be-

Bedenklichkeiten anzugeben, von euch stoßt? Ich weiß, Ihr versammleten Väter der Ackerleute, daß jedem von Euch, hier Beyspiele einfallen werden, die in den Dorfschaften leider nur allzu einheimisch sind. Ihr, meine Freunde, die Ihr hier gegenwärtig seyd, Ihr habe den Verstand die Wahrheit dessen was ich gesagt habe einzusehn, Ihr habt Ansehn und Liebe bey euren Miteinwohnern, eure Verdienste haben Euch bereits einen Platz in dieser feyerlichen Versammlung der würdigsten Leute aus der Provinz erworben, an Euch wende ich mich, Euch bitte ich in des Vaterlandes Nahmen, im Nahmen unsers theuersten Beherschers, um eurer eignen Glückseligkeit willen bitte ich euch, helft alle diese Vorurtheile, alle diese Hindernisse des größern Wohlstandes auf ewig aus unsern Dörfern verbannen, und die vernünftige und überlegte Arbeitsamkeit, durch euer Zureden, noch mehr aber, durch euer Beyspiel befördern.

Wir werden zwar diese Verbesserung des Herzens und des Willens unsrer lieben Landleute schwerlich erleben. Die lange Gewohnheit ist zur andern Natur geworden, und die Natur läßt sich so leicht nicht ändern.

Um

Um deſtomehr ſeyd deswegen, wenn Ihr Euch Verdienſte erwerben wollt, für die Erziehung eurer Kinder, die nach uns in dieſem Lande glücklich ſeyn, und uns ihre gröſte Glückſeligkeit zu verdanken haben ſollen, beſorgt. Sie ſind zu einer Arbeit beſtimmt, die einen geſunden ſtarken und dauerhaften Körper erfordert. Der Körper wird eben ſo wie die Seele, vornemlich durch die Erziehung in den erſten Jahren, zu dem gebildet und fähig gemacht, wozu er nachmals Luſt und Kräfte haben ſoll. In dem was dieſe Erziehung des Körpers betrift, ſeyd ihr, meine Freunde, gröſtentheils auf einem beſſern Wege als die meiſten Bewohner der Städte. Wenn Euch im Frühlinge eure Arbeit auf das Feld ruft, und eure fleißigen Weiber den lächelnden Säugling ins Gras legen, wo er die Stärke ſeiner Beine und Hände allmählig verſucht und gebrauchen lernt; indem Ihr den jungen muthigen Knaben in der heitern Kälte eines Wintermorgens mit Euch in die Stadt oder in den Wald nehmt, und ſein lockigtes Haar ſo bereift iſt, als der Bart ſeines Vaters; indem ihr ſeiner natürlichen Neigung, weder Kälte noch Hitze, weder Sturm noch Regen zu ſcheuen, mit ſeinen Geſpielen

spielen in die Wette zu laufen, zu springen, Bäume zu erklettern, zu baden, zu schwimmen, ihren Lauf laße; indem ihr dem erwachsenen Sohne die Sorgfalt für die Heerde, für den Garten, und für andre häusliche Geschäfte welche Arbeit des Körpers erfordern, anvertraut, und eure Kinder überhaupt mit schlechter aber gesunder und reichlicher Kost ernährt, und ihre Körper nicht durch zu viele warme Kleider verzärtelt und zu Krankheiten geneigt macht; indem ihr dieses thut, sage ich, beobachtet ihr die meisten und wichtigsten von den Regeln, welche die gesunde Vernunft, und die Natur selbst denen Aeltern vorschreibt, welche ihren Kindern einen gesunden und dauerhaften Körper, ein Glück das unendlich mehr werth ist als alle Schätze der Erden, verschaffen wollen. Wie lebhaft müßt Ihr Euch freuen, wenn Ihr eure blühenden starken Kinder mit den verzärtelten Puppen der Städte vergleicht! Hier sehr ihr auf das deutlichste, wie glückliche Folgen es habe, wenn man den Regeln der Vernunft und Natur gehorcht.

Die frühe Arbeit aber schwächt und erschöpft den Körper der Kinder ohnfehlbar, wenn sie den Kräften

des

desselben nicht angemessen, sondern zu schwer für ihn. Starke Getränke, vorzüglich der Brandtewein, ersetzen die verlohrnen Kräfte niemals. Samsu. *) wenn er mäßig getrunken wird, ist dem völlig erwachsenen Landmanne nicht sehr schädlich, aber ein wahres Gift ist er seinen Kindern und der Jugend überhaupt. Den Greisen unter Euch, meine Freunde, ist es noch bekannt, wie eine unsrer reichsten Dorfschaften, viel ihrer besten Jugend durch **Auszehrung** und **Schwachheiten** verlor, weil man den Kindern zur **vermeynten Stärkung** der **Kräfte**, von den ersten Jahren an, Brandtewein gegeben. Die weinenden Aeltern, die aus Unwissenheit, unschuldig die Mörder ihrer eignen Kinder wurden, suchten ein Mittel gegen die Abnahme der Kräfte in dem Uebel selbst, davon sie veranlaßt worden, und der Tod, oder was noch schlimmer ist, eine auf immer verderbte Gesundheit waren die Folgen ihrer Vorurtheile. Vergebens sagte ein verständiger Arzt ihnen die wahre Ursache der Krankheit; vergebens sagten es ihnen die **Tugendlehrer** ihres Orts.

*) Eine Art von Brandtewein in China.

Orts. Ihre Ermahnungen und Bitten waren umsonst, sie glaubten ihrem eignen Wahne und den Lügen eines elenden Quacksalbers, dem keiner von ihnen sein schlechtestes Stück Vieh in die Cur gegeben hätte, mehr als den rechtschaffensten Leuten, die von Jugend auf sich der wahren Weisheit in Heilung der Krankheiten beflissen, und deren Pflicht es war, in diesem Stücke für ihre Glückseligkeit zu wachen. Endlich ward die Obrigkeit gezwungen, die Freyheit dieser Leute, die einen so üblen Gebrauch davon machten, auf das genaueste einzuschränken. Es ward bey schwerer Strafe verboten, den Kindern Brandtewein zu geben. Die Krankheiten hörten auf, und nun fiengen einige von den klügsten an, einzusehn, daß sie doch wohl unrecht geurtheilt haben könnten. — Ich habe Euch, meine Freunde, dieses Exempel so weitläuftig erzehlt, weil mir die Sache sehr am Herzen liegt, weil ihr verständig seyd und Euch durch traurige Beyspiele für ähnlichen Schaden hüten lernt.

Es ist oben gesagt worden, daß nicht die harte Arbeit allein, sondern eine mit Ueberlegung und Nachsinnen unternommene Arbeit, den Wohlstand der Leute

Landmanns beförderе. Es würde also nicht genug seyn, wenn Ihr eure Kinder nur bloß geschickt machen wolltet, eine schwere Arbeit ertragen zu können. Nein, Ihr müßt sie auch zu einigem Nachsinnen und zur Ueberlegung geschickt zu machen suchen, wenn sie recht glücklich werden sollen. Viel Kopfbrechens bedarf es da nicht. Nur so viel, damit sie von dem was sie nachmals bey ihrem Ackerbaue thun oder nicht thun wollen, einige Ursachen, einige Gründe anzugeben, oder die ihnen angeführten zu begreifen und zu beurtheilen wissen. Wären die Aeltern in dem angeführten Dorfe zu einiger Ueberlegung geschickt gewesen, oder hätten sie Lust dazu gehabt, gewiß sie hätten nicht so viel ihrer Kinder verlohren; hätten eure Vorältern mit Nachsinnen zu arbeiten gewußt, gewiß die Aecker vieler von Euch, würden jetzt fruchtbarer und besser geartet seyn; wären die jetztlebenden Einwohner eurer Dörfer zu einigem Nachsinnen gewöhnt worden, gewiß es würde schon weit mehr gutes ausgerichtet seyn, und mancher von Euch, würde schon ein eignes Stück Landes mit fleißiger Hand bearbeiten, das er jetzt liegen läßt, weil mehrere das Miteigenthum daran

haben, und das am Ende alle, wenig genutzt liegen lassen, weil keiner für den andern seinen Fleiß anwenden will, oder kann, wenn er auch wollte.

Ich will vor diesesmal mich nur darauf einschränken, wie die Kinder durch die Anführung, den Unterricht und die Erfahrung der Aeltern gewöhnt werden, mit Nachsinnen, Ueberlegung und Munterkeit arbeitsam, wie Menschen, nicht wie die Thiere, arbeitsam zu seyn. Der Unterricht von den in den Dorfschaften bestellten Lehrern der Tugend, bedarf noch großer Verbesserungen, und vielleicht — mit wie großer Freude sage ich euch dieses! — vielleicht ist der erwünschte Zeitpunkt nicht weit mehr, wo die wichtigsten von den vielen vorgeschlagenen Verbesserungen ins Werk gerichtet werden. —

Ein Vater, der den rühmlichen Entschluß hat, wackere und brave Bauern aus seinen Kindern zu ziehn, muß vorzüglich darauf bedacht seyn, daß er denselben zuvörderst alle Kenntnisse von wirthschaftlichen Dingen die er nur selbst hat, frühzeitig beibringe, und ihnen das, was er aus seiner längern Erfahrung weiß, treulich erzehle. Dieses kann ein jeder. Die Wenigsten wissen

zwar

zwar die Ursachen, warum man in gewissen Fällen so und nicht anders verfahren müsse; allein Alle haben so viel Gedächtniß, daß sie wissen, was die Folgen davon gewesen sind, wenn sie diesen Acker auf diese Art, jenen auf eine andre Art bestellt haben. Soll nun der Vater warten, bis sein Sohn die Bestellung auf eben die langsame Art durch Erfahrung lernt, oder soll er nicht vielmehr seine Erfahrung dem Sohne frühzeitig mittheilen? Ihr, meine Freunde, werdet auf diese Frage leicht antworten, und leicht einsehen können, daß es wenn man weiter kommen will, nothwendig sey, daß nicht ein jeder wieder von vorne, sondern daß der letztere da anfange, wo der, der vor ihm gewesen, aufgehört hat. Solche Nachrichten von den Erfahrungen des Vaters, müssen dem Sohn angenehm seyn, weil er sie verstehn kann, und wichtig, weil sie seinen eignen Vortheil unmittelbar betreffen. Solche Erzählungen, sind zugleich das beste Mittel, die Kinder zum Nachsinnen zu gewöhnen, weil sie das was ihnen erzählt wird, vor Augen sehn, und zugleich mit ihrem Verstande begreifen können. Hieraus seht ihr, daß es möglich sey, daß Aeltern die selbst nicht zur Ueberle-

gung und zum Nachsinnen geschickt sind, dennoch bey ihren Kindern die Lust und die Anlage dazu hervorbringen können. Haben sie nur dieses erst; so ist schon viel gewonnen. Alsdenn könnte es von großem Nutzen seyn; wenn der erwachsene Sohn den Heerd seines Vaters und die Felder seines Dorfs, auf einige Jahre verließe, um etwa in einer andern Provinz seines Vaterlandes, oder oft auch nur einige Meilen von seinem Geburtsorte zu dienen und dadurch etwas neues zu sehn und zu lernen. Man hat nicht allenthalben eben dieselben Gewohnheiten. Von einem Gebrauche der an Einem Orte Vortheile stiftet, kann oft auch an einem andern, etwas sehr nützlich angewandt werden. Gesetzt, es hört ein Landmann, daß man an einem andern Orte das Feld anders als in seinem Dorfe bestelle, und dort reichern Erndten habe; daß man daselbst allerhand neue Gewächse baue, Obst und andre Bäume zu großem Vortheile der Einwohner anpflanze; wird ein Bauer da nicht sehr klug handeln, wenn er seinen lehrbegierigen Sohn dahin schickt, um dieses alles zu lernen, und seinen Hof nachmals dadurch zu verbessern? Der Vater könnte einen Sohn von dem Bauern aus

ei-

einem andern Dorfe zu sich nehmen, und den seinigen dafür dem Auswärtigen auf eine bestimmte Zeit überlassen. Aus solchen Reisen und Tauschen, würde noch der Vortheil entstehn, daß sie die von ihren Vorältern her ererbte Meynung ablegten, als wenn nur das, was sie von ihrem Vater, und dieser wieder von seinem Vater gesehn, nützlich und gut, das andre aber alles ohne Untersuchung zu verwerfen sey. Eben so gerne als diese Reisen, würde ich es sehn, wenn der Bauerssohn sich mit einem arbeitsamen Mädchen aus einer andern Provinz verheyrathete. Sie würde oft die Kenntniß von vielen guten wirthschaftlichen Dingen und Gebräuchen mitbringen, und sie als Verbesserungen in ihrem Hofe einführen.

Ihr alle meine Freunde, wißt die weisen Sittensprüche, unserer Nation. Nur an einen derselben, welcher bey der Erziehung der Jugend zur Arbeitsamkeit überhaupt, von dem größesten Nutzen ist, will ich Euch noch erinnern: Jung gewohnt, alt gethan. Diesen ewig wahren Satze zufolge, sucht eure Kinder von den frühsten Jahren an, zu gewöhnen, mit Mun-

terkeit arbeitsam zu seyn. Das meiste was die Kinder lernen, lernen sie aus Begierde, denen die älter und größer sind, nachzuahmen. Sie sind eure schärfsten Beobachter. Wie vielen Schaden müssen folglich diejenigen Aeltern ihren Kindern thun, die die Arbeit als eine verdrießliche und beschwerliche Last, und die Gelegenheit zu faullenzen als etwas erwünschtes ansehn! Wenn die Kinder solche Beyspiele im Hause sehn, so sind alle Lehren vergebens. Sie glauben ihnen gewiß nicht. Wenn aber in den glücklichen Hütten, wo der muntre Fleiß und mit ihm ohnfehlbar der Segen des Himmels, süßer Friede und Ruhe des Herzens wohnen, die Kinder, welche schon in ihren Spielen den angenehmen häuslichen Beschäftigungen nachzuahmen angefangen, nur einigermaßen zu einer kleinen Arbeit erwachsen genug sind; so entzieht ihnen die Freude nicht, etwas nützliches im Hause ausgerichtet zu haben, sucht so viel ihr könnt, sie immer zu beschäftigen, vorzüglich wenn sie in den langen Tagen des Sommers die Heerde hüten; und das sey euer liebstes Kind welches die Arbeit am meisten liebt und bey der Arbeit das fröhlichste ist. Eine solche Arbeitsamkeit, wird der beste

Braut-

Brautschatz eurer Töchter und das beste Gut eurer Söhne seyn.

Es ist nun noch übrig, Ihr versammelten Väter der Ackerleute, daß ich Euch, die mir von den obersten Mandarinen des Ackerbaues zugesandten Lobsprüche und Belohnungen für die, welche sich durch ihren Fleiß und Einsichten besonders hervor gethan haben, bekannt mache u. s. w. *)

Gehabt euch wohl, meine theursten Freunde! Tugend und frölicher Muth erfülle eure Herzen, Gesundheit stärke euren Leib, Fruchtbarkeit und Fülle sey auf euren Aeckern, und Friede und Glückseligkeit in euren Wohnungen! Befördert die Ausübung und Ausbreitung dessen was ich euch gesagt habe mit Muth und Eifer. Euch bietet Alles, Vortheile, Belohnungen, Ruhm

*) Hier folgt eine weitläuftige Anzeige von den Namen und Wohnungen derjenigen, welchen die Lobsprüche und Belohnungen zu Theil worden, die man aber weggelassen, weil doch bey uns, diese braven Leute, die in ihrem Lande viele Verdienste haben mögen, von Niemanden gekannt werden würden.

Ruhm und Liebe für eure Kinder, dazu auf. Mich und die übrigen Greise in dieser Versammlung, begeistert der entzückende Gedanke, daß wir den Abend unserer Tage für die Nachkommenschaft durchlebt, und daß unsre glücklichen Enkel, wenn sie dereinst reichere Erndten in größre Scheuern führen, unser Andenken segnen sollen, weil wir sie lehrten arbeitsam, weise und glückselig seyn.

VI.

Einige Bemerkungen über Holland.

In einem Schreiben an einen Freund. Vom Jahre 1769.

Anstatt der verlangten vollständigen Beschreibung meiner Reise und alles dessen was ich gesehn habe, beziehe ich mich am kürzesten auf die bereits vorhandnen guten Beschreibungen der vereinigten Niederlande. Lesen Sie darinn das wichtigste und merkwürdigste was die Verfasser von Utrecht, Rotterdam, dem Haag, Leiden, Haarlem und Amsterdam erzehlen; so erfahren Sie alles was ich gesehn habe, noch dazu deutlicher und besser, als ich es Ihnen zu beschreiben im Stande seyn würde. Sie wissen, wie sehr ich den Plan meiner Reise nach der wenigen Zeit die ich dazu anwenden konnte, einschränken mußte. Das auch zu sehn, was andre vor mir gesehn haben; mir eine allgemeine Idee von einem Lande zu machen, daß das Vaterland der Industrie und überhaupt das originalste in Europa ist; in der Geschwindigkeit so viel Facta als möglich zusam-

men

men zu raffen, um allenfalls zu Hause Reflexionen darüber anstellen zu können; die in die Augen fallendsten Würkungen des Nationalcharakters und einiger polizeylichen Einrichtungen selbst zu sehn; das waren die Gränzen welche mir die kurze Zeit und meine ganze Situation setzten.

Ich hätte also ihre Neugierde über die Sehenswürdigkeiten von Holland auf eine für mich sehr bequeme und auch gewissenhafte Art, durch die Uebersendung beykommender Bücher befriedigt, und könnte mich Ihnen nunmehr empfehlen. Allein, weil ich über einige Reflexionen, die ich über das was ich gesehn, nachmals gemacht habe, gerne ihr Urtheil wissen möchte, weil ich mir sogar schmeichle, Ihnen einige, obgleich nicht sehr wichtige Sachen erzehlen zu können, die Ihnen auch, nachdem Sie die übersandten Bücher gelesen haben, dennoch neu seyn werden; so will ich mir das Vergnügen machen, Ihnen die interessantesten von den Erfahrungen und Anmerkungen mit denen mich meine Reise bereichert hat, mitzutheilen, und zwar in der angenehmen Unordnung in der man auf der Reise die Gegenstände selbst erblickt.

Noch

Noch ehe ich anfange, muß ich Ihnen ſagen, daß viele Sachen, die man, wenn man auf ſeiner Studierſtube einen Reiſebeſchreiber lieſt, oft für nichtsbedeutende Kleinigkeiten hält, deren Anzeige man dem armen Schriftſteller nicht ſelten zu einer unnützen Weitſchweifigkeit oder zum Mangel der Beurtheilung auslegt, auf der Reiſe ſelbſt, ſehr wichtig werden können. Krebels Reiſen, die deswegen von manchem jungen und rüſtigen Kunſtrichter, nach neumodiger Art derbe getadelt ſind, haben mir auf meiner Reiſe, eben durch die anſcheinenden Kleinigkeiten oft keine geringen Dienſte geleiſtet.

Nach dieſem Eingange, kann ich ſicher ein paar Worte von den holländiſchen Wirthshäuſern ſagen. Sie wiſſen, mein Herr, daß dieſelben bey uns, wegen der exceſſiven Theurung ſehr verſchrien ſind, und daß ſelbſt einige Reiſebeſchreiber, die nach Smollets übeler Manier, ſo gerne von einem Theile auf das Ganze ſchließen, dieſen böſen Ruf beſtätigen. Ohne hier eine Apologie einiger impertinenten Wirthe, die man in jedem Lande wo gereiſt wird, vorzüglich auf dem Lande und in den kleinen Städten, eben ſo gut

als

als in Holland antrift, zu machen; kann ich Ihnen versichern, daß, wenn man in den großen Städten in den ansehnlichsten Gasthöfen einkehrt, und in den kleinen Städten und auf dem Lande, sich nur in Acht nimmt, nicht für ganz fremd im Lande, oder für etwas Ausserordentliches gehalten zu werden, daß man alsdenn im geringsten nicht übertheuert werde, und daß die Vorsicht, alles vorher zu bedingen, wenigstens in den Gasthöfen großer Städte gänzlich überflüßig sey, und von den Wirthen, für das was sie ist, für eine Beleidigung angesehn werde. Ein Reisender der einige Praxis hat, wird es in einem Wirthshause auf dem Dorfe, oder in einer kleinen Stadt leicht merken, ob die Vorsicht das Geforderte zu bedingen, nöthig sey oder nicht; und wer diese Reisepraxis nicht hat, der wird von einigen niedersächsischen Wirthen eben so gut betrogen, als von einigen holländischen. In Utrecht zur Place Royale, in Rotterdam im Marechal de Turenne, im Haag in der neuen Doele, in Haarlem im goldnen Löwen, in Amsterdam in der mittelsten Börl, logirt man vollkommen so gut, und wohlfeiler als in den Gasthöfen in Ober- und Niedersachsen.

sen. Das letztere könnte ich Ihnen allenfalls durch die eignen Rechnungen der Wirthe beweisen, und Sie würden sich darüber wundern, daß in einem Lande, wo fast alle Lebensmittel, ausser Fischen, Fleisch und Butter, von den Ausländern gekauft werden müssen, wo die Wohnungen so theuer und die öffentlichen Abgaben so schwer sind, *) die Wirthe so gute Preise setzen können, und daß unsre deutschen Wirthe nicht alle große Capitalisten sind.

Wenn man durch Westphalen in die vereinigten Niederlande reist, so gewinnt das äußere Ansehn, und das reizende des ersten Anblicks dieses Landes durch den Contrast ungemein. Aus den unreinlichsten Häusern, den schmutzigsten Dörfern, und den traurigsten kleinen Städten, wird man in wenig Stunden in ein Land ver-

*) Der öffentlichen Abgaben ist in Holland eine ganz erstaunliche Menge, ne mori quidem ibi licet impune, sagt Bynkershoek. Ich will hier zum Beyspiele nur einige die auf die nothwendigsten Consumtibilien gelegt sind, anführen. Vom Brodte, Biere, Weine und Torf muß ohngefähr ein Drittheil des Werths erlegt werden.

versetzt, das in allen diesen Stücken gänzlich das Gegentheil von dem ist, das man eben verlassen hat. Es ist wahr, Westphalen fängt an, in diesen Stücken sich merklich zu verbessern, und ich glaube, daß die sogenannten Hollandsgänger nicht wenig dazu beytragen. Sie bringen doch immer etwas, so wenig es auch seyn mag, von der holländischen Industrie und Reinlichkeit mit nach Hause. Es ist nicht schwer, diesen Geist der Nachahmung, an dem Baue und der Einfassung der Gärten, an der Einrichtung einiger Bauerhäuser, deren Besitzer Hollandsgänger gewesen oder noch sind, schon von Diepenau an, auf der ganzen Route zu bemerken, und dieses steigt immer, je mehr Verkehr die Einwohner mit Holland haben. In der Grafschaft Bentheim ist schon alles holländisch. Der gemeine Mann, und vorzüglich die Kinder, *) haben sehr große und

*) Ich glaube, daß es für einen Reisenden, der den Charakter einer Nation kennen lernen will, ein Hülfsmittel sey, wenn er viel mit den Kindern des gemeinen Manns spricht. Wenn man bedenkt, wie groß der Einfluß ist, den die Erziehung

und reizende Begriffe von Holland, und ich glaube, daß dieſes kein geringes Hinderniß ſeyn würde, wenn man das Hollandsgehn abſtellen wollte.

Die erſte Ausſicht in die Provinz Holland, kann für einen Fremden nicht anders als ſehr frappant ſeyn. Ein Land, daß mit ſeinen prächtigen Städten, ſchönen Flecken und Dörfern aus dem Waſſer empor zu ſteigen ſcheint; das ſo zu ſagen nur eine einzige große Stadt, die an einigen Orten prächtiger gebauet iſt, als an andern, große grüne Plätze, Gärten, Canäle und Deiche in ihren Ringmauern hat, ausmacht; auf deſſen Heerſtraßen die lauter Alleen ſind, und Canälen, alles in Bewegung iſt; wo das Auge ſich in den weiten Ausſichten

hung der Kinder auf den Charakter der Nation, und umgekehrt der Charakter der Alten auf die Denkungsart der Kinder hat, und wie viel aufrichtiger dieſe ſprechen als die Aeltern; ſo wird man dieſes Mittel nicht ſo geringfügig finden, als es im Anfange wohl ſcheinen ſollte. Von einem guten geſprächigen Bauerjungen, kann ein Reiſender, der die kleine Kunſt ihn auszufragen verſteht, zuweilen mehr lernen, als von dem Schulzen im Dorfe.

ten wegen der großen Ebne verliert; denken Sie sich ein solches Land, so haben Sie eine Idee von den Aussichten, wenn man von Gouda auf dem Damme längst der Maas, nach Rotterdam fährt. Mir fielen dabey die bekannten Verse des Pitcairn ein, die ich Ihnen, als eine Unterschrift von dem Gemälde das ich jetzt von den holländischen Gegenden zu machen gesucht habe, hersetzen will:

Tellurem fecere Dei, sua littora Belgæ
Immensæque patet molis uterque labor.
Di vacuo sparsos glomerarunt æquore terras
Nil ubi quod cœptis posset obesse fuit.
At Belgis, maria & terræ naturaque rerum
Obstitit, obstantes hi domuere Deos.

Die Aussicht auf dem Thurme des Stadthauses von Amsterdam ist vorzüglich schön. Sie haben dort die Aussicht über eine Menge kleiner Städte, nach Haarlem, Leiden und den Haag bis an die Nordsee, über den Hafen von Amsterdam, das Y, und die Zuyderse; auf der andern Seite über das Haarlemmer Meer. Auf allen diesen Gewässern, erblickt man leicht auf tausend große und kleine Schiffe in Bewegung. In der nahen Gegend umher, liegen Dörfer mit artigen Kirchthür-

thürmern, Meyereyen, schöne Landhäuser, kleine Lustwälder, und vornemlich eine unglaubliche Menge von Windmühlen in buntem Gemische durch einander. Wenn man in den Treckschuyten auf den Canälen fährt, so entdeckt man nicht selten kleine Partien von diesen Landschaften die sehr schön sind, und es ist für einen Liebhaber der Malerey kein geringes Vergnügen, hier die einzelnen Theile wieder zu finden, aus denen die niederländischen Künstler, die Berchems, die Ruisdale, die Sachtleven und andre, so reizende Landschaften zusammengesetzt haben. Weil aber die Büen auf den Canalen nicht groß sind, alles Kunst ist, und man eben nicht viel Mannigfaltigkeit antrift, so kann man doch bald Langeweile dabey haben. Selbst eine so erstaunenswürdige Kunst, verglichen mit der großen Natur, hat etwas außerordentlich Kleines und Einförmiges. Ich glaube, daß unsre erhabnen Gegenden im Calenbergischen und Grubenhagenschen, auf die wir nicht so stolz sind, als wir mit Recht darauf seyn könnten, den holländischen, mit Ausnahme einiger wenigen, bey denen aber auch die Natur das Beste gethan hat, weit vorzuziehn sind.

Die Einwohner des Landes, hatte ich mir als Leute vorgestellt, denen man das Geschäftige und den Fleiß auf dem ersten Blick würde ansehn können. Ich habe grade das Gegentheil gefunden. Die Industrie der Holländer, sieht man ihnen selbst nicht an; man sieht sie nur an dem was sie gemacht haben, und was sie ausrichten. Wenn man hieraus nicht sicher auf das Gegentheil schließen könnte; so würde man den lermenden Pöbel an manchen Orten für sehr geschäftig, und die Holländer für sehr unarbeitsam halten. Sie glauben nicht, mein Herr, wie still und anscheinend schläfrig alles mit der Industrie des Holländers zugeht. Sie arbeiten auch, so viel ich habe bemerken können, langsam, aber außerordentlich anhaltend. Sie sind phlegmatisch, aber die Gewinnsucht ist stärker als ihr Phlegma. Ich bin jetzt völlig überzeugt, daß die Gewinnsucht die allgemeine Triebfeder der Industrie sey, und daß nur die Ursachen der Gewinnsucht, nach dem Charakter der verschiednen Nationen verschieden sind. So glaube ich z. B. daß bey dem Engländer, der Stolz, die Begierde independent und ein wichtiger Mann in seinem Vaterlande zu seyn; und bey

bey dem Franzosen die Liebe zu allen sinnlichen Vergnügungen, die Hauptursachen der Gewinnsucht sind. Der Holländer ist, wie es scheint, gewinnsüchtig bloß aus Geldgeiz. Seine Sparsamkeit die er immer beybehält, auch nachdem er ein beträchtliches Vermögen erworben, beweißt hier sehr viel. Zu diesem der Nation eignen Geiste der Gewinnsucht, kommen noch verschiedne andre Ursachen des Fleißes. Sie wird dazu erzogen. Die pragmatische und nachahmungswürdige Beschreibung, die Barclaius in Icon. animor. C. 5. p. 415. von diesem Stücke ihrer Erziehung macht, soll noch itzt der Hauptzweck seyn, auf den man zur Bildung der künftigen Bürger des Staats sein Absehn richtet. Dieser Philosoph sagt: Pueri in tyrocinia distributi, publico, si necesse est, sumtu: virgines ad filum lanamque eruditæ: omnem ætatem idoneus sudor exercet, & a puero familiaris labor ignotam segnitiem, vel ipsa consuetudine nescit amare. Zu diesem kommt noch eine vortrefliche Maxime, die in Holland allgemein ist: **Arbeit schändet nicht.** Wie fest man an diesen so wahren Satz dort glaubt, davon kann ich Ihnen, mein Herr,

mündlich sehr viele Beyspiele erzählen. Sie werden leicht einsehn, wie wichtig die Vortheile für die Industrie sind, die aus Einem solchen Satze der unter der ganzen Nation verbreitet, der Nationals Weißheit geworden ist, entspringen. Ich könnte Ihnen auch leicht zeigen, welch ein großes und unüberwindliches Hinderniß der Fleißübung es sey, wenn das Gegentheil dieser Maxime, die Idee, diese oder jene Arbeit ist für diesen oder jenen zu schlecht, mit einem kleinen Zusatze von natürlicher Trägheit unter einer Nation herrscht. Allein da ich mich nicht anheischig gemacht habe, Ihnen manche teutsche Provinz zu beschreiben; so will ich das hier übergehn. Aus jener Maxime der Holländer und der republikanischen Freyheit rührt es auch her, daß der Abstand der Stände, wenigstens das in die Augen fallende desselben, dort lange nicht so groß ist, als an andern Orten. Ein Fremder, der zwar von Jugend auf an die Subordination gewöhnt war, aber doch aus Büchern einige Ideen von der Würde der Menschen überhaupt geschöpft hatte, erzählte mir, daß ihm die große Popularität der Vornehmsten und der Vornehmen

men im Haag, in Amsterdam und Rotterdam, ein neues und sehr angenehmes Schauspiel gemacht habe. Der Abstand der Herrschaften und des Gesindes scheint dort ebenfalls nicht so groß. Ein Fremder kann in einem mittelmäßigen Bürgerhause, schwerlich auf den ersten Blick entscheiden, wer die Wirthinn vom Hause, oder wer die Aufwärterinn sey.

Die Einwohner von Amsterdam und vom Haag sind merklich lebhafter, als die Einwohner in den übrigen, vorzüglich in den kleinen Städten. Aber es besteht auch wenigstens die Hälfte der Einwohner dieser beyden Oerter aus Deutschen und Franzosen. Auch die letztern sollen in Holland mit der Zeit etwas von ihrer Lebhaftigkeit verlieren, und wenn man bedenkt, wie groß der Einfluß ist, den die ganz andre Luft, die veränderte Nahrung, und vorzüglich das Beyspiel des Ganzen einer Nation, auf den Charakter der sich dort festsetzenden Ausländer haben muß, so wird dieses nicht unwahrscheinlich. Die große Lebhaftigkeit ist eben die Sache nicht, wodurch sich ein Fremder die Gunst und das Vertrauen des Holländers erwerben kann.

Die Sparsamkeit der Nation, hat den Fremden den Vortheil verschafft, daß sie fast gar keine oder doch nur sehr geringe Trinkgelder auszugeben brauchen. Das gewöhnliche Trinkgeld, den Garten des Herrn van Moll in Utrecht, und die Maschienen zur Organsinirung der Seide zu besehn, ist 6 Stüver, (beynahe 6 mgr.) den Thurm des Rathhauses zu Amsterdam zu besehn 2 Stüver, das Trinkgeld des Jagers, (des Mannes, der das Pferd welches die Treckschuyten zieht, lenkt, ist 1 bis 2 Deut, (1 bis 2 Pfennig). Einer von den Bewindhebbern der ostindischen Compagnie, gab dem Jager auf der Station 1 Deut, ohne daß er deswegen von den andern wäre für geizig gehalten worden. Alle übrigen Arten von Exaktionen des Trinkgeldes, wodurch die Reisenden in andern Ländern so sehr beschwert werden, findet man dort nicht. Der, dem nichts versprochen ist, verlangt auch nichts, es müßte dann der Reisende ein reichbesetztes Kleid tragen, oder so unvorsichtig sein, und sich merken lassen, daß er gänzlich ein Neuling im Lande sey.

Auf den Schiffen der Holländer sieht es eben so reinlich aus als in ihren Häusern. Die Noth und das Clima, heißt es, hat sie diese große Reinlichkeit gelehrt. Allein sie bleiben ihr doch auch in Batavia treu, wo es damit eben so weit getrieben werden soll, als in Holland selbst. Ich habe gehört, daß die Nischen in Batavia, ihre schmutzige Wäsche nach Hougli, welches hundert Meilen davon in Bengalen liegt, schicken sollen, weil sie in dem Wasser des Ganges weißer und schöner wird.

Die holländischen Schaafe sollen so feine Wolle haben als die englischen. Man sieht deren sehr wenige. Es muß also aus dem vor etlichen Jahren geschehnen Vorschlage; allein in der Provinz Holland eine Million derselben zu unterhalten, wohl nichts geworden seyn. Ich glaube, daß der Boden für die Schaafe zu feucht und die Fütterung zu fett seyn würde. Unter der ausländischen Wolle wird, nach der spanischen, der stärkste Handel mit der deutschen getrieben. Ich habe die patriotische Hofnung, daß der Preis der deutschen Wolle dort noch immer mehr steigen werde. Denn jemehr wir anfangen, unsre Wolle

selbst zu verarbeiten, um destoweniger können wir den Holländern davon abgeben, und um destomehr wird der Preis steigen. Im vorigen Jahrhundert, erhielten die Holländer sehr viel Wolle aus Frankreich, jetzt bekommen sie wenig oder gar keine mehr, weil die Franzosen sie selbst zu brauchen wissen. Wer weiß ob einige deutsche Länder, Frankreich nicht bald einmal zu ihrem eignen Vortheile, anstatt bisher immer zu ihrem eignen Schaden, nachahmen werden.

Das recht feine flächsene Garn, wird mehrentheils in den Niederlanden selbst gesponnen. Es giebt gewisse Dörfer, denen die feine Spinnerey eigen ist. Die Einwohner haben den Handgrif und die Uebung; können sich also allein davon ernähren, und brauchen folglich keine schwere Arbeit zu thun, die ihre Hand grob macht. Ohne diese Umstände glaube ich nicht, daß die feine Spinnerey in einem Lande so beträchtlich werden könne, daß ein Zweig des auswärtigen Debits davon zu machen stände. Das Zwirnmachen, ernährt sehr viele Leute, und diese wissen durch die Zwirnung und das Bleichen, Garn das in Westphalen oder Niedersachsen gesponnen ist, so zu veredlen, daß das Pfund von dem

aller-

Univ. Bibl.

allerbesten Zwirne zu 12 bis 15 Rthlr. bezahlt wird. Von der holländischen Art zu Bleichen, hat man sehr viele Beschreibungen. Ich zweifle ein wenig an der Zuverläßigkeit, noch mehr an der Anwendlichkeit derselben. Es fehlt uns an vielen wesentlichen Stücken. Das Wasser ist der wichtigste Artikel. Die berühmten Bleichen um Haarlem sind mit kleinen Canälen durchschnitten, in die das weiche Wasser, welches aus den Düynen kömmt, sich ergießt. Es ist möglich, daß diese Art von gereinigtem Seewasser vieles zu der Schönheit der Bleiche beyträgt.

Von der Handlung der Stadt Amsterdam, kann und werde ich Ihnen nichts sagen, als ein paar Bemerkungen über die unendliche Mannigfaltigkeit der verschiedenen Nahrungsarten in einer so großen Handelsstadt. Es giebt dort Leute die mit zerbrochnem Glase, andre die mit altem verrosteten Eisen handeln. Fast zu einer jeden Umpackung einer verkauften Waare, zu allem was damit vorgenommen werden kann, giebt es eigne Leute, die sich bloß damit beschäftigen. Der Mackler bringt dem Kaufmanne Proben, der Kaufmann läßt die Waare erhandeln, überträgt die Ver-

sen-

sendung dem Cargadoor, dieser accordirt die Fracht, besorgt die Emballage von den Packern, läßt sie alsdenn von den Waageknechten in die Waage bringen, läßt die Päße von den Convoyloopern anschaffen, darauf holt der Schuytevorder die Güter, und der Cargadoor bringt dem Kaufmanne die Connoßementen des Schiffers. Man kann in Amsterdam, in ganz ansehnlichen Kramläden, für 1 oder 2 Pfennig kaufen. Eine Kleinigkeit, um die an andern Orten die Handelsleute, die doch nicht ganz so beträchtlich sind, als die Amsterdammer, nicht aufstehn.

Es ist zu bewundern, daß in einer so großen Stadt als Amsterdam ist, die Polizey so genau und richtig ausgeübt werden kann. In allem was die Sicherheit der Einwohner, den Handel mit den nothwendigsten Bedürfnissen, und die Ausübung und Aufrechthaltung der gemachten guten Einrichtungen betrift, scheint sie sehr scharf zu seyn; in dem aber was die Freyheit der Einwohner, vorzüglich in der Wahl ihrer Vergnügungen, die Lebensart nach dem Sinne eines jeden, und in allem was dahin gehört, angeht, sehr gelinde

linde und nachsehend. Man glaubt nicht, daß die Lustbarkeiten woran das Volk Theil nimmt, Comödien, Tänze, Musik in den Wirthshäusern, Puppenspieler und Bänkelsänger, der Industrie schädlich seyn; es scheint vielmehr, daß man alles dieses, als neue Triebfedern der Begierde zu gewinnen, und folglich der Industrie, als Dinge die die Nation aus der Schlafsucht reißen, und sie lebhafter machen, begünstige. Ich habe nirgends so viel des Abends auf den Straßen singen und fiedlen hören, als in Amsterdam. Es ist bekannt, wie sehr man den aus Ost- und Westindien zurückgekommenen Matrosen, Gelegenheit zu geben sucht, ihr gewonnenes Geld wiederum zu verthun, damit sie sich desto eher zu neuer Arbeit, zu einer neuen Fahrt engagiren. Beyläufig muß ich Ihnen sagen, daß die Matrosen nicht so denken als wir neulich dachten; nemlich daß wir, wenn wir Matrosen, und aus Ostindien zurückgekommen wären, nach Westindien, hernach nach der Levante, und alsdenn einmal nach Grönland gehn würden. Das thun sie nicht. Die meisten engagiren sich zu eben der Fahrt wieder, von der sie zurückgekommen sind. Die Ursachen davon werden

werden einem Kenner der Denkungsart des gemeinen Mannes leicht einfallen.

Der Hafen von Amsterdam, die Magazine der ostindischen Compagnie, und die Admiralitätswerfte, geben einen wahrhaftig großen und prächtigen Anblick. Amsterdam liegt beynahe in einem halben Cirkel, der von dem Y ausgefüllt zu seyn scheint. Dieses ist in der Breite von einer halben Meile, an den meisten Orten mit Schiffen, so dicht bedeckt, daß man ohne große Mühe von einem auf das andre kommen könnte. Es sollen zum Gebrauch des Handels aller vereinigten Niederlande, auf allen Gewässern des Erdbodens, täglich auf 20000 große und kleine Schiffe in Bewegung seyn. Ich glaube, daß wenn man in Gedanken einen Zirkel machte, dessen Centrum das Stadthaus in Amsterdam, und dessen Radius anderthalb deutsche Meilen lang wäre, beynahe ein Zehntheil von allen diesen Schiffen sich in diesem Cirkel bewegen würde. In der Gegend des Heringpacker Thurms, lagen einige von den Schiffen, die auf den Wallfischfang auszulaufen pflegen, auch einige alte Heringsbuysen. Ein Schiff zum Wallfischfange, soll ohne Ausrüstung auf

27000

27000 Fl. kosten. Ein solches Schiff muß, wenn dessen Eigenthümer nicht Schaden leiden soll, wenigstens 3 grose oder 4 kleinere Fische liefern. Ein guter Wallfisch giebt auf 350 bis 400 Centner Thran, 2000 Pfund Fischbein, und ist auf 3000 Fl. werth. Die Heringsbuysen sind kleiner, und tragen ohngefähr 25 bis 30 Last. Die Ventjager sind Schiffer, die den Buysen während des Fangs, einen Theil der Fische abkaufen und sie auf kleinern Schiffen, zum Umpacken nach Holland bringen. Im vorigen Jahrhunderte wurden 1500 bis 2000 Schiffe zum Heringsfange gebraucht, jetzt kaum 300, Buysen und Ventjagerschiffe zusammen genommen.

Die sogenannten **Zielverkooper**, sind eine Gattung von Menschen, die manchen einfältigen Fremden, durch allerhand Ränke und listige Streiche zum Dienste der ostindischen Compagnie, als Seesoldat oder Matrose, oder wie sie es nennen, auf einen Dreymaster stigen zu bringen wissen. Eigentlich sind sie Usuriers, welche den Seesoldaten und Matrosen gegen grose Vortheile oder sehr hohe Zinsen, die erforderlichen Kleider, und was sie sonst zur Reise haben müssen, an-

anschaffen, und ihr Recht oder Sicherheit an den Personen, und dem verdienten Lohne behalten. Es giebt eine große Menge von diesen Leuten in Amsterdam, und viele die man nicht dafür halten sollte. Sie wissen sich allerley Gestalten zu geben. Man hat sich allerdings für sie in Acht zu nehmen; allein sie sind auch nicht so gefährlich, als sie ausgeschrien werden, wenigstens für die nicht, die einige Kenntniß der Stadt, und den einem jeden Reisenden so nothwendigen Grad des Mistrauens besitzen. Daß ihnen, selbst von Seiten der ostindischen Compagnie, auch bey verübten Gewaltthätigkeiten, die sie aber doch wegen des Pöbels der ihnen ein fürchterlicher Feind ist, nicht eher wagen dürfen, als bis sie den Fremden dahin gebracht haben, wo sie ihn haben wollen, ein wenig nachgesehn werde, ist wohl nicht zu leugnen; aber auch einigermaaßen zu entschuldigen, wenn man bedenkt, daß die Compagnie auf 25000 Bediente, und 12000 Mann regulärer Truppen unterhalte, über 100 Schiffe von 20 bis 60 Canonen zu bemannen habe, und jährlich 38 bis 40 Schiffe nach Ostindien schicke; *) daß es folglich oft nicht

*) Achenwall Staatsfik S. 354.

nicht wenig schwer seyn müsse, die Mannschaft dazu zusammen zu bringen. Zuweilen melden sich freywillig mehr als man braucht, zuweilen aber ist man auch in Verlegenheit. Die Zielverkeoper sind auch aus dem Grunde weniger gefährlich, weil ihre listigen Streiche gar zu bekannt sind. Auf allen Wegen nach Amsterdam zu, werden Historien von ihnen erzehlt, die so übertrieben sie auch zuweilen sind, dennoch manchem der sonst zu unvorsichtig seyn würde, eine gute Warnung seyn können.

Es giebt aber noch eine andre Gattung von Betrügern dieser Art, die um desto gefährlicher sind, je weniger man sie bisher gekannt hat, und die denen die das Unglück haben in ihre Hände zu fallen, weit grausamer begegnen. Das sind gewisse Raccolleurs, die durch allerhand List die Fremden, und vorzüglich die Deutschen zu bereden suchen, nach America zu gehn, wo sie alsdenn, wenn sie die Reisekosten nicht bezahlen können, in eine sehr traurige Sclaverey gerathen. Ich hatte hin und wieder etwas von diesen Leuten gehört, konnte mich aber doch nicht hinlänglich davon unterrichten. Nach meiner Zurückkunft fällt

mir von ohngefähr im Journal des Savans, Septem. 1769. eine Recenſion der Hiſtoire Naturelle & Politique de la Penſylvanie &c. à Paris 1769. in die Hände, die mich dieſe Betrüger völlig kennen lehrt. Ich will die ganze Stelle hieher ſetzen, und Sie werden, nachdem Sie dieſelbe geleſen, leicht einſehn, warum ich die Bekanntmachung für wichtig genug halte.

Mittelberger, ein Mann der lange in Penſylvanien geweſen, aus deſſen und Kalms Nachrichten, das obangeführte Buch zuſammengeſetzt iſt, ſagt: „Nachdem dieſe Betrüger ſich ſorgfältig nach den Deutſchen die in America ſind, nach ihrem Geburtsort und ihren in Deutſchland lebenden Verwandten erkundigt haben, reiſen ſie aus Holland nach Deutſchland, und geben ſich für Leute aus, die aus Penſylvanien kommen. Sie beſuchen diejenigen, die ihre Verwandten in America haben, unter dem Vorwande, ihnen Nachricht von ihren Freunden zu geben: ſie bezeugen ihnen das groſſe Verlangen, das ihre dortigen Verwandten haben, ſie zu ſehn, laden ſie in deren Namen ein, überzukommen, weil ſie im Stande wären Ihnen ſehr viel Gutes zu thun, oder weil ſie keine Erben hätten: an-

dern

dern versprechen sie Bedienungen mit guter Besoldung, und suchen sie zu überreden, daß es ihnen mit ihren Kenntnissen oder ihrer Kunst nicht fehlen könne, dort ein schleuniges Glück zu machen: man führt falsche Beyspiele an, man ermahnt sie, andre Leute die eben aus Pensylvanien angekommen wären um Rath zu fragen, und diese sind oft eben solche Spitzbuben als die andern. Diese Betrüger bekommen von den Negotianten die ihnen den Auftrag gethan, für jede Person von 10 bis 20 Jahren, Einen Ducaten, über 20 Jahre, zween Ducaten. Alle diese Unglücklichen, sagt Mittelberger, werden ohne Ansehn ihres Standes, ihrer Fähigkeiten, ihrer Wissenschaften, unvermeidlich verkauft, um wie das Vieh zu arbeiten. Viele kommen durch Verzweiflung und Selbstmord um. Eine andre Betrügerey ist, daß die holländischen Negotianten, mit dem Schiffscapitainen einen heimlichen Accord machen, kraft dessen diese, die Colonisten die nach Pensylvanien wollen, wo sie vielleicht würklich Hülfe und Unterstützung von ihren Freunden und Verwandten finden würden, in andre Theile von America bringen, wo der Mangel an Menschen sie sehr

theuer macht. Auch die die Geld genug zu den Reisekosten mitnehmen, sind doch nicht immer sicher für ein solches Schicksal. Die meisten lassen sich ihr Geld von diesen Betrügern zur Verwahrung und sicherer Uebermachung nach America, abschwatzen. Plötzlich sind die Betrüger mit dem Gelde, entweder in Holland oder in America verschwunden, und alsdenn haben die Unglücklichen keine Rettung für die Sclaverey. Mittelberger erzählt einige Beyspiele von solchen barbarischen Verräthereyen, die man nicht ohne Entsetzen lesen kann. Die Nachricht von solchen Unglücksfällen, sagt er, kömmt niemals nach Deutschland, weil alle Briefe die aus den Colonien kommen, in Holland geöffnet werden, und weil man diejenigen sicher ins Feuer wirft, die Klagen enthalten. Oft schieben die Negocianten diesen aufgefangnen Briefen, deren Hand sie nachahmen, andre unter; die Einladungen enthalten nach Pensylvanien zu kommen. Mittelbergern selbst ward auf eine so verrätherische Weise nachgestellt. Als er aus Pensylvanien nach Holland zurück kam, um von da nach Deutschland zu gehen, wollten ihn die holländischen Negocianten, an die er adreß

adreſirt war dahin bringen, wieder nach America zurück zu gehn, indem ſie ihm verſicherten, daß ſeine Schweſter und ſeine Frau mit ihrem Kinde, ſich eingeſchifft hätten, um ihn in Philadelphia zu beſuchen. Sie brachten Zeugen die ſie geſehn haben wollten, ſie zeigten ihm einen Brief von ſeiner Frau, ſie nannten ihm das Schiff und den Capitain der es führe, ſogar die Nummer des Bettes worin ſeine Frau ſchliefe. Mittelberger ward in deſto größere Verlegenheit geſetzt, da er geſtehn mußte, daß der Brief von der Hand ſeiner Frau ſey. Gleichwohl aber faßte er zu ſeinem Glücke den Entſchluß in ſein Vaterland zurück zu kehren, wo er ſeine ganze Familie fand, der es niemals eingefallen war, ihren Ort zu verlaſſen. Wahrſcheinlicher Weiſe, ſagt er, ſuchten dieſe Negocianten deswegen ſo ſehr, mich zurück zu bringen, weil ſie fürchteten, daß ich ihre verrätheriſchen Streiche in meinem Vaterlande bekannt machen möchte."

Es ſcheint auch würklich, als wenn dieſer Mann ſich eine Pflicht der Menſchlichkeit, des Patriotismus und der Religion aus der Entdeckung derſelben gemacht habe. Und gewiß, wenn das wahr iſt, daß in

Philadelphia allein, schon im Jahr 1754. auf 22000 Menschen, davon der gröſte Theil aus dem Churſächsischen und Pfälziſchen geweſen, überhaupt angekommen, und anſtatt das Land zu bevölkern, Hunger und Seuchen hinein gebracht haben; ſo iſt die Ausbreitung ſolcher Nachrichten, für ſein Vaterland und auf die gutherzigen Deutſchen überhaupt, eine ſehr wichtige Sache.

Das was ich von der Muſik der Holländer gehört habe, macht mir eben keine groſen Begriffe von der Feinheit des Ohrs der Nation. Sie wiſſen was die Alten Auris Batava nannten. Eine Nationalmuſik haben ſie überhaupt nicht. Italieniſche, deutſche und franzöſiſche Muſik, jede ziemlich verſtellt, iſt das was man gewöhnlich hört. Sie verſtehn mich doch, daß ich hier nicht von dem Geſchmacke der Vornehmſten, ſondern von der Muſik der Nation, des groſen Haufens, rede. Bey dem zeigt ſich der Unterſchied des Nationalgeſchmacks am merklichſten. Eine Muſik in einem churſächſiſchen vorzüglich in einem thüringiſchen Dorfe oder Flecken, hat einen ganz andern Geiſt, als eine andre die wir bey uns

uns an ſolchen Orten zu hören pflegen; und die Singmuſik der venetianiſchen Gondelnfahrer, hat groſſe Vorzüge in Anſehung des Ausdrucks und der Reinheit der Intonation, für die Muſik aller Chorſänger im ganzen Deutſchlande. Der gemeine Mann in Holland iſt mit der Muſik zufrieden, wenn ſie nach ſeinem Ausdrucke nur Klang giebt, und das iſt der Thüringer, der Rheinländer, der Oeſterreicher gewiß nicht. Wenn das wahr iſt, daß die Muſik durch die Erſchütterung der Nerven, auf die Seele würkt, und daß die Empfindung ihrer feinen Schönheiten, eine ſehr feine Organiſation vorausſetzt, ſo könnte man allenfalls aus dieſen Sätzen beweiſen, daß der Charakter der Holländer nicht muſikaliſch ſey. Von dem groſſen Concerte in Amſterdam, das ich aber nur aus der Erzählung eines von den Mitgliedern deſſelben kenne, habe ich keine groſſen Begriffe, ſo eifrig es ſich der Mann auch angelegen ſeyn ließ, mich in Erſtaunen darüber zu bringen.

Weit mehr Neigung und Anlage hat die Nation unſtreitig zur Malerey. Es iſt bekannt, wie groſſe Meiſter ſie in dieſer Kunſt hervorgebracht hat. Ihre

Maler, vorzüglich die aus dem vorigen Jahrhunderte, werden von allen gesitteten Nationen hoch geschätzt, da ihre Tonkünstler fast niemand kennt. In den meisten Häusern, selbst die Bauerhäuser nicht ausgenommen, trifft man Gemählde an, und zuweilen Stücke darunter, die in einer Kunstsammlung einen Platz verdienten, gemeiniglich aber Copeyen von den Stücken der Lieblingsmaler der Nation, vom Teniers, Ostade, Huysum und noch einigen andern. Eine solche Auswahl der Stücke, macht es mir unwahrscheinlich, daß die Holländer mehr aus Neigung zum Putz, als aus Liebe für die Kunst, die Gemählde in ihren Häusern aufstellen sollten. Die Gemäldehändler klagen sehr über die Abnahme der Liebhaberey. Freylich hat jeder Geschmack seine Periode. Holland hat auch die Künstler nicht mehr, die es im vorigen und noch zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts gehabt hat. Ob aber der Verfall der Liebhaberey aus dem Mangel grosser Künstler, oder dieser aus jenem entstehe, das kann ich hier nicht entscheiden.

In der Kupferstecherkunst, in der die Holländer sonst so berühmt gewesen, werden sie jetzt von den Eng-

Engländern, Franzosen, und von einigen oberdeutschen Künstlern unstreitig übertroffen.

Von ihren Poeten hat man mir den Cats, Steenwyk, van der Goes, und noch ein Paar, eben so sehr gerühmt, als wir unsern Klopstock, Geßner und Kleist gegen sie zu rühmen Ursache haben. Von den Dorfpoeten, die einander oft zu poetischen Zweykämpfen herausfordern sollen, habe ich keine ansichtig werden können, obgleich die holländischen Postilliens die Schenken eben so ungerne vorbey fahren als die unsrigen.

In Amsterdam sind 200 Buchhändler; im Haag 60 bis 70, in den übrigen Städten nach Proportion. Wie viel Fabrikanten müssen nicht dazu gehören, um so viel Entrepreneurs zu ernähren und reich zu machen!

Wie sehr der Theetopf die Quelle vieler Krankheiten sey, das sieht man dort an den elenden und blassen Gesichtern, die man vorzüglich unter dem Frauenzimmer auch auf dem Lande antrifft. Solche Bauermädchen, mit unsern Lüneburgischen Haidemädchen verglichen, geben grade den Contrast der Cacherie mit der blühenden Gesundheit.

VII.

Auszug eines Schreibens aus Genf.

Vom Jahre 1771.

Ich habe zween Tage auf einer Promenade von acht Meilen, durch den schönsten und größten Garten von Europa zugebracht. Die Reise von Lausanne nach Genf, an der nördlichen Küste des berühmten Sees, verdient diesen Namen mit völligem Rechte. — Erlauben Sie mir das Vergnügen, diese Reise in Gedanken mit Ihnen noch einmal machen zu dürfen. — Wir haben einen der schönsten Morgen im Herbste. Eine ungemein lebhafte, leichte und wohlthätige Luft, präsidonirt unsern Körper zu allen den Empfindungen des Vergnügens, welches uns hier die Natur durch ihre unendlich mannigfaltige Schönheiten schenken wird, und schärft unsre Fähigkeit auf alles das aufmerksam zu seyn, was der Fleiß der Menschen noch zur Verschönerung dieser Scenen beygetragen hat. Wir steigen zwischen Rebengeländern und nicht prächtigen aber artig erfundnen Lustgärten hinab von der Anhöhe, worauf Lau-

Lausanne liegt, und nun entdecken wir den ganzen grosen Schauplatz, auf dessen Anblick wir so lange mit Ungeduld gewartet hatten — den Genfersee. Zur Seite, wo das Auge sich auf der Fläche des Wassers verliert, geht die Sonne auf, zerstreuet in bewundernswürdiger Geschwindigkeit die Nebel, welche uns den Anblick der entferntesten Gebürge entzogen, und macht durch die Vertheilung von Schatten und Licht nunmehr das Ganze vollkommen mahlerisch. Auf unsrer Seite des Sees hebt sich die Küste auf eine halbe deutsche Meile sanft in die Höhe, und wird darauf von hohen waldigten Gebürgen eingeschlossen. Gegen die Nord- und Ostwinde geschützt und der südlichen Sonne offen, herrscht hier ein milderes Clima, und der von Natur fruchtbare Boden ist noch veredelt durch den sorgfältigsten Fleiß der Besitzer. Unser Weg führt uns durch die schönsten Alleen von Nußbäumen, und um uns her entdecken wir die reizendste Mannigfaltigkeit von Gärten, Wiesen, Weinbergen, Ackerfeld und Landhäusern. Das was die Cultur des Bodens in verschiednen Ländern vorzügliches hat, erblicken wir in diesem glückseligen Erdstriche nahe beysammen; denn hier hat sich

mancher edle Ausländer, der den beſten Theil ſeines Lebens in dem Dienſte des Staates zugebracht, niedergelaſſen, um ſeiner letztern Jahre in dieſen Wohnungen des Friedens und der Ruhe zu genießen, und die Natur und den Feldbau zu ſtudieren. — Wir nähern uns **Morges**. Auf einem kleinen Vorgebürge liegt dieſes artig gebaute Städtchen und ſpiegelt ſich mit ſeinen ſchönen Promenaden in den ſilberklaren Wellen. — Welches Gruppo von ſchönen kleinen Landſchaften in dem Geſchmacke eines **Sachtleben** und **Watteau** haben wir geſehn! — Jetzt auf der andern Seite des Sees in einer Entfernung von anderthalb Meilen den ſtärkſten Contraſt mit dieſen ſchmeichelhaften Schönheiten. — Gebürge und Felſenſtücke über ſie hergethürmt heben ſich ſchroff in die Höhe. Ihre Gipfel ſind mit Schnee und ewigem Eiſe bedeckt; Wolken haben ſich in der Mitte um ſie her gelagert, aber die von der Sonne erhellten ſtrahlenſchießenden Eisſpitzen, erheben ſich über die Wolken. — Alles was die Natur reizendes hat auf dieſer, alles was ſie fürchterliches hat, auf jener Seite. —

Wohlgenährte und wohlgekleidete Landleute begegnen uns, heißen uns durch ihren heitern freundschaftlichen Blick auf die angenehmste Art willkommen, und scheinen uns dadurch zu versprechen, daß wir gut unter ihnen seyn werden. Sie sind gewohnt, fremde Bewunderer der Schönheiten ihres Landes zu sehen, und besitzen dadurch das Gesprächige und anständig Freymüthige, welches uns ihre Unterredung so angenehm macht. — Wie geschwinde ist dieser Tag verstrichen! Nur Eine Nacht erlaubt uns unsre Zeit und die Pflicht, der Erwerbung nützlicher Kenntnisse unser Vergnügen aufzuopfern, in diesem reizenden Lande zu bleiben. Wir treten ab in Copet, und noch eine schöne Scene hat uns unser gütiger Genius aufbehalten; die Abendröthe, den Aufgang des Mondes, und eine kleine Spatzierfahrt auf dem See. Aber das kann ich Ihnen nicht beschreiben. Hier überlasse ich Sie Ihrer eignen Imagination, vielleicht wäre es besser gewesen, wenn ich das schon eher gethan hätte. Aber vergessen Sie ja nicht den Effekt, welchen die Abendröthe hier durch die Verschiedenheit der Farben macht, die sie den Gipfeln der savoyischen Gebürge mittheilt, und des Ganzen, wel-

welches sich in dem See spiegelt, mit in Anschlag zu bringen. — Wir verlassen vor Aufgang der Sonne Copet, um noch einen so glücklichen Tag zuzubringen. Unser Fuhrmann fährt zu unserm großen Vergnügen irre, wir fragen in einem Dorfe, wo wir sind, und befinden uns in Ferney, dem Aufenthalte des berühmten Herrn von Voltaire. Wir verweilen ein wenig, um sein Schloß, seinen Garten, seine Kirche und sein Grab zu besehen. Das Schloß, gebauet in einem simplen ländlichen Geschmack, mit einem Avantcorps das auf dorischen Pilaren ruht und zween Pavillons zur Seite. Inwendig artige boisirte Zimmer, zum Theil ausgeziert mit den Portraiten der größten Geister unsers Jahrhunderts, wie auch mit dem Brustbilde des Besitzers in Marmor. Dieses soll ihm ungemein gleichen, und vielleicht ist es hier aufgestellt, um den Fremden doch etwas ähnliches von Voltaire zu zeigen, da er selbst sich höchst selten zeigt. — Sein Garten ist ungemein begünstigt durch die glückliche Lage, und in dem Plane bemerkt man sehr deutlich das poetische Genie des Eigenthümers. Das Parterre hinter dem Hause ist in französischem, der übrige Theil des Gartens

tens aber faſt in engliſchem Geſchmacke angelegt. Der Garten verliert ſich allmählig in einen Weinberg, durch dieſen führt ein ſich ſchlängelnder Gang auf eine ſchöne Wieſe, und durch dieſelbe auf das ſehr wohl cultivirte Ackerfeld. Allenthalben die vortreffl[illegible]chſte Ausſicht nach Genf zu*) auf einer, und nach Lion zu auf der andern Seite, auf 9 Lieues bis nach Fort L'Eclüſe, wo ſich das Jura-Gebürge theilt, als wenn es durch die Kunſt geſpalten wäre, um ein prächtiges Thor von Frankreich zu ſeyn. — Seine Kirche, ſimpel und artig gebauet, mit einem auf vier doriſchen Pilaren ruhenden Frontiſpice und der Inſchrift: DEO EREXIT VOLTAIRE. MDCCLXI. Rechter Hand an der Kirche, Voltairens Grab: eine Pyramide von weißen Steinen, welche dereinſt zur Innſchrift weiter nichts bekommen ſoll, als VOLTAIRE.

Wir haben den Herrn des Dorfs nicht kennen gelernt, wir wollen ihn aber doch ein wenig in ſeinen Unterthanen kennen lernen. Vor einem für Frankreich gut gebauten Bauerhauſe ſitzt eine Geſellſchaft von Frauensleuten beym Hanfbrechen. — Euer Herr wird bald

*) Die Stadt ſelbſt, kann man jedoch nicht ſehen.

bald sterben, er ist sehr krank. — O nein, ruft alles mit einer Stimme, Gott erhalte den guten Herrn! ach wie er gut ist! wie würden wir weinen, wenn er uns verlassen sollte! — Allein vielleicht hat Voltaire, der den Weg zu dem Herzen der Damen so gut zu finden weiß, hier nur den Beyfall der Frauen. — Aber auch ihre Männer erzählen uns in gesetzterm Tone: daß sie weit weniger belastet seyn, als alle ihre Nachbaren; daß der Herr des Dorfes der gütigste, freundlichste Herr sey, sich oft mit ihnen unterrede, ihnen Anweisung zur Verbesserung ihrer Ländereyen geben lasse, den Unvermögenden Häuser baue, große Fabrikgebäude für Uhrmacherarbeiter errichten lassen, an die sie ihre Früchte gut verkaufen könnten u. s. w. — Mit der gutmüthigen Freude, doch etwas vortheilhaftes von jenem Manne, von dessen Herzen uns so viel Böses gesagt worden, erzählen zu können, nähern wir uns nun der Stadt Genf, um den Fleiß, die Handlung, und die Sitten ihrer aufgeklärten Einwohner zu untersuchen, und betrauren im Vorbeygehen daß Versoi, weil es eine Stadt werden sollen, jetzt aufgehört hat, ein gutes wohlhabendes Dorf zu seyn.

Zünd.

Fürchten Sie nicht, mein Herr, daß ich so weitläuftig fortfahren werde, als ich angefangen habe. Meine Reisebeschreibung würde sonst so lang werden, als meine ganze Reise.

Die Lage von Genf an der südwestlichen Spitze des Sees ist ungemein schön. Die Rhone stürzt sehr schnell aus dem Lac hervor, und theilt die eigentliche Stadt, von der vormaligen jetzt aber mit in den Wall gezognen Vorstadt St. Gervais. Der starke Zug des Stroms, und die gegen Osten offne Lage der Stadt, machen die Luft hier, vorzüglich wenn der Wind von der savoyischen Seite kommt, sehr merklich lebhaft, und dabey ist sie heiter und rein. St. Gervais liegt gegen eine Anhöhe, ein Theil der Stadt, (les basses rues) im Thale, und der andre auf einem Hügel, der so hoch ist, daß man von dort die Aussicht noch über St. Gervais hat.

Die Häuser sind größtentheils im französischen Geschmacke gebauet, vier bis fünf Etagen hoch, und alle von Steinen. Die besten sind in der obern Stadt, wo die Kaufleute welche en Gros handeln und die sogenannten Millionairs wohnen. Große Plätze hat die

Stadt nicht. Der beste ist in der untern Stadt, da wo die Rhone durchfließt, und wo man aus dem Wirthshause aux Balances eine schöne Aussicht hat. Vor den Häusern in den basses Rues sind hohe Arcaden, worunter der ganze Detailhandel der Stadt geschieht, die folglich ungemein lebhaft sind.

Die öffentlichen Promenaden sind unvergleichlich, vorzüglich die Treille in der obern Stadt. Drey lange Reihen von Lindenbäumen sind an der äußersten Seite des Hügels, worauf die obere Stadt liegt, gepflanzt, und unterhalb desselben, parallel mit der untern Stadt, ist ein großer schattigter Garten mit schönen Hecken und Rasenplätzen. Die obere Promenade ist für die kältere und die untere für die wärmere Jahreszeit. Man sucht die Spaziergänge noch immer zu verschönern, weil der Staat von Genf mit vielem Grunde glaubt, daß dieses ein beträchtlicher Gegenstand der Aufmerksamkeit der Regierung sey, vorzüglich in einer Stadt, worin sich so viele Leute von einer sitzenden Lebensart befinden. Wenn es das Wetter nur einigermaßen erlaubt, so ist hier alles lebhaft und volkreich, vorzüglich kann man hier alle kleine Kinder aus Genf,

wo

wenigstens aus der obern Stadt, herum spielen sehen, welches mir schon vorläufig ein Beweis war, daß gewisse Kenntnisse in Absicht der körperlichen Erziehung hier weit ausgebreiteter seyn müßten, als an andern Orten.

Die Lebensmittel sind hier sehr gut und im Ueberflusse, obgleich niemals sehr wohlfeil. Die größte Zufuhr geschieht aus dem Pais de Vaud, etwas kömmt aus Frankreich, etwas aus Savoyen und Piemont. Der gewöhnliche Wein ist ein rother Vin de la Cote, der wohlschmeckend und gesund ist. Das Brodkorn ist hier freylich jetzt weit theurer als sonst, allein eigentlicher Mangel daran ist nicht gewesen, obgleich der Rath, welcher hier das Monopolium mit Korn und starke Magazine hat, sich wegen Anschaffung desselben in großer Verlegenheit befunden haben soll.

Die Einkünfte des Staats bestehen größtentheils in diesem Monopolio, in den Zöllen auf ein- aus- und durchgehende Waaren, und in Abgaben für die Erlaubniß einige zum Luxus gehörige Dinge zu brauchen. Alles übrige ist der Regel nach frey, wenn nicht die Umstände eine außerordentliche Anlage nothwendig machen,

welche aber nicht ohne allgemeinen Bürgerschluß bestimmt werden kann.

Wie eine solche Bürgerversammlung abgehalten werde; worin der Unterschied zwischen Citoyens, Bourgeois und Habitans bestehe; wie die Regierungs- und Justizverfassung überhaupt eingerichtet sey; davon werde ich Ihnen hier nichts melden, weil Sie alles das besser in vielen bey den noch nicht lange beygelegten Unruhen herausgekommenen politischen Schriften, auch zum Theil in Büschings Geographie antreffen können. Nur das will ich Ihnen sagen, daß sich jetzt in Genf etwa 26000 Einwohner, und unter denen 1800 Citoyens befinden. Citoyen kann Niemand werden, weil dieser in der Stadt gebohren seyn muß; Droit de Bourgeoisie aber kann man sowohl durch Kauf, wo es nach Beschaffenheit der Umstände, des sittlichen Charakters und der auswärtigen vorzüglich Handlungscommerzien des Candidat de la Bourgeoisie mehr oder weniger kostet, als auch durch freywillige Uebertragung erhalten. Der Sohn des Milord Stanhope, welcher sich seit vielen Jahren in Genf aufhält, hat es noch neulich auf die letztere Art bekom-

kommen, und ist stolz darauf, von einer Nation adoptirt zu seyn, die in ungemein vielen guten Eigenschaften, von denen ich unten sagen werde, seiner vaterländischen gleichkommt.

Die Handlung von Genf ist zweyfach, und beruhet entweder auf einheimisch fabricirte Waaren, oder auf Spedition. Bey der ersten Gattung, werden Ihnen nun sogleich die berühmten genfer Uhren einfallen. Die Verfertigung der verschiednen Theile, die Vergleichung, die Zusammensetzung, Auspolirung und endlich der Debit derselben, ernähren mehr als ein Drittheil der Einwohner. Jede Arbeit, von der groben Bereitung der Metalle bis zur feinsten Polirung, beschäftigt hier seinen eignen Mann, indem immer einer dem andern in die Hände arbeitet, und aus diesem Grunde sowohl, als auch wegen der grosen Frugalität der Genfer und ihrer ungemeinen Arbeitsamkeit, können sie in der Concurrenz mit London und Paris immer den wohlfeilsten Preis halten, ja sie verkaufen sogar an die Uhrmacher dieser beyden Städte, vorzüglich der letztern, eine beträchtliche Menge von Getrieben ohne Gehäuse. Aber das ist auch wahr,

daß die größte Anzahl der in Genf debitirten Uhren, Mitteluhren sind. Wenn wir z. Er. in Europa vier Hauptstädte für Uhrenfabriken annehmen, nemlich London, Paris, Genf und Augsburg, so hat Genf in Absicht der Güte der Uhren nur den dritten Rang. Sie, mein Herr, sind zu sehr Kenner der Handlung, als daß Sie hieraus schließen sollten, es würden nun in Genf gar keine vollkommen gute Uhren gemacht; Sie verstehn mich vielmehr, daß ich hier nur von der Art Uhren spreche, welche in der Handlung den meisten Cours hat. Die gewöhnlichen Preise der simplen Uhren, welche nicht repetiren, sind hier jetzt: goldne schlechte, zu 5 bis 6 neuen französischen Louisd'or; mittel zu 7 bis 8; gute garantirte zu 9 bis 10; extra gute, gravirte, mit Steinen u. s. w. ohne bestimmten Preis; silberne schlechte $2\frac{1}{2}$, mittel 3, gute 4 bis 6 Louisd'or; tombackne schlechte 2, gute 3 bis 4 Louisd'or. Der größte Debit der fertigen Uhren, zu deren wohlfeilen Preisen auch das vieles beyträgt, daß beynahe der vierte Theil aller Uhrmacherarbeiten von Frauenzimmern verrichtet wird, geschieht in Deutschland, Italien, Spanien, der Levante, und im nördlichen

lichen Europa, durch die in Genf wohnenden Kaufleute die mit Uhren handeln, und in den beträchtlichsten Städten von Europa ihre Comtoirs oder Commissionairs haben. Jeder von diesen Kaufleuten steht mit einigen von diesen Uhrmachermeistern, deren Anzahl sich hieselbst auf 700 beläuft, in Verbindung, nimmt ihm alle seine verfertigten Uhren ab, und der Uhrmachermeister thut eben das mit allen den Detailleurs, die unter ihm arbeiten. Es sind also hier, wie bey allen übrigen würklich vortheilhaften Fabriken, allemal Kaufleute, die den Vertrieb besorgen und die Manufactur erhalten. —

Alle Leute in Genf verstehen sich auf Uhren, und das werden Sie mir leicht zuglauben, wenn Sie bedenken, daß ein Drittheil der Einwohner an deren Verfertigung arbeitet. Soll ich Ihnen einige Sätze aus der hiesigen Nationalweisheit anzeigen, wie man in zweifelhaftem Falle die Güte der Uhren, die sonst niemals mit völliger Sicherheit ohne technische Untersuchung eines guten Meisters zu bestimmen ist, beurtheilen kann? Drey Sätze darüber, sind hier fast sprüchwörtlich geworden; a) eine Uhr taugt nichts,

wenn derselbe Meister, dessen Namen sie führt, sie um geringen Preis verkauft. b) eine Uhr ist schlecht, wenn eine neue Erfindung daran ist, die keinen direkten Nutzen hat. c) Man muß sich hüten für Uhren, die den Namen berühmter Meister führen, und wohlfeil verkauft werden. — Der Genfer Uhrenhandel hat eher zu als abgenommen, und das hat die Stadt dem Geiste der Speculation und dem unermüdeten Fleiße der Einwohner zu danken. Der Genfer bekümmert sich um alles, was er von allen Ländern in der Welt erfahren kann, und scheuet darauf keine Mühe und Arbeit, um sich einen neuen Debit zu verschaffen. Allein unten mehr von dem Charakter dieser modernen Carthaginenser.

Die übrigen Artikel der einheimisch fabricirten oder vielmehr faconnirten Waaren sind: Juwelirarbeiten, Gold- und Silber, Kupfer- und Weisblechschlägereyen u. s. w.

Die zweyte Branche der Genfer Handlung besteht in der Spedition. Man hat mir gesagt, daß hierdurch noch mehr Geld in die Stadt gezogen würde, als durch den Uhrenhandel: und wenn man die vortheils

theilhafte Lage der Stadt und den Handlungsgeiſt der Einwohner bedenkt, ſo iſt das nicht unwahrſcheinlich. Genf hat gewiſſermaaſen zu Waſſer Verbindung mit der Nord- und mittelländiſchen See, durch den Rhein und die Rhone. Von dem erſten iſt es nicht weit entfernt, und die letztere wird 5 oder 6 Lieues unterhalb Genf ſchiffbar. Die Waaren, welche aus dem ſüdlichen Deutſchlande und der Schweiz nach Frankreich und Italien, und von dort wieder hieher gehen, werden allemal am beſten auf Genf ſpedirt, und die faſt an allen großen Handelsplätzen in Europa etablirten Genfer Comtoire beweiſen hinlänglich, daß dieſe Art von Handlung ungemein ausgebreitet ſeyn müſſe.

Man hört in Genf viel von den Millionairs oder Leuten, die eine oder zwo Millionen Gulden im Vermögen haben; man muß aber dabey wiſſen, daß ein Genfer Gulden etwa gleich iſt fünf Mgr. in unſerm Gelde. Einer, der eine Million Gulden beſitzt, wird ſchon für ſehr reich gehalten, und deren ſollen etwa 15 bis 20 in Genf ſeyn. Hunderttauſend Gulden iſt hier ſchon ein Vermögen, (une Fortune) von dieſer Claſſe aber giebt es ſehr viele. Ueberhaupt findet

man hier nicht so außerordentlich reiche einzelne Particuliers als in andern großen Handelsplätzen, aber desto mehrere von der mittlern Gattung, und dieses hat seinen Grund sowohl in der Staatsverfassung der Republik, als auch selbst in der Art und Beschaffenheit der Handlung.

Ich komme jetzt auf das, was mir während meines hiesigen Aufenthalts so viel Vergnügen gemacht hat, auf die Sitten und den Charakter dieser liebenswürdigen Nation. Genf unterscheidet sich in diesen Stücken sehr merklich und vortheilhaft, von allen seinen Nachbaren. Die Nation hält in ihrer Anlage das glückliche Mittel zwischen der großen Lebhaftigkeit des Franzosen und der steifen Gravität des Deutschen, dazu noch ein Theil italienischen Scharfsinns kommt, der durch die allgemeine Aufklärung des Verstandes und noch immer herrschende moralische Principia auf das Gute gelenkt ist. Nirgends habe ich anständiger und feiner disputiren gehört als hier. Ich wünschte, daß Sie wären bey mir gewesen, als auf dem Kaffehause ein Schneider und einer von der Stadtmiliz darüber disputirten, ob ein Homme de Sentiment oder ein

Hom-

Homme d'Esprit vorzuziehen sey. Der Schneider behauptete das erste, gewann die Sache, und ein anderer Handwerksmann sagte ihm: sie haben ihren Satz mit so vielem Witze verfochten, daß man sie selbst dadurch für das Gegentheil des Charakters haben sollte, den sie vertheidigt.

Genaue Kenntniß der Gesetze des Vaterlandes, Principia und Raisonnement über die Moral, etwas Belesenheit, und ungemeine Wißbegierde, vorzüglich was den Zustand fremder Länder betrifft, finden sie fast durchgängig, wenigstens bey jedem Citoyen, und diese machen doch auf 1800 Familien aus. Ich habe mit mehr als 40 Leuten von verschiednem Stande, Geschlecht und Charakter gesprochen, und jene Beobachtung fast bey allen verificirt gefunden. Nur ein paar Exempel, so kurz als möglich: — Eine Frau die auf der Straße kleine Calender verkauft — Ich — Sie lesen wohl fleißig Romane? — Sie — ganz und gar keine — Ich: aber gewiß machen Sie eine Ausnahme mit der Heloise ihres vormaligen Mitbürgers Jean Jaques? — Sie: dessen Roman lese ich am allerwenigsten, er ist mit so vieler Kenntniß des Herzens und

so

so vielem Enthusiasmus geschrieben, daß er mir am ersten den Kopf schwindelnd machen könnte. — Ein Drathseitenzieher, dem ich sagte, daß ich es dem Rousseau nicht verzeihen könne, daß er die Veranlassung zu den Unruhen in einer so artigen Republik gegeben, antwortete; Nennen Sie Rousseau keinen Phantasten, wenn er das ist, waren wir es denn nicht noch weit mehr, da wir uns von ihm in Harnisch bringen liessen? —

Langeweile können Sie hier in Genf nicht haben. Gehen Sie in die erste die beste Bude in den basses Rues, kaufen Sie eine Kleinigkeit, denn gewinnen mögen die Genfer sehr gerne, fangen Sie eine Unterredung an, und es wird Ihnen selten fehlen, daß Sie nicht eine halbe Stunde sehr angenehm zubringen sollten. — Nur noch ein paar Beweise, wie sehr gewisse Kenntnisse hier national geworden sind. — Das Conseil souverain hat eine Lotterie errichten wollen, die Bürger aber haben sich widersetzt, weil es, wie sie sagen, der Industrie höchst schädlich seyn würde, wenn dem Volke andre Mittel Geld zu erwerben, als die Arbeitsamkeit, gezeigt wären. — Eben das Conseil

souverain war nicht abgeneigt, einen Schauplatz in Genf zu errichten, und eben die Bürger, die so viel Kenntniß und Liebe der Wissenschaften haben, widersetzten sich. Ich fragte einen Mann, der im Kleinen mit Leinwand handelt, nach der Ursache der Widersetzung, er antwortete mir fast von Wort zu Wort folgendergestalt: unsre Nation hat bereits eine so starke Neigung für das Lesen der Comödien und Tragödien; es laufen so viele Leute in das schlechte Schauspiel nach Chatelaine, einem eine halbe Stunde von hier auf französischem Boden gelegnen Dorfe, was würde nun entstehen, wenn wir in der Stadt ein gutes Schauspiel hätten? Man würde sehr viel Zeit verderben, unsere Unterredungen würden von dem bisherigen Gegenstande, nemlich unsrer Arbeit, der Erziehung unsrer Kinder, und andren Kenntnissen abgelenkt werden. Es würde bald, wie in Frankreich, auch unter uns das die wichtigste Frage werden: ist diese oder jene Scene gut, ist sie gut vorgestellt, hat die Actrice dieses oder jenes Wort recht ausgesprochen u. s. w. Das ist es eben was die Regierung und die Vornehmsten dabey im Sinne haben, sie wollen unsern Geist auf andre

Dinge

Dinge lenken, damit wir weniger aufmerksam auf die Erhaltung unsrer Verfassung werden, und sie destoweniger Beobachter haben. Deswegen wird auch das in meinem Leben nicht durchgehen. —

Industrie und Frugalität sind hier eben so allgemein als Kenntnisse. Ich will nur Facta erzählen und Sie nachher selbst urtheilen lassen. Ich rede hier vorzüglich von der mittlern Classe, bey der allemal der eigentliche Nationalcharakter zu suchen ist. Also die Lebensart in den basses Rues, wie sie mir von verschiednen Genfern erzählt worden. — Man steht sehr früh auf, und beschickt die Geschäfte im Hause; das Frühstück wird geholt aus dem Kaffeehause um die Zeit zu sparen. Nun werden die Buden geöffnet, worin gemeiniglich die ganze Familie sitzt, und jeder sich mit seiner Arbeit oder dem kleinen Handel beschäftigt. Viele lassen auch das Mittagsessen aus den Garküchen holen, um keine Zeit zu verlieren. Man ißt überhaupt in Genf weit weniger als in Deutschland. Sobald die Sonne untergeht, werden alle Buden fast mit einemmale verschlossen, und alsdann gehen alle Menschen spatzieren, bey gutem Wetter auf den öffent-

öffentlichen Spaziergängen, bey schlechtem unter den Arcaden der basses Rues. Diese Zeit nennet man, die verlohrne Stunde (l'heure perdue). Ein Nationalausdruck der ungemein viel sagt. Diese Stunde nun ist der Conversation und der Mittheilung der Kenntnisse gewidmet. Alles bewegt sich nun nach dem Stillesitzen eines ganzen Tages mit großer Lebhaftigkeit; Vater und Mutter, Sohn und Tochter, Liebhaber und Geliebte, alles scheint in interessanter Unterredung zu seyn, und alles ist dabey sehr anständig, weil einer immer unter den Augen des andern ist. Dieses ist eine wichtige Stunde für den Fremden der Conversation haben will. — Nun wird plötzlich alles ledig, man geht zu Hause, und die, deren Arbeit es erlaubt, beschäftigen sich nun eine Stunde mit der Lectüre, bis zum Abendessen. —

Die Kleidung der Mannspersonen ist durchgehends simpel. Die republicanische Gleichheit macht es zu einer Politik der vornehmsten Männer, nicht besser als der geringste Citoyen gekleidet zu seyn. Die Kleidung der Frauenzimmer von der mittlern Classe ist ebenfalls simpel, aber ungemein reinlich und von artigem

Ge-

Geschmacke. Es ist ein Vergnügen, sie auf dem Markte Lebensmittel, Blumen und Früchte in ihre schneeweißen Handkörbe kaufen zu sehen. Sie treffen hier sowohl auf dem Markte, als auch bey andern Haushaltsarbeiten, doch immer einige Töchter an, deren Väter 80000 bis 100000 genfer Gulden in Vermögen haben. Unsre Bürgerjungfern von gleichem Vermögen würden sich bey manchen Arbeiten, die eine junge genfer Bürgerinn mit Vergnügen und Grazie ausrichtet, für sehr herabgesetzt halten. Aber das ist hier nun einmal anders. — Ueber den Luxus der vornehmsten und reichsten Damen, wird in Genf sehr geklagt.

In dem Umgange der Mannspersonen herrscht gar keine Distinktion, selbst nicht unter Citoyens, Bourgeois und Habitans. — Er hat Kenntnisse, er ist fleißig, wohlredend und nicht liederlich; das sind die Punkte, die jedem Genfer den Eintritt in die geschloßnen Gesellschaften erwerben. Denn hier sind unter den Mannspersonen lauter Cercles und Clubbs, die sich an gewissen Tagen der Woche des Abends versammlen, sich unterreden, auch Schach oder im Brette spie-

spielen. Je vorzüglichere Männer durch Charakter und Kenntnisse in einem Club sind, desto schwerer hält es, ohne Verdienste darin aufgenommen zu werden. Mit den Damen ist es in diesem Stücke ganz anders. Ein Genfer sagte mir darüber: (welches ich aber nicht nachgesagt, sondern mich für alle Imputation protestando zierlichst verwahrt haben will) Les Dames sont sujettes aux petitesses, c'est la richesse & la parure qui decident entre elles les Preseances. So viel ist immer wahr, daß z. E. ein Syndic der vertrauteste Freund eines Schusters und mit ihm in Einem Club seyn kann, die Madam Syndic aber, die Schusterfrau de haut en bas begegnet.

Was ist aber die Ursache jener allgemeinen Aufklärung und großen Arbeitsamkeit in Genf? Ich will es versuchen, Ihnen meine Meynung darüber vorzulegen. Der vornehmste Grund liegt in ihrer Staatsverfassung. Jedem Citoyen und Bourgeois muß es äußerst interessant seyn, die Gesetze seines Vaterlandes zu kennen, weil er ohne deren Kenntniß durchaus keinen Anspruch auf Staatsbedienungen, ja nicht einmal auf die Achtung und Conversation seiner Mitbürger

machen kann. In den Versammlungen der ganzen Bürgerschaft ist diese Kenntniß der Gesetze allein nicht hinlänglich, sie muß mit Wohlredenheit verbunden seyn. Die Begierde zu einer genauen philosophischen Kenntniß der Landesgesetze zu gelangen, führt natürlicherweise in das allgemeine Staatsrecht, das Natur- und Völkerrecht und in die Moral; die Nothwendigkeit wohlzureden aber, macht mit den schönen Wissenschaften bekannt. Der Habitant wacht sorgfältig über die Aufrechthaltung seiner Privilegien, folglich muß auch er die Rechte der Citoyens und Bourgeois kennen, und da nimmt seine Aufklärung eben den Weg. Die Frauenzimmer, die doch nun einmal Begierde zu gefallen haben, sehen leicht, daß man mit solchen Männern, nicht bloß allein von Flor und bunten Schuhen sprechen könne; sie werden also keine Mühe sparen, ihren Verstand ebenfalls aufzuklären. Nun werden die Kinder natürlicherweise besser erzogen und unterrichtet, und das wird die Aufklärung allgemein machen.

Der zweyte Hauptpunkt, ist die Nothwendigkeit und der Geist der Handlung. Sie wissen, was ein Kauf-

Kaufmann ohne Kenntniſſe für ein widerſprechendes Ding, und ein Kaufmann mit Kenntniſſen für ein würdiger vortreflicher Mann im Staate iſt; alſo — allem machen Sie die Folgerungen ſelber. Ich ſchreibe ja keine Diſſertation über Genf.

Die groſſe Induſtrie entſteht hier nach meiner Meynung, erſtlich ſelbſt aus der groſſen Aufklärung. Je mehr Kenntniſſe der Menſch hat, deſtomehr Bedürfniſſe wird er haben. — Die wenigen, welche ſich über die Bedürfniſſe weg philoſophirt, machen nur eine Ausnahme von der Regel. — Je mehr Bedürfniſſe, deſtomehr Begierde zu gewinnen; je mehr Gewinnbegierde, deſtomehr Erwerbſamkeit: zweytens aus der Vaterlandsliebe bey der Concurrenz vieler Arbeiter. Die Genfer befinden ſich ſehr wohl in iheer Vaterſtadt, und haben bey einigem Vermögen, Anſpruch auf Staatsbedienungen und die Hochachtung ihrer Mitbürger; folglich ſucht jedermann mit dem äuſerſten Fleiße ſich in ſeiner Stadt zu erhalten. Aus dieſem zweyten Grunde fließt auch die groſſe Frugalität der Einwohner, vorzüglich in Kleidung und Ausgaben für den Luxus. Die groſſe Mäßigkeit im Eſſen

und Trinken aber nicht gänzlich, sondern fast mehr aus der Organisation ihres Körpers, und der sitzenden Lebensart der meisten.

Es geht mir nahe, daß ich Ihnen bey dieser Gelegenheit sagen muß, daß die Hypochondrie und alle die unbeschreibbaren Krankheiten der Nerven, in Genf vorzüglich zu Hause sind. Diese liebenswürdige Nation ist sehr munter und aufgeweckt bis zu einem gewissen Alter, alsdann aber werden sehr viele von allen Schrecknissen der Milzsucht überfallen, und man hat mir versichert, daß in Genf, nach Proportion, anderthalbmal so viele Selbstmorde geschehen als in London. Noch vor drey Wochen ist hier ein trauriges Exempel von der Art, mit einem Syndic der Stadt vorgegangen.

Polizey ist in einer Stadt von solchen Sitten, wo man sicher sagen kann: –

Plus hic boni mores valent quam alibi leges,

nicht viel nöthig; und bey solchen Anstalten und der kleinen Zufuhr von Fremden, nicht viel möglich. Ich wenigstens habe fast gar keine Polizeyverordnungen von dieser Art bemerkt. Die Statuten der Im-

mun

nungen und Zünfte sind sehr genau bestimmt, und sehr gut abgefaßt.

Die Akademie hat zwölf Professoren. Außer der Mathematik und den Leibesübungen aber ist hier wenig zu lernen, und das ganze Institut verdient kaum den Namen, wenn man es z. E. mit Göttingen vergleicht. Dem ohngeachtet aber, würde ich doch manchen Aeltern von Stande und Vermögen, die ihre Söhne in einem gewissen Alter, wegen Erlernung der Sprache und guter Sitten, in ein fremdes Land schicken wollen, sehr treuherzig rathen, Genf in allem Betrachte, den Städten Lausanne, Strasburg, und vornehmlich Paris vorzuziehn. Ich habe mich hier nach dem Zustande der Pensionen sorgfältig erkundigt. In den Leibesübungen findet ein junger Mensch guten Unterricht, wie schon gesagt, in der Philosophie ebenfalls. Unterdessen ist das nach meiner Meynung das wenigste. Nirgends besser als hier, findet er Künstler und Handwerker, die die Gründe ihrer Kunst anzugeben wissen, und sehr weit von den Handwerksgeheimnissen der gewöhnlichen Meister entfernt sind; nirgends besser als hier findet er Conversation von allerhand Art, nicht

mit zu viel, nicht mit zu wenig Zutrauen auf sich selbst, und erweitert dadurch nebst den reellen Kenntnissen auch natürlicherweise die Kenntniß der Sprache. Durch Wissenschaft, durch gute Aufführung, Gefälligkeit, und einige Adressen kann er in die obbeschriebnen Clubs von würdigen Männern kommen, und wenn er einmal darin ist, so ist er so gut als gesichert gegen die Verführung einiger ausschweifenden Jünglinge, weil es hier doch noch immer eine Schande ist, nicht moralisch gut zu seyn. Sein Reichthum und sein Stand, wenn er nicht beydes in sehr hohem Grade besitzt, machen ihm keine Schmeichler und bahnen ihm nicht den Weg zu der Conversation mit würdigen Männern. Durch Kleiderpracht, großen unnützen Aufwand, Stolz und affectirtes Wesen, würde er ihn sich selbst versperren. Die Luft und die Lebensmittel sind sehr gut; die Lage ungemein angenehm; die Manieren der Leute gefällig und artig; Fremde von allen Nationen kommen durch Genf, und verweilen sich hier eine Zeitlang u. s. w. Die Pensionen sind auch nicht theuer; ein artiges Zimmer in der obern Stadt in einem sehr guten Hause nebst Mittags- und Abendtisch mit Wein, Licht, Aufwar-

tung

tung ꝛc. sollte monatlich 2½ neue Louisd'or kosten. — Schicken Sie immer den Sohn Ihres Freundes, wenn er 16 Jahr alt ist, auf ein Jahr nach Genf, ich glaube, daß ihm das auf sein ganzes Leben vortheilhaft seyn wird. — Nur ein einziger Umstand. Der hiesige Accent ist nicht pariſisch, ob man gleich sonst grammatisch richtiger spricht und sich besser ausdrückt, als in Paris selbst. — Aber ich habe das Zutrauen zu dem Ton Sens unserer Landesleute, daß sie nicht einer solchen für einen Deutschen lächerlichen Kleinigkeit, reelle Kenntnisse, wahre gute Lebensart und Tugend aufopfern werden.

Vornemlich würde ich Genf den jungen Herren aus verschiednen Provinzen von Deutschland, auch aus den politischen Grunde anrathen, weil der hiesige Stolz eine ganz andre Richtung hat als der deutsche, und weil sie alsdenn vielleicht durch das tägliche Anschauen des Gegensatzes lernen würden, auf eine bessere Art stolz zu seyn als man bisher noch in manchen Kreisen von Deutschland ist. — —

VIII.

Wilhelm und Röschen.

Eine National-Erzehlung.

In dem westlichsten Theile der Churbraunschweigischen Lande, haben diejenigen unter den Landleuten, welchen die sparsame Hand des Glücks einer zu ihrem Unterhalte kaum hinreichenden Acker und nur eine kleine Hütte gegeben, den Gebrauch; zu gewissen Jahreszeiten in grossen Gesellschaften in die vereinigten Niederlande zu ziehn, und dort dem reichern und der harten Arbeit weniger gewohnten Holländer, ihre nervigten Arme zum Heumachen, zur Ausbringung seiner Canäle, zum Torfstechen und zu vielen andern schweren Verrichtungen zu vermiethen. Mit einigen Gulden bereichert kehrt darauf die fröliche Schaar zu ihrem väterlichen Heerd, zu ihren häuslichen Geschäften und den sie erwartenden Weibern und Kindern zurück. Ein Theil findet die erste Belohnung seiner schweren ausländischen Arbeit in der Freude der zu Haus gebliebenen über seinen Gewinn, und in der Nähe einiger

gen Tagen die er bey nahrhafter Kost mit den Seinigen freundschaftlich zubringt; ein andrer Theil findet sie, mehr nach dem Brauche seiner alten deutschen Verfahren in dem Wirthshause des Dorfs, wo er sich beym schäumenden Bier in Wolken von Tabacksrauch einhüllt. Hier erzehlen dann die Zurückgekommenen ihre Abentheuer, und wie es in Holland Dörfer giebt, die schöner sind als die benachbarte Stadt: wie dort die Gärtner die Bäume so zu ziehn wissen, daß sie aussehn wie Menschen oder Thiere; wie es da Schiffe giebt darin mehr Menschen wohnen als in ihrem ganzen Dorfe; wie Amsterdam die gröste Stadt auf dem ganzen Erdboden ist, und tausend andre Dinge, die ihnen die Neuheit oder Unwissenheit als wunderbar vorstellt.

Wilhelm der Sohn eines wohlhabenden Vollmeyers in einem Dorfe am Ufer der Hunte, ein junger munterer Bursche von einer lebhaften alles verschönernden Einbildungskraft, die gemeiniglich in der Jugend die Begleiterinn eines guten natürlichen Verstandes und einer guten Gesundheit ist, hatte nun schon seit sechs Jahren — denn so lange war er aus der Schule,

und folglich fähig auf seine eigne Hand die Schenke zu besuchen — alle solche Erzehlungen der Hollandsgänger mit einem besondern Interesse und selten ohne den Wunsch gehört, wenigstens einmal die Reise mitzumachen. Er sah die Schwierigkeiten die sich der Erfüllung seines Wunsches entgegen setzten, sehr wohl ein; allein diese machten, statt ihn abzuschrecken, seine Begierde nur noch immer lebhafter. Es war in dem Dorfe und in der ganzen Gegend umher etwas unerhörtes, daß der Sohn eines Vollmeyers und noch dazu eines wohlhabenden Vollmeyers, mit den armen Heuerlingen nach Holland ziehn sollte. Er konnte also leicht schließen, daß sein Vater, der so gut wie ein andrer auf Ehre hielt, ihm niemahls die Erlaubniß dazu ertheilen würde. Wie oft verwünschte er nicht, wenn seine Einbildungskraft und seine Begierde jenes wunderbare Land zu sehn, den stärksten Schwung genommen hatten, den Vollmeyerhof seines Vaters und dessen Reichthum dazu, und wie oft schätzte er nicht die armen Heuerlinge glücklicher als sich, und wünschte sein Schicksal mit dem ihrigen vertauschen zu können!

Das

Das alles waren aber nun Träume, die ihn der Erfüllung seines Wunsches nicht um einen Schritt näher brachten. Seinen Vater lange zu bitten, und das, mit der größten Wahrscheinlichkeit, vergebens zu bitten, war Wilhelms Sache auch eben nicht, dazu hatte er nicht moderne Erziehung genug. Er entschloß sich also seine Neigung standhaft zu überwinden, doch aber zu einiger Schadloshaltung, den Gesprächen der Hollandsgänger desto fleißiger zuzuhören; gerade so wie sich ein Liebender entschließt, seiner Liebe zu entsagen, und seine Geliebte — nur so oft als möglich zu sehn.

Allein das Glück war Wilhelmen günstiger als er es vermuthen konnte. Sein Vater — welches Wilhelm größtentheils nicht wußte, und wir hier den Lesern im Vertrauen entdecken müssen — hatte in seiner Jugend einmal einen schlimmen Streich gemacht, und war ohne Vorwissen seiner Aeltern in dem halben Europa herum gezogen. Die Erfahrung gab ihm also Scharfsichtigkeit genug, zu bemerken, daß sein Sohn eine eben so starke Neigung habe, als er selbst in seiner Jugend gehabt, eine solche Wanderschaft zu unternehmen, und er fürchtete nun, daß ihm gleiches mit gleichem

chem vergolten werden, und Wilhelm einmal ohne Abschied zu nehmen davon ziehn möchte. Um dieses zu vermeiden, fragte er ihn einst, als er ihn der Reisebeschreibung eines Hollandsgängers sehr aufmerksam zuhören sah: Möchtest du auch wohl einmal mitziehn? — Nichts lieber als das, versetzte Wilhelm, ich habe mich schon oft geärgert, daß ich hier im Dorfe sitzen muß, ohne etwas in der Welt zu sehn oder zu hören; aber Vater, ihr würdet mir das doch wohl niemahls erlauben? — Und warum nicht? Wenn du Lust hast, kannst du aufs Frühjahr meinethalben immer mit nach Holland ziehn. Ich mag es gern, wenn ein junger Mensch sich etwas versucht in der Welt. Aber nichts mehr gebe ich dir mit, als was die übrigen Hollandsgänger in die Kiepe kriegen. — Wilhelm der nach seiner Meynung, seinen Vater noch nie so vernünftig sprechen hören, dankte ihm treuherzigst, und war so voll Freuden, daß er seine Tabackspfeife darüber an die Erde fallen ließ. Wenn doch der Winter erst vorüber wäre! dachte er, und ganz voll von seinem Reiseplane nach Hause.

Um ein halbes Jahr also, war Wilhelm noch von der Erfüllung seiner Wünsche entfernt. Unterdessen waren

waren in dem Dorfe allerhand ländliche Lustbarkeiten, als, Hochzeiten, Kindtaufen, auch Begräbnisse, und vorzüglich die Vergnügungen der Spinnstuben, an welchen Wilhelm als einer der artigsten Burschen im Dorfe keinen geringen Antheil nahm. Röschen, die einzige Tochter des Bauermeisters, ein achtzehnjähriges schlankes rosenfarbes Landmädchen mit den schönsten blauen Augen die man sehn konnte, welche sich nachdem sie aus der Schule des Dorfs gekommen, ein paar Jahre bey ihrem Bruder einem studierten Cantor in einem Städtchen aufgehalten, und von ihm das Hochdeutsche und viele andere Artigkeiten gelernt hatte; dieses Röschen war die artigste, am nettesten gekleidete und beste Spinnerinn in der ganzen Gesellschaft. Ihre Aeltern waren Vettern und Gevattern mit Wilhelms Aeltern, sie war mit Wilhelmen noch in die Schule gegangen, hatte ihm, da er zum erstenmal Vormäher gewesen, ein sehr schönes Band geschenkt, mit ihm auf dem Erndteschmause den Vorreihn getanzt, und ihn schon lange, wenn sie einander begegnet, so freundlich gegrüßt, und so artig angeblickt, daß Wilhelm, so wenig er sich auch auf die Gebehrdensprache gelegt hatte, dennoch schon

lange

lange hätte merken müssen, daß sie ihm vorzüglich gut sey, wenn sein ganzer Kopf nicht von der Hollandsgängerey voll gewesen wäre.

Röschen hatte bey ihrem Bruder, der im Mandelsloh, Tavernier und andern alten Erd- und Reisebeschreibungen sehr belesen war, viele wunderbare Stellen aus der Erdkunde gehört, auch verschiedne neue weltliche Lieder singen gelernt. Was war natürlicher, als daß sie, wenn in der Spinnstube die Reihe zu erzehlen oder zu singen an sie kam, von ihren Kenntnissen Gebrauch machte und alle Zuhörer und Zuhörerinnen dadurch in Erstaunen setzte. Wilhelm, der bey seinem festen bäurischen Nervensystem, dennoch in dem was die Reisebeschreibungen betraf, ein großer Enthusiast war, hörte ihr mit ungemeiner Aufmerksamkeit zu; fand bald, daß sie besser erzehle als die Hollandsgänger in der Schenke; fand darauf daß ihr das sehr artig anstehe; entdeckte kurz nachher, daß sie schön und äußerst liebenswürdig sey; wunderte sich, daß er das zuvor nie gefunden; ward vollkommen verliebt als sie ihn bey einigen Stellen aus den Liedern anlächelte; konnte den ganzen Abend nachher, keine einzige von seinen gewöhnlichen

Scherz-

Scherzreden hervor bringen; bat sie mit einiger Verwirrung um Erlaubniß, ihr das Spinnrad nach Hause tragen zu dürfen; begleitete sie selbst; drückte ihr kräftigst die Hand, und verließ sie mit dem redlichsten Wunsche, der die Liebe der Landleute gemeiniglich so weit über die Liebe der Städter erhebt, — daß sie seine Frau werden möchte.

Daß Röschen diese Symptomen größtentheils bemerkt; daß Wilhelm die folgenden Abende die Spinnstube gewiß nicht versäumt, und immer verliebter geworden; das werden die Leser leicht selber errathen. Sie wurden bald so bekannt, daß sie sich laut sagten wie gut sie einander wären, und wie nichts auf der Welt sie abhalten solle einander zu heyrathen. Und nun, sagte Röschen, nun wollen wir es unsern Aeltern sagen, und ich weiß gewiß, daß die nichts dagegen haben werden. Meine gute Mutter hat es schon vor einem Jahre gewünscht, das es so kommen möchte, das hörte ich einmal als sie mit dem Vater sprach, das mußt du aber nicht wieder sagen, Wilhelmchen; hörst du? — Ja Röschen, sagte Wilhelm mit einiger Verlegenheit, das kannst du glauben, daß ich ein ehrlicher Kerl bin, und

daß

daß ich dich so lieb habe — — so lieb — ja, und wann es keine Sünde wäre, noch lieber als meine Aeltern, und die werden auch gleich ihre Einwilligung darin geben. — Aber laß uns noch ein paar Tage warten ehe wir ihnen das sagen — ich habe noch was im Sinn und das kann ich noch nicht so recht zusammen bringen — Röschen die zwar Reisebeschreibungen aber keinen einzigen Roman gelesen hatte, ließ sich dabey nichts arges dünken, und verließ ihren Bräutigam voll von den frölichsten Aussichten in die Zukunft und den angenehmsten Empfindungen der unschuldigen ländlichen Liebe.

Wilhelm war nicht ganz so heiter als er sie verließ. Mit einemmale war ihm seine Wanderschaft nach Holland wieder auf das Herz geschossen, die er schwerlich in Röschens Plan mit hinein bringen, und eben so schwer herauslassen konnte. Das sah er leicht, daß Röschen so wohl vor als gleich nach der Heyrath es sehr übel nehmen würde, wenn er sie verließe um in der Welt umher zu ziehn, und das wünschte er selbst auch nicht einmahl, und gleichwohl wünschte er doch die Reise. Röschen den geringsten Verdacht gegen seine Liebe zu erwecken war ihm unausstehlich, aber eben so

um

unausstehlich war ihm die Idee das wunderbare Land nicht zu sehn, oder noch sehr lange Zeit damit zu warten.

Es scheint freylich unwahrscheinlich, daß ein junger reicher Landmann, den spätern Besitz oder gar den Verlust eines so artigen Mädchens als Röschen war, mit der Begierde in Holland Torf zu stechen oder Heu zu machen, auf die Waage stellen konnte. So viel ist auch wahr, daß der Verfasser, wenn er eine Erdichtung und keine wahre Geschichte zu erzehlen hätte, kraft der moralischen Collegien welche er auf Universitäten zur Erlangung der Kenntniß des menschlichen Herzens gehört, Wilhelmen den Augenblick von seinem Vorsatz abstehn lassen, ihn baldmöglichst mit Röschen verheyrathen und damit die ganze Geschichte beschließen müßte. Allein da dieses, wie man gesagt, keine Erdichtung sondern eine wahre Geschichte ist, — als welches die scharfsichtigsten Leser unter andern auch sogleich daraus werden bemerkt haben, daß zu Anfange, das Land und die Gegend worin die Geschichte vorgegangen ist, genannt worden — und die Mode, daß der Geschichtschreiber die Sache nicht so wie sie würklich geschehn ist, sondern

so wie sie nach seiner Einsicht oder Absicht hätte geschehn müssen erzehlt, noch gar zu neu und nur erst in Frankreich und einigen wenigen Gegenden Deutschlandes oder nur bey einigen Sachwaltern gebräuchlich ist, auch von den Kunst- und andern Richtern nicht allerdings gebilliget werden will: so sieht sich der Verfasser genöthigt, in der Erzehlung seiner Geschichte, ohne sich durch jenen Einwurf irre machen zu lassen, fortzufahren.

Röschens und Wilhelms Aeltern gaben mit Freuden ihre Einwilligung zu der Verbindung der beyden Liebenden, und Wilhelms Vater drang sehr darauf daß die Hochzeit im künftigen Frühjahre sollte vollzogen werden. Ja, so muß es wenigstens sehr zeitig geschehn, sagte Wilhelm, denn, ihr wißt Vater, daß nachher die Reise einfällt, die ihr mir erlaubt habt. — Was für eine Reise? fragten alle mit einmahl, und Röschen am lautesten. Wilhelm fieng an, mit vieler Beredtsamkeit, die Gründe und Bewegursachen seines Vorhabens aus einander zu setzen, allein Niemand wollte seiner Meynung werden. Röschen sagte nichts dazu. Wilhelm fuhr in seiner Rede fort, bis er sah — daß Röschen weinte. Mit einmal war der Strom seiner Be-

Beredtsamkeit gehemmet. Meine gute Röschen, sagte er stammelnd, ich bleibe wo ich bin, ja wahrhaftig ich bleibe, gleich nach der Hochzeit könnte und wollte ich dich nicht verlassen, wenn ich auch Europa, Asia und Batavia in acht Wochen zu sehn wüßte. Aber Röschen, nimm mirs nicht übel, ich hatte nur gedacht, vorher die Welt ein bischen zu besehn, damit ich dir denn in den langen Winterabenden oder wenn wir im Sommer unter der Linde vor der Thür sitzen, fein etwas erzehlen, damit ich dir allerhand artige Sachen mitbringen könnte, und damit die andern Leute im Dorfe nicht sagen dürften: Röschens Mann ist nie hinter dem Ofen ausgekommen. Es wird mir schwer genung dich zu verlassen, auch nur auf zwölf Wochen, das kannst du glauben, aber ich habe nun einmahl so einen närrischen Kopf, daß ich denke auf mein ganzes Leben glücklicher zu seyn, wenn ich einmal aus meinem Dorfe in die Welt gekommen bin. Doch aber Röschen, wenn du nicht willst, so will ich auch nicht — und dabey sah er Röschen so an, und Röschen die die artigen Sachen und einen in der Welt gewesenen Mann auch nicht ungerne gehabt hätte, sagte: so zieh dann mei-

nenthalben herum, aber unser Verlöbniß und alles ist aufgeschoben bis du wieder kommst; wenn du denn treu bleibst, und nicht Saufen und Fluchen gelernt hast, so — aber schreib auch fleißig und komm bald wiedrr. — Wilhelm hätte gern das Verlöbniß zuvor zu Stande gebracht gesehn, allein Röschens Aeltern widersetzten sich geradezu, und Wilhelm der seinem Röschen nicht ohne Grund viel Beständigkeit zutrauete, gab zuletzt nach, da er sah, daß es nicht anders seyn konnte.

Bis zur Abreise waren er und sein Röschen die glücklichsten Leute von der Welt. Wilhelm liebte Röschen jetzt noch zehnmal mehr, weil er in seiner Liebe nun nichts mehr sah, daß sich seiner Lieblingsidee entgegen setzte, und wußte ihr so viel vorzuschwatzen, daß sie selbst nach und nach anfieng seine Schwärmerey immer vernünftiger zu finden. Allein den letzten Abend vor der Abreise, wäre bald sein ganzes Projekt umgestürzt worden. Er kam eben aus der Schenke zurück, wo er mit seinen Reisegefährten die nöthige Abrede genommen hatte, und sah im Geiste schon alle Wunderwerke von Holland, als ihm sein Röschen, bey deren Aeltern er den Abend, wie die Landleute sagen,

Valet

Valet essen sollte, begegnete. Sie hatte das Mieder angezogen und die Mütze aufgesetzt, welche ihr Wilhelm zum Weynachten geschenkt. — Nun ist alles fertig Röschen, sagte er. Sie sah ihn an, antwortete nichts, und ohne ihre Augen von den seinigen abzuwenden, flossen ihr die Thränen von der schönen Wange. Wilhelm stand da und bohrte seinen Stock in die Erde. — Ja Röschen ich schwöre es dir, keinen Fuß will ich von hier setzen. Mit einemmale seh ich alle meine Narrheit. Vergieb sie mir Röschen! Komm, mein Entschluß ist geändert, ich bleibe. Er nahm sie unter den Arm und gieng so geschwind, als wenn er fürchtete sie zu verliehren. Seine frölichen Reisegefährten kamen auf ihn zu. — Wie es ihm schwer wird von der Braut zu kommen! spotteten sie. — Du mußt nun reisen, Wilhelm, sagte ihm Röschen heimlich, oder ich nehme dich gewiß und gewiß nicht, das wäre nun ein ewiger Schimpf für mich und dich. — Also blieb es bey der Reise.

Röschen erhielt sehr oft Briefe von ihrem Wilhelm, der in der Schule ganz artig schreiben gelernt hatte, aber doch von Röschen darin übertroffen wurde,

weil diese von ihrem Bruder dem Cantor bessern Unterricht gehabt.

Der letzte Brief den Röschen von Wilhelm bekam, war folgender:

Gott zum Gruß.

„Herzliebstes Röschen. Ich thue dir zu wissen, daß ich Gottlob gesund bin, und wünsche daß du auch recht gesund und frisch seyn magst, und ich kann nicht unterlassen an dich zu schreiben, weil Hans Reinkemeyer nach Hause geht, und er den Brief mitnehmen kann. Ich wollte wohl mit gekommen seyn, weil mich recht verlangt nach dir zu kommen, und dich zu sehn, aber ich habe noch bald auf drey Wochen Arbeit, und die darf ich nicht verlassen, bis alles fertig ist, oder ich muß mir viel von meinem verdienten Lohn abziehn lassen, und es läßt auch nicht gut, wenn man die Arbeit nicht endigt, und alle meine Cammeraden würden dich und mich verieren, daß ich diese Zeit nicht hätte abwarten können um dich zu sehn, denn sie wissen wohl daß ich dich von Herzen lieb habe, und es ist auch wahr das weißt du auch wohl, aber ich muß doch darum ein rech-

rechtlicher Kerl seyn, denn sonst hast du mich nicht lieb, und das wollte ich um aller Welt willen nicht haben. Freytag über drey Wochen aber so gehe ich mit Gottes Hülfe, mit Hans Velten, und Peters Ludke und Dosseus Erdmann von hier, und denn komme ich den Dingstag Abend zu Hause, denn ich werde unterweges nicht lange säumen und spreche gleich bey dir vor. Bleib nur hübsch bey der Hand, daß ich dich gleich finde. In Holland ist es wohl gut, aber doch nicht so gut als in unserm Dorfe, und daß man sich hier einen Muffen heissen lassen muß, das ärgert mich zuweilen rechtschaffen. Ich habe hier wohl tausend wackere Mädchen gesehn, aber keine ist doch so flink und sieht so gut aus als du. Mache du es man bey deinem Vater aus, daß gleich nach der Erndte unsere Hochzeit ist, denn früher wird es wohl nicht seyn können, und zu der Rockenerndte mußt du mir auch einen schönen Strauß geben, und ich will dir auch fleißig helfen in der Arbeit beym lieben Korn, so viel ich nur von unserm Hofe abkommen kann. Und ich bringe dir auch was schönes mit, weil ich über Amsterdam gehe und dir da was kaufen will. Das ist wohl eine schöne Stadt, besser als Bremen

und viel größer, und sind da wohl hundertmal so viel Schiffe als in Bremen, und so ein schönes Rathhaus, und viel reiche Leute, die fahren im Sommer auf Schlitten, worauf Kutschen gebauet sind. O! wie viel will ich dir erzehlen, wenn ich hinkomme, und denn gehe ich in meinem Leben nicht wieder von dir, mein herzliebes Röschen. Behalte mich auch lieb, und grüße deinen Vater und Mutter und alle Freunde viel tausendmal, und ich bin bis in den Todt." u. s. w.

Röschens Antwort.

Lieber Wilhelm,

Da ich dich in drey Wochen wieder sehe, so freut es mich daß du nun klug geworden bist. Nun wirst du des Herumziehens doch wohl satt haben, und künftig fein bey mir ausdauern können. Die Zeit hat mir diesen Sommer recht lang gewähret. Aber es ist gut, daß du noch vor der Erndte wieder kömmst. Du sollst dich freuen, wie schön auf unserm Felde das liebe Korn steht. Ich gehe zuweilen des Abends auf den Berg und sehe den ganzen langen Weg hinab, wo du herkommen wirst, und denn singe ich zuweilen das neue

weit-

weltliche Lied, das du im vorigen Winter in der Spinnstube so gerne hörtest: Wo irrt nun wohl zu Land und Meer, u. s. w. Du bist und bleibest doch mein guter Wilhelm. Wenn du nun kommst, da sollst du dich erst vor der Erndte recht ausruhn und dir was zu gute thun, deine Mutter und ich, wir wollen dir schön zukochen. Meine Aeltern und deine Aeltern und unsre Verwandten und alle Freunde grüßen dich viel tausendmal, und ich bin bis in den Todt u. s. w.„

Der Dingstag, Röschens erwünschter Dingstag war gekommen. Sie gieng mit ihren und mit Wilhelms Aeltern den Hollandsgängern eine weite Strecke entgegen. Frohe freundschaftliche Gespräche verkürzten ihnen den Weg, bis die Sonne untergegangen war, und der Mond den schönsten Sommerabend heraufführte. Sie setzten sich an einem Hügel nieder um die Ankommenden zu erwarten. Die Nacht brach ein, und noch war Niemand gekommen. Vielleicht haben sie einige Tagereisen kürzer gemacht, sagten sie, nach der heitern gesunden Denkungsart des Landmanns die sich so leicht kein Unglück ahnden läßt; vielleicht wollen sie die Hitze des Tages vermeiden, und uns Morgen noch ehe die

Sonne aufgeht im Schlafe überraschen; vielleicht ist ihnen auch sonst etwas begegnet das sie noch um Einen Tag zurück hält. Durch diese Vermuthungen beruhigt, begaben sie sich auf den Rückweg. Aber Röschen war auf dem Rückwege lange nicht so heiter, als sie es auf dem Hinwege gewesen war. Der folgende Tag verstrich in eben den Vermuthungen. Am Abende des dritten Tages kamen die Hollandsgänger zurück und Wilhelm — war nicht bey ihnen. — Der Verfasser ist zu mitleidig mit dem armen Röschen und mit Wilhelms bedauernswürdigen Aeltern, als daß er die Betrübniß und die verschiednen Leidenschaften ganz ausmahlen könnte, welche ihnen das Herz zerrissen, als sie von den zurückgekommnen Hollandsgängern welche ebenfalls über den Zufall sehr traurig waren, weil sie den ehrlichen Wilhelm recht lieb hatten, erfuhren; daß Wilhelm gegen Abend vor ihrer Abreise aus Amsterdam, um einige Kleinigkeiten für sein Röschen einzukaufen ausgegangen, und nicht wieder gekommen sey, daß sie zween Tage in ganz Amsterdam nach ihm gesucht, aber nicht die geringste Nachricht von ihm erfahren können; auch daß einige von ihnen nach Zardam zurück gegangen

gen

gen wären, um dort bey einer Gärtners Wittwe mit welcher Wilhelm Bekanntschaft gemacht hätte, wenigstens einige Nachricht zu lassen, wo er sie antreffen könnte. Röschen weinte bey der Anhörung des erstern, aber eine Todtenblässe jagte alles Blut aus ihrer jugendlichen Wange, als sie das letztere vernahm. Wilhelms Vater machte sich selbst die bittersten Vorwürfe, faßte sich aber bald wieder, tröstete seine Frau und Röschen, und versprach, Morgen mit Anbruch des Tages selbst nach Holland zu gehn, und Wilhelmen zu finden, es möge auch kosten was es wolle. Mit diesem schwachen Strahle von Hoffnung mußten also die guten Leute sich zufrieden geben. Nach einigen Wochen kam der Vater zurück, und wußte weiter nichts von Wilhelmen zu sagen, als daß er ihn aller Bemühungen ungeachtet, nicht hätte auffinden können. — Wenn also der Himmel ihn uns nicht wieder findet, so werden wir ihn in dieser Welt nicht wieder finden, sagte Röschen, mit so tiefer Betrübniß daß sie nicht weinen konnte.

Nach dem gewöhnlichen Laufe der Erdichtungen, mußte Röschen sich nun ihrem Gram überlassen, ihre Gesundheit dadurch verderben, in eine Auszehrung fallen,

und

und alsdenn auf die zärtlichste Art die Welt verlassen. Weil aber diese Geschichte, wie gesagt, keine Erdichtung ist, oder vielmehr weil Röschen kein empfindsames Stadtfrauenzimmer, sondern ein ehrliches niedersächsisches Landmädchen von einer blühenden Gesundheit und von einem durch Romane nicht verderbtem Kopfe war: so tröstete sie sich allmählig, schlug ihren Kummer aus dem Sinn, fing wieder an bey der Arbeit frölich zu seyn, und nur bey gewissen Gelegenheiten, wenn nehmlich die Hollandsgänger abgiengen oder ankamen, oder wenn sie in der Spinnstube zärtliche Erzehlungen von der Trennung der Liebenden hörte, stiegen ihr Thränen in die Augen.

Wilhelm war nun anderthalb Jahre abwesend, ohne daß Röschen die geringste Nachricht von ihm erhalten hätte. Ihre Aeltern hatten einen andern Bräutigam für sie ausgesehn, und Röschen, die zwar nun lieber gar nicht geheurathet hätte, gab doch endlich den Vorstellungen und Bitten derselben nach. Hier gieng also alles wie gewöhnlich, ohne Leidenschaft ab, den Eigennutz etwa ausgenommen. Auch die Landleute haben ihre mariages de convenance. Ernst der Bräutigam,

tigam, war der Sohn eines armen Häuslings aus einem Dorfe das von diesem etwa vier bis fünf Meilen entlegen seyn mochte. Seines Vaters Bruder aber, war ein sehr wohlhabender Vollmeyer in diesem Dorfe, und wollte seinem Neffen, weil er selbst keine Kinder hatte, den Hof übergeben. Ernst hatte bisher ebenfalls einen Theil seines Unterhalts durch die Arbeiten in Holland und durch die Schiffahrt erwerben müssen. Er war in Grönland, in der Levante und in Batavia gewesen, und erst vor kurzer Zeit in dieses Dorf worin seines Vatersbruder wohnte, gekommen. Seine Sitten waren auf seinen Seereisen zwar nicht sehr fein, aber auch nicht verderbt worden. Er war so ein ehrlicher handfester Seefahrer, der gegen alle Empfindlichkeit abgehärtet, immer in der Mittelstraße zwischen Vergnügen und Misvergnügen fortging, immer gleicher Laune war, das that, was er für das Beste hielt, und sich weiter um nichts in der Welt bekümmerte. Er sah, daß Röschen ein junges artiges Mädchen, ziemlich reich, und eine gute Haushälterin war, also wollte er wohl, wenn es anders sich so fügte, daß sie seine Frau würde. Röschen hatte auch nichts gegen ihn, und also wur-

wurden sie bald mit einander verlobt, wobey aber doch Röschen recht bitterlich weinte. Die Hochzeit ward bis nach der Erndte aufgeschoben.

An einem Abende, als Röschen mit ihren Aeltern und ihrem Ernst vor der Hausthüre saßen, und die Mannspersonen sich nun bey der angezündeten Tabackspfeife, der angenehmen Empfindung der Ruhe nach der schweren Arbeit des Tages, und der erfrischenden Abkühlung der Abendluft überließen, ward Ernst gebeten zum Zeitvertreib ein wenig von seinen Reisen zu erzehlen.

Ich will Euch einmahl erzehlen, fieng er an, wie ich einmahl auf einem Haar nach, das Leben verlohren hätte. Einst als ich von Batavia auf dem Caap *) retour war, und wir, wie die Matrosen nun sind, wenn sie des Caapweins ein bischen zu viel haben, die Eingebohrnen des Landes weidlich verirt und unsere Kurzweil mit ihnen getrieben hatten, wollte ich gegen Abend in ein Wirthshaus gehn, das da so bey dem Compagnies

*) Die Schiffer nennen das Vorgebürge der guten Hoffnung das Caap.

niegarten herunter liegt. Nicht weit davon begegneten mir einige von den schäbigen Hottentotten, die wir den Nachmittag zum Besten gehabt hatten. Ich kannte sie, und sah wohl daß sie mich auch kannten, und merkte an ihrer Miene und ihrem Gezanster wohl, daß sie sich rächen wollten. Hier war nun guter Rath theuer. Ich hatte weiter nichts als einen Stock, und sie hatten ihre Picken mit hölzernen Stacheln, die aber, das könnt ihr glauben, so spitz und so hart sind als die beste Degenklinge. Ich gieng gerade auf sie zu, um sie in Furcht zu setzen, denn Courage haben sie gar nicht, wenn man sie angreift. Sie waren aber doch so wüthend vor Rache, daß sie mich gleich anfielen, und mir, da ich erst den Rücken nicht recht frey gewinnen konnte, einige Stiche anbrachten. Ich schrie um Hülfe, und sah daß ein Mann der kaum gehn konnte, alle seine Kräfte zusammen nahm, um auf mich zuzueilen. Er stürzte zur Erde als er beynahe bey mir wahr, raffte sich aber doch geschwind wieder auf und fiel, als er aus meinen Reden hörte daß ich auch ein Deutschmann sey, mit einem kleinen Beile so herzhaft über sie her, daß wir zwey davon halb todt auf dem Platze liegen ließen,

und

und die beyden übrigen davon sprangen. So kam ich also noch gut genug weg. Ja daß ich es nicht vergesse, der Mensch der mir da das Leben rettete und als ein ehrlicher Camerad handelte, war noch ein junges Bürschgen, und gieng auf dem Schiffe die Flora genannt vor Matrose nach Batavia. Er war auf der See sehr krank gewesen, hatte sich aber am Caap schon so viel wieder erholt, daß er herum spatzieren konnte, und das that er eben als ich um Hülfe rief. Ich begleitete ihn noch bis vor sein Logement, und hätte ihn öfter gesehn, wenn wir nicht bald darauf abgefahren wären. Er wäre auch aus dem Hannoverschen sagte er, und es schien, als wenn er wohl so recht mit gutem Willen nicht nach Batavia ginge, er mogte auch wohl seinen Aeltern so nicht recht haben gut thun wollen, oder er mochte sonst was auf dem Herzen haben, denn er seufzte zuweilen so, und dabey sah er auf seine großen Handschuhe darauf allerhand Herzen stunden. Der kurze Andrews der hier im Dorfe mal vor vielen Jahren gedient, und sich jetzt im Bentheimischen besetzt hat, muß ihn auch noch kennen, denn der hat mit ihm krank gelegen.

Auf

Auf Röschen hatte diese Erzehlung und vorzüglich der Umstand mit den Hemdsknöpfen einen äußerst lebhaften Eindruck gemacht — Sie hatte Wilhelmen würklich einmal ein paar ähnliche geschenkt — Auf alle Fragen Röschens aber, konnte Ernst weiter nichts antworten, sondern berief sich immer auf den kurzen Anbrews. Die Beschreibung der Statur traf mit Wilhelms seiner zusammen, die Gesichtebildung aber gar nicht. Das gute treue Röschen war über diese Geschichte so unruhig, daß sie die ganze Nacht nicht schlafen konnte. Ihre Liebe für Wilhelmen hatte mit einmal ihre vorige Stärke wieder gewonnen. Sie war in der größten Verlegenheit über das was sie thun sollte. Daß das Wilhelm gewesen sey war äußerst unwahrscheinlich. Die Statur und die Hemdsknöpfe, das traf zu. Aber was war das? die Gesichtsbildung traf ja nicht zu, doch diese konnte sich in drey Jahren, durch die Seefahrt und die Krankheit ungemein geändert haben, und zudem war Ernst eben kein starker Physiognomiste. Aber wenn das nun auch Wilhelm gewesen wäre, wo war er denn nun? und wenn er auch zu Hause gewesen wäre, war sie denn nicht mit

Ernsten verlobt und mit Wilhelmen nicht? und die Gärtnerswitwe in Zardam — o die hätte bald alles verdorben. Röschen faßte aber dennoch einen Entschluß, gieng zu Wilhelms Vater, erzehlte ihm die ganze Geschichte, und gab, ohne daß sie sich vorgesetzt hatte mehr als wahr war zu sagen, dennoch denen Stellen die für die Wahrscheinlichkeit stritten daß das Wilhelm gewesen, so viel Auffallendes; daß Wilhelms Vater sich keinen Augenblick bedachte, ins Bentheimische zu reisen, um sich bey dem kurzen Andrews weiter nach diesem Menschen zu erkundigen.

Einige Tage darauf kam Wilhelms Vater voller Freuden in Röschens Haus gestürzt, als eben alles beym Frühstücke saß. — Da hab ich sie endlich! Nachrichten von meinem Wilhelm, Gott Lob und Dank! Er ist in Batavia, aber nach Andrews Rechnung muß er schon auf der Rückreise seyn. Es ist derselbe Mensch, der euch Ernst da auf dem Caap das Leben gerettet hat. — Ja Mutter, Mutter! schrie Röschen laut aus. O Ernst, mein lieber Ernst, Wilhelm kömmt wieder! und damit sprang sie auf und umarmte Wilhelms Vater — nun habt ihr ja euren Sohn wieder, und ich — — ach

ich

ich arme Röse! — — Ernst der für dergleichen Scenen eben nicht gemacht war, konnte den außerordentlichen Antheil den Röschen an der Freude des Vaters nahm, nicht wohl begreifen. Er hatte durch das Gerücht zwar gehört, daß seine Braut vordem einen andern Liebhaber gehabt, aber dieses hatte auch wie gewöhnlich etwas hinzugesetzt, nemlich, daß ihr erster Liebhaber ihr untreu geworden, nach Holland gegangen, und da eine Gärtnerswittwe geheyrathet. Ernst konnte sich also aus dieser ganzen sentimentalen Situation nicht recht herausfinden, bis es Wilhelms Vater übernahm, ihm die Geschichte ausführlich zu erzehlen.

Hm! sagte Ernst als er sie gehört hatte, wie das doch seltsam in der Welt kommen kann! Hört einmal, ich bin ein rechtschaffner Kerl, und allezeit ein ehrlicher Matrose gewesen, und das ist Wilhelm auch, und nach der Cameradschaft muß und würde ich mit ihm handeln, und wenn er mir das Leben auch nicht gerettet hätte. Er hat also das erste und beste Recht auf Röschen, und das muß er behalten, ob ich gleich mit ihr verlobt bin, und das ist Recht nach unsren Moral, und wenn er in solchem Falle gegen mich nicht eben so

handelte, so würde ich ihm den Kopf einschlagen. Wenn er also von dieser Reise in Zeit von einem Jahre wieder kömmt, und dir noch treu ist, und du ihn noch haben willst Röschen, so stehe ich ab, und das ist billig. Wenn wir Matrosen nicht nach der Cameradschaft handeln wollten, so müßten wir alle vergehn. — So sprach und handelte Ernst, weil er es für Recht hielt, und dachte nichts weniger dabey, als daß er eine sehr edle Handlung thäte. Röschen küßte Ernsten zum erstenmale mit Affect, alle Interessenten waren mit dessen Erklärung zufrieden, und Wilhelms Vater ward dadurch von Ernsten so sehr eingenommen, daß er im Herzen beschloß ihm seine reichere Tochter zu geben.

Wenn es einigen Lesern aus der Nachwelt, als zu deren Besten diese Erzehlung in ein Wochenblatt hoffentlich eingerückt werden wird, einfallen sollte daran zu zweifeln, daß es wahrscheinlich sey, daß ein Mann wie Ernst, der weder den Aristoteles noch den Gellert, weder den Plato noch den Wieland, weder den Seneka noch den Abbt, und weder griechische noch lateinische noch englische noch französische noch deutsche Romane gelesen, auch in seinem Leben keine weinerliche Comödie ge-

gesehn oder gehört, daß sage ich, ein solcher Mann so handeln könne wie Ernst würklich gehandelt hat; so bitte ich sie zu bedenken; daß es doch möglich sey, daß sie selbst von den Tugenden des gemeinen Mannes und vorzüglich gewisser Classen desselben, nicht den gehörig würdigen Begriff haben, und daß diese Leute doch würklich anders handeln können, als sie entweder denen die sie aus dem fünften Stockwerke nach der Vogelperspective, oder denen die sie einmal, wenn zufälliger Weise ihr Zimmer zu warm geheizt ist aus dem Fenster, oder wenn von ohngefähr ihre Carosse in das Gedränge der Canaille kommt aus dem Kutschenschlage beobachten, zu handeln scheinen, auch daß man um diese Leute recht zu kennen, sie in ihrer Kajüte oder in ihren Bierkellern betrachten müsse. — Aber Fi! das wäre ja niederträchtig! — Freylich! und es ist ewig Schade, daß Addison und sein Freund Steele welche sonst ganz vornehme und verständige Leute waren, von dergleichen Niederträchtigkeiten nicht gänzlich frey zu sprechen sind.

Er war also unter den Hauptpersonen unsrer Geschichte ausgemacht worden, daß man noch ein Jahr auf Wilhelms Rückkunft warten, aber unterdessen die

wahre Urſache des Aufſchubs der Hochzeit Niemanden entdecken wollte. Im Dorfe hieß es alſo immer von einer Woche zur andern, dann wird Ernſtens Hochzeit ſeyn, und das ſoll ſo eine groſſe Köſte werden, daß man mit den Zubereitungen noch nicht fertig iſt, und daß alle Ochſen und Hammel noch nicht fett genug ſind. Mit dieſen Ideen reißten im künftigen Frühjahre die Hollandsgänger, einige ein wenig unzufrieden, ab. Sie waren noch nicht lange in Holland geweſen, als Wilhelm der aus Batavia zurück gekommen war, und nun ſeinen Dienſt geendigt hatte, ſie einmal bey ihrer Arbeit unvermuthet beſuchte. Wilhelm konnte kaum das gewöhnliche treuherzige Bewillkommen und Händedrücken auswarten, erkundigte ſich zu allererſt nach ſeinem Röschen, und erfuhr, daß die Verlöbniß mit einem gewiſſen Ernſt lange geweſen, und ohne Zweifel die Hochzeit auch ſchon vollzogen ſeyn würde. Das war die traurigſte Nachricht für den guten Wilhelm, die er erfahren konnte. Er würde geweint haben wie ein Kind, wenn ihn nicht die Gegenwart ſeiner Landsleute und ſein eigner Ehrgeiz zurück gehalten hätte. Denn es wird, der Himmel weiß aus welchen Urſachen,

bey

bey den meiſten unſrer Landleute für ſchimpflich gehalten, zärtlich verliebt zu ſeyn. Er verließ aber die Geſellſchaft bald, nahm ſich kaum die Zeit, noch einige nähere Erkundigung von dem Brautgam oder von ſeinen Verwandten einzuziehn, und eilte in ſein Wirthshaus, wo der arme Jüngling ein paar Tage, wider alle ſeine Gewohnheit, recht melancholiſch zubrachte. Er entſchloß ſich alſo — ſein Vaterland nie wieder zu ſehn? — Nein das that er nicht. — Er entſchloß ſich, ſo geſchwinde als möglich in ſein Dorf zurück zu kehren, um ſeine Aeltern wieder zu finden, und da Röschen doch ſeine Frau nicht ſeyn könnte, wenigſtens in Einem Dorfe mit ihr zu leben, und alles Herumſchweifen fahren zu laſſen.

Er machte ſich alſo auf den Weg, kam in die Gegend wo er von Röschen Abſchied genommen, wo ſie ihm noch zum letzten Andenken die ſilbernen Hemdeknöpfe mit den Herzen geſchenkt hatte — ach wäre ich doch nie weiter bis an dieſen Hügel aus meinem Dorfe gekommen! dachte er. Gelte ich wäre auf mein ganzes Leben glücklicher geweſen als ich es jetzt bin! Röschen, Röschen, hätteſt du — aber du biſt unſchuldig — und

dem Himmel sey es gedankt, ich auch — — da ist ihr schöner Eichelnkamp — ja, und wenn ich nicht irre, ihr Vater ist darin, und noch ein Mann, — ach das wird er wohl seyn — und das ist Röschen auch! — und in zwey Minuten war er vor den Eichelnkamp, und über die kleine Hecke. — — Mein Wilhelm, mein Wilhelm! rief Röschen, und fiel ihm in die Arms. — Willkommen, willkommen Wilhelm, schrie Röschens Vater, ergriff seine rechte Hand, und schüttelte sie aus allen Kräften — Ernst die Linke — ja, mein Seel, das ist der Camerad der mir da auf dem Caap das Leben rettete! — So stunden sie da eine Weile, würdig des Pinsels eines Mengs — Wilhelm hub seine Augen schwer auf — seyd ihr denn alle glücklich? sagte er, und meine Aeltern auch. — Nun sind wir es alle nun du da bist, sagte Röschen, aber Wilhelm wo bist du denn gewesen? — Aber Röschen, du bist Ernsten seine — — Mit nichten, fiel ihm Röschen in die Rede, das bin ich nicht. Aber ich will dir alles erzehlen wie das gekommen ist.

Die Gesellschaft eilte nach dem Hause von Wilhelms Aeltern. Unterwegs erzehlte Röschen, die ganze Ge-

Geschichte, und Ernstens ehrliche Cameradschaft, und Wilhelm fiel ihm um den Hals, und Trust sagte: der Henker weiß wie einem dabey so um das Herz herum zu Muthe wird. — Nun kamen sie in der Aeltern Haus wo alles sich der lebhaftesten Freude ganz überließ. Es ward zugekocht alles was das Haus vermochte. Der Schulmeister, Wilhelms vormaliger Präceptor, der ihn oft geprügelt hatte, wenn er mit Dinte die See auf den Tisch malte, und noch ein Nachbar und Gevatter wurden herbey gebeten, und nun gieng der Schmauß an, und Wilhelm mußte erzehlen, wie er doch in der Welt nach Batavia gekommen sey.

Hier wäre nun die schönste Gelegenheit, Kolbens Beschreibung des Vorgebürgs der guten Hoffnung, und die Holländische Beschreibung von Batavia, einen guten vollwichtigen Folianten, zu plündern, und Wilhelmen ohne Mühe ein Dutzend Bogen voll erzehlen zu lassen. Weil aber der Verfasser weiß, daß Wilhelm eben nicht mit dem Geiste der Beobachtung gereist ist, oder vielmehr, weil er jene beyden Bücher, zum Glücke der Leser, nicht bey der Hand hat, so wird Wilhelm

nur bloß das erzehlen, was seine Freunde von ihm zu wissen verlangten.

Mit Willen, hub Wilhelm an, bin ich nicht nach Batavia gegangen, das könnt ihr alle glauben. Aber hört wie das gekommen ist. O in dem Holland sind viel böse Leute! Als ich in Zardam arbeitete, gieng ich zuweilen in einen Garten, welcher einer Gärtnersfrau zugehörte, die so in Amsterdam allerhand Grünigkeiten verkauft. Ich hatte dabey die Absicht, bey Gelegenheit ein Bischen von der Gärtnerey zu lernen, so wie der Christoph am Graben gethan hat. Die Frau, deren Mann vor einigen Wochen gestorben war, war auch sehr gefällig gegen mich, und ließ mir alles zeigen. Ich speisete auch dort zuweilen für ein billiges Geld, und ward also im Hause sehr bekannt, und erzehlte vieles aus unserm Dorfe, und auch von meinem Röschen. Als die Zeit meiner Abreise heran kam, ließ sie mir durch ihren Vetter einem Seemann, so unter der Hand wissen, daß wenn ich Lust hätte in Holland zu bleiben, ich sie wohl vielleicht heyrathen könnte. Sie war reich und nicht heßlich. Aber ich sagte dem Manne gerade heraus, daß ich sie nicht wollte, und

wenn

wenn sie auch eine Königin wäre, daß ich eine Braut hätte der ich um alles in der Welt nicht untreu werden würde, und daß ich überhaupt die Holländerinnen nicht leiden könnte. Das muß sie nun wohl übel genommen haben, denn sonst kann ich nicht begreifen, wie sie mir nachher einen so gottlosen Streich hat spielen können. Sie stellte sich noch immer ganz freundlich gegen mich, und sagte mir, daß sie den Tag vor meiner Abreise noch expres nach Amsterdam kommen wollte, um mir allerhand schöne Sachen für mein Röschen einkaufen zu helfen. Sie hielt auch Wort. Gegen Abend ließ sie mich aus der Herberge rufen, gieng mit mir lange herum, bis in die Gegend, wo wie ich nun weiß, das ostindische Haus liegt. Hier führte sie mich durch einen Hof in ein kleines Haus, sagte mir, daß sie den rechten Mann rufen wollte, und indem sie zur Thür hinaus ging schrie sie mit einer seltsamen Stimme; die soll dich denn auch nicht haben! Ich wartete zwey Längen und zwey Breiten, und da kam niemand, ich wollte weggehn und fand daß die Stube verschlossen war. Ich machte Lerm, und da kamen vier Matrosen herein, die mir sagten, sie freu-

ten

ten ſich einen ſo hübſchen Cameraden auf Batavia bekommen zu haben, die Wittwe hätte meinen Namen und Geburtsort und alles bey der Schreiberey ſchon angegeben, nnd ich wäre nun ihre. Ich mogte dagegen machen was ich wollte, ſie blieben immer darauf, daß ich gutwillig zu ihnen gekommen, droheten und ſchmeichelten mir eins um das andere, brachten mich noch den Abend auf ein großes Schiff, den folgenden Tag kam der Schreiber, hörte die vier Kerls ab, that als wenn er das nicht verſtand, was ich ſagte, das Schiff gieng nach dem Texel ab, und ich kam mit nach Batavia. Ich habe euch ja ſo oft geſchrieben durch welche Bosheit ich ſo angeführt worden, habt ihr gar keine Briefe von mir erhalten? und du Röschen auch nicht? Wie oft hab ich nicht an euch zuſammen gedacht! — Aber luſtig Freunde, nun bin ich wieder hier, und Röschen du biſt mein. Weiter erzehle ich dieſen Abend kein Wort, das andre ſollt ihr noch oft genug hören. Aber Röschen nun mußt du mir erzehlen. Ja, ſagte Röschen, aber wirſt du auch nicht noch einmal davon gehn? und kneipt ihm in die Wange. — Nein fürwahr nicht

Rös-

Röschen, du bist mir mehr als Europa, Asia, Batavia und America.

Gleich nach der Erndte ward Wilhelm mit seinem Röschen verbunden. Der ehrliche Ernst heyrathete Wilhelms Schwester, und alle waren in der Folge mit einander glücklich.

IX.

IX.

Iſt es thunlich und nützlich, eine Aſſecuranz wegen der Hornviehſeuche, zu errichten?

Dieſe oft aufgeworfene Frage wird wahrſcheinlich wenig Leſer finden, die nicht gleich bey Erblikkung derſelben, ſich auf einige Minuten dem ſüßen Wunſch überlaſſen, durch die Vertheilung des Verluſtes, das Unglück einzelner Oerter oder Perſonen zu vermindern, und von dieſer angenehmen Hoffnung hingeriſſen, die Sache für eben ſo leicht auszuführen als nützlich halten.

Mir wenigſtens iſt es ſo gegangen. Ich entwarf zu meinem Vergnügen in Gedanken einen Plan von einem ſolchen Inſtitute. Während dieſer Beſchäftigung aber, fand ich allerhand Zweifel, ſowohl gegen die Möglichkeit als auch ſelbſt gegen den Nutzen einer ſolchen Anſtalt für das Ganze. Ob dieſe Zweifel gegründet und wichtig ſind, das unterwerfe ich dem Urtheile derer die gröſſere theoretiſche Einſichten mit einer

gröſ-

gröſseren Erfahrung verbinden. Für mich waren sie es wenigstens so sehr, daß ich meinen angefangnen Plan liegen ließ.

Es giebt eigentlich nur zwo Hauptgattungen der Assecuranzen. Die erste ist; wenn eine Gesellschaft sich anheischig macht, den von jedem in gleichem Grade zu befürchtenden Verlust einer Sache, die ein Jedes der Mitglieder besitzt, bey eintretendem Falle, auf die Art gemeinschaftlich zu tragen, daß dem Verliehrenden der Schade nach dem Verhältnisse vergütet werde, in dem er zur Schadloshaltung eines andern Interessenten beyzutragen sich verbindlich gemacht. Hieher gehört z. Er. die Brandversicherungsgesellschaft. Bey dieser Gattung gewinnt Niemand mehr als die Sicherheit für den Verlust, und so viel ich weis, ist die Calenbergische Brandassecurationssocietät davon im Groſsen eine der ersten Proben. Die zweyte Hauptgattung der Assecuranzen ist; wenn eine Gesellschaft oder eine einzelne Person, einer andern Gesellschaft oder einzelnen Person, den zu befürchtenden Verlust einiger Güter, wenn der Fall eintreten sollte, zu ersetzen verspricht, und dafür sich wenn der Unglücksfall nicht entsieht,

steht, eine Prämie bezahlen läßt, deren Größe durch die Wahrscheinlichkeit, daß der Unglücksfall sich ereignen oder nicht ereignen könne, bestimmt wird. Hieher gehören z. E. die Assecuranzen der Schiffe, der Waaren, der Lotterielooſe, ja selbſt des Lebens der Menschen. Bey dieſer Gattung der Assecuranzen ſucht derjenige welcher ſie leiſtet, Gewinn zu machen, und muß es nach dem Verhältniſſe der Umſtände ſuchen. Derjenige aber welcher etwas verſichern läßt, ſucht der Regel nach, mehr nicht als die Sicherheit des Seinigen, welche er mit der bedungnen Prämie bezahlt. Unter Eine von dieſen Hauptgattungen müßte die Viehassecuranz nothwendig gehören, das iſt, es müßte entweder eine Geſellſchaft unter ſich, ſich den Verluſt verſichern, oder ſich denſelben von andern verſichern laſſen. Auf beyden Seiten aber treten Schwierigkeiten ein, die ich für unüberwindlich halte. Ich will dieſelben kürzlich anzeigen, und nachmals dem Leſer die Folgerung überlaſſen, ob eine Viehassecuranz im Großen möglich und rathſam ſey oder nicht.

Zuvor aber bitte ich, dieſes nicht zu weit auszudehnen. Ich glaube ſehr wohl, daß ſich zur Unterſtützung

des

des armen Landmanns der sein Vieh verlohren, verschiedne Maasregeln ergreifen lassen; allein die Frage ist hier, ob eine Viehassecuranz thunlich und nützlich sey?

Um die Viehassecuration nach der ersten Hauptart der Assecuranzen einzurichten, müßten

1. Alle Mitglieder den Verlust in gleichem Grade zu befürchten haben.

Dieses ist bey der Brandassecuration wahr, weil man von jedem Interessenten die höchstmöglichste Vorsicht mit Feuer und Licht präsumiren muß. *) Bey dem Viehe trifft dieses nicht ein, so lange wir aus der Erfahrung wissen; daß die sogenannten Ueberständer die

*) Die wenigen Fälle wo etwa ein Haus wegen der Bauart, oder wegen der Nahrungsart welche darinn getrieben wird, einer größern Feuersgefahr als andre ausgesezt ist, machen im Großen keine Veränderung. Wenigstens ist im Calenbergischen seit 1751 da die Brandassecurationsgesellschaft angefangen, nichts Nachtheiliges durch eine größere Feuersgefahr dieser Art bemerkt worden.

die Seuche so leicht nicht wieder erhalten; daß die Postirungen und andre angewandte Vorsicht das Uebel zuweilen abwenden können, und daß gewisse Gegenden wo die Seuche noch nicht gewesen ist, auf immer und vielleicht mit Grunde, frey davon zu seyn glauben. Dazu kommt vorzüglich, daß dieser und jener Bauer, diese und jene ganze Dorfschaft, ein gutes Mittel gegen die Seuche zu besitzen glaubt, und also einer solchen Casse beyzutreten für sehr unnütz halten würde. Aus diesen Ursachen, besorgen einige Eigenthümer des Viehes, das Sterben desselben gar nicht, andre im geringern, andre im höhern Grade. Ist es nun möglich, daß diese Leute alle mit einander in Eine Gesellschaft treten können? — — — Man antworte nicht, daß weil Niemand zu dieser Wohlthat würde gezwungen werden, nur diejenigen sich bey der Casse interessiren würden, die mit Grunde und etwa in gleichem Grade, den nachtheiligen Zufall befürchten müßten. Ich bin überzeugt, und die Erfahrung ergiebt es, daß manche Dorfschaft, sich wenigstens aus Einer von den oben angeführten Ursachen heimlich schmeichelt von der Seuche frey zu bleiben und oft so lange.

lange, bis sie würklich da ist. Nur Eine von diesen Ursachen dürfte eine Dorfschaft mehr haben als die andere, um es zu empfinden daß es unbillig sey, daß sie eben so viel geben solle, als die, bey der die Gefahr grösser ist. Der Landmann weiß zwar die Wahrscheinlichkeit der Incidenz der Fälle nicht durch a ÷ b zu berechnen, allein er weiß sie zu empfinden. Eine Casse aber zu machen, wo nach dem gröſsern Grade der Besorgniß, der Beytrag gröſser seyn müßte, ist bey dieser Sache unmöglich, weil dabey die Wahrscheinlichkeitsrechnung den höchsten Grad des Speculativischen erreichen müßte, und selbst dadurch unzuverläßig'werden würde. Diejenigen aber, welche weniger zu besorgen hätten, aus dem Grunde daß sie eine allgemeine Landplage ein wenig mittragen müßten, durch Zwang in diese Casse zu bringen, würde aus vielen andern Ursachen zu widerrathen, und auch äußerst schwer seyn.

II. **Müßte die zu verassecurirende Sache, einen gewissen nicht leicht veränderlichen Werth haben.**

Ein Haus das in der Brandversicherungsgesellschaft steht, kann zwar verbessert und verschlimmert

werden, allein lange nicht so geschwinde und so unmerklich als ein Stück Vieh, das vielleicht nach seiner Beschaffenheit und dem laufenden Preise, in diesem Monathe ein Sechstheil seines ganzen Wehrtes mehr oder weniger kostet. Sollte nun der Beytrag oder die Erstattung des Verlustes nach dem actuellen Wehrte des verassecurirten Stück Viehes geschehn, welche unübersehliche Schwierigkeiten würde das in einem grossen Distrikte machen? Sollte ein vor allemal ein gewisser Preis angegeben werden, nach dem der Besitzer den Beytrag leisten, oder die Erstattung verlangen sollte, dabey man denn glauben könnte, daß ein jeder Interessente den etwanigen Mittelpreis angeben mögte; so würden auch dabey nicht viel weniger Schwürigkeiten und Bedenklichkeiten entstehn. Denn erstlich, müßten die Regiſter doch wenigstens alle Jahr verändert werden, weil der Viehstapel sich durch Verkauf, durch Schlachten, und durch Zuwachs an Kälbern u. s. w. jährlich sehr merklich ändert, alsdenn würden zweytens, weil, wie oben erwiesen, die Furcht der Gefahr in einem Distrikte nicht an allen Orten gleich groß ist, diejenigen die von der Seuche mehr zu befürch-

fürchten hätten als die übrigen, zuverläßig einen höhern Mittelpreis angeben als diejenigen, bey denen der Grad der Besorgniß geringer ist; und gesetzt auch drittens, daß eines Bauern altes Vieh zu Anfang eines Jahrs, würklich so viel als es taxirt worden, werth gewesen, gegen das Ende des Jahrs aber der Preis des Viehes überhaupt fiele, und der Besitzer sähe daß er für den Assecurationspreis sich eben so viel oder mehr junges Vieh anschaffen könnte, wäre da nicht mit Grunde zu besorgen, daß es Böswichter geben könnte die gewissenlos genug wären, mit Vorsatz ihr Vieh zu inficiren um die Assecuranzgelder zu bekommen? Wer die Beyspiele weiß, daß bey der Brandassecuration würklich solche Fälle zu befürchten gewesen sind, und wer dabey bedenkt, daß es weit leichter sey und viel eher unentdeckt geschehn könne, daß einer nur ein wenig Geifer von dem angesteckten Vieh in seinen Stall bringt, als daß er seine Meublen oder Güter auskramt und sein Haus in Brand steckt, dem wird diese Bedenklichkeit noch immer gegründet zu seyn scheinen, wenn ihm auch dabey einfallen sollte, daß die schwerste Strafe auf ein solches Verbrechen gesetzt werden müßte.

Wollte man auch annehmen, daß die Gesellschaft sich nur verbindlich machte, denen welche durch die Viehseuche Verlust leiden, durch eine kleine Schadloshaltung die etwa nur ein Viertheil des Werths des verlohrnen Viehes betrüge, unter die Arme zu greifen, so würden dennoch immer die Schwierigkeiten eintreten, nach welchem Fuße der Beytrag von den Mitgliedern sollte gehoben werden; die Umstände, daß das Vieh müßte taxirt werden; daß diese Taxation jährlich zu wiederhohlen wäre; daß diejenigen, welche nichts zu besorgen zu haben glaubten, nicht eintreten wollten; würden also immer bleiben, und in einem großen Distrikte, welcher aus unten anzuführenden Ursachen dazu nothwendig zusammen treten müßte, so viel Schwierigkeiten und Kosten verursachen, daß die richtige und schnelle Administration dieses Instituts beynahe eine Unmöglichkeit würde.

III. Müßte es höchst unwahrscheinlich ja hypothetisch unmöglich seyn, daß die Hälfte des Viehes, das den Besitzern die in die Assecurationsgesellschaft getreten, gehört, in Einer grassirenden Seuche verlohren werden könnte.

Es

Es ist z. E. hypothetisch unmöglich, daß die Hälfte der Häuser welche bey einer sehr großen Brandversicherungsgesellschaft, in Einem ganzen Lande, assecurirt sind, in Einem Jahre abbrenne. Wenn das nicht wäre, so würde die ganze Societät eine Chimäre seyn, und kein vernünftiger Mensch könnte eintreten. Denn, wenn die Hälfte der Häuser abbrennen könnte, so wären die Freygebliebnen welche die andern übertragen müßten, fast die Unglücklichsten. Bey der Viehseuche ist dieser Fall nicht allein möglich, sondern in einem kleinen Distrikte, wenn die Viehseuche zu grassiren anfängt, so gar wahrscheinlich, in einer erhöheten Potenz wahrscheinlich; da wir aus der Erfahrung wissen, daß in manchen Distrikten, die Seuche sechs bis sieben Achttheile des Hornviehes weggerafft hat. Wie nun, wenn ich einen solchen Fall befürchten muß, werde ich da in die Gesellschaft treten, und wenn ich darin wäre, würde ich nicht zittern verschont zu bleiben? Würde ich nicht im letztern Falle zwey bis drey Achttheile mehr bezahlen müssen als mein ganzer Viehstapel werth wäre?

Es iſt wahr dieſe Beſorgniß, daß die Hälfte des Viehes oder mehr, bey Einer Seuche verlohren werde, vermindert ſich im Verhältniſſe mit dem größern Diſtrikte, und der Entlegenheit der Oerter welche zu dieſem Zwecke ſich mit einander verbinden. Wenn z. E. die geſammten Chur-Braunſchweigſchen Lande zuſammen träten, ſo würde es vielleicht in gehörigem Grade unwahrſcheinlich ſeyn, daß die Hälfte des Viehes in Einer Seuche darauf gienge. Allein was würde es für Schwierigkeiten haben, die verſchiednen Provinzen dazu zu vereinigen, und zwar eben aus dem Grunde, weil ſie die Gefahr nicht für gleich groß halten würden? und wenn auch dieſes geſchähe, wie wäre es möglich ein ſo weitläuftiges Werk zu überſehen? Es würde ſchon mit den größten Schwierigkeiten verknüpft ſeyn, einmal die Anzahl des Hornviehes in hieſigen Landen richtig zu beſchreiben, und hieraus kann man auf alles übrige ſchließen.

Wie aber, wenn nur eine bloße Vergütung von etwa 1 bis 2 Rthlr. für das gefallne Stück, dem der es verlohren, von den Freygebliebnen gereicht würden? Alsdenn könnte zwar der Diſtrikt kleiner ſeyn, es könnte

könnte auch allenfalls die Hälfte sterben, ohne daß die Freygebliebnen unglücklicher wären als die Unglücklichen; allein alsdenn würden doch alle die oben bey diesem Punkte angegebnen Schwierigkeiten, wieder eintreten, und die großen Kosten schwerlich herauskommen.

Die zweyte Hauptgattung der Assecuranzen, wäre zwar bey der Viehseuche weit eher anzuwenden als die erste; allein die Schwierigkeiten dabey wachsen doch auch immer mehr, je näher man die Sache betrachtet. Wenn der Assurader meine Güter, die ich von Amsterdam nach Cadix schicke assecurirt, und sich eine Prämie von 4 bis 5 p. C. nach Jahrszeit, Witterung und Umständen bezahlen läßt: so hat er durch Wahrscheinlichkeitsrechnung und Erfahrung herausgebracht, daß etwa überhaupt von 100 Schiffen die dahin gehen, viere verunglücken. Er erkundigt sich darauf bey jedem speciellen Falle, nach der Güte des Schiffs, der Geschicklichkeit des Steuermanns und seiner vornehmsten Gehülfen u. s. w. Alle diese Umstände, wenn sie die Größe der Unwahrscheinlichkeit des Verunglückens vermehren, sind baarer Profit für

ihn, und wenn er auf hundert Schiffe die in den europäischen Gewässern fahren, wo die Prämie etwa im Durchschnitte 4 p. C. seyn mag, assecurirte Waaren hat; so kann er darauf mit kaufmännischer Gewißheit rechnen, daß nicht mehr als drey davon verunglücken, er müßte denn besonders unglücklich seyn.

Gesetzt nun, daß eine Gesellschaft von Capitalisten sich zusammen gäbe, um denen die es verlangten ihr Vieh in den gesammten Churlanden zu assecuriren; auf welche Art würde das möglich zu machen seyn? Wir haben keine Data in diesem Stücke zu einer Wahrscheinlichkeitsrechnung; folglich wüßte ich nicht, wie die Assecuranz-Prämie bestimmt werden könnte.

Da erwiesenermaaßen die Gefahr an verschiednen Orten sehr ungleich ist, so würde die Prämie unmöglich gleich seyn können. Die Capitalisten würden also über diese mit den Assecuranden dingen müssen. Was würde das für einen Handel geben!

Nur diejenigen Leute welche in offenbarer Gefahr schwebten, würden ihr Vieh assecuriren lassen, und dabey würden die Assecuranten schlecht genug fahren.

Es

Es würde immer sehr zu befürchten seyn, daß Leute ihr assecurirtes Vieh selbst inficiren um sich einen Profit zu machen.

Welche Schwierigkeiten würde es ferner haben, erstlich das assecurirte Stück Vieh so bemerklich zu machen, daß nicht Unterschleife leicht vorgehen könnten, und hernach den Verlust desselben durch die Viehseuche, gehörig zu beglaubigen? Welchen Hintergehungen wäre die Gesellschaft da nicht ausgesetzt, und wie sehr würde sie nicht von denen abhängen, welche diese Beglaubigungen auszufertigen hätten; und welche Schreiberey und Kosten würde das verursachen!

Die Prämie würde wegen des Rifico der Hälfte des veraſſecurirten Viehes, und wegen des Umstandes daß nur die, welche Gefahr laufen, assecuriren lassen, würden, leicht auf 40 bis 50 p. C. steigen können. Alsdenn aber würde die Gesellschaft in kurzer Zeit keine Assecuranden mehr finden, und eins würde das andre verderben.

Ich übergehe hier noch eine Menge von Einwürfen auch gegen diese zweyte Art, weil ich glaube, daß Leser von einiger Einsicht in das Assecuranzwesen, dieselben

selben aus dem was oben gegen die erste mögliche Art der Assecurationen gesagt worden, mit größerm Vergnügen selbst ziehn werden, als wenn sie ihnen hier vorgesagt würden. Die Holländer haben zu einer solchen Assecuranz bey dem jetzigen Viehsterben schon Anstalten gemacht. Würde sie auch an einem Orte in der Welt alsdenn leichter ins Werk gerichtet werden können als in Holland? und doch ist, so viel mir bekannt, keine erhebliche Hornvieh-Assecuranz gegen die Seuche bisher daselbst zu Stande gekommen.

Gesetzt aber, daß alle bisher gemachten Einwürfe zu heben wären, oder daß man ihnen durch eine ganz neue Erfindung ausweichen könnte; sollte die Sache dennoch für das Ganze von reellem Nutzen seyn? Ich will die Zweifel, welche mir dagegen eingefallen sind, noch kürzlich anzeigen.

Erstlich, es läßt sich behaupten, daß die Kunst der Viehzucht durch die Viehseuche gewonnen habe, wenigstens unter dem gemeinen Mann bekannter geworden sey, und jetzt von ihm mit mehrerem Fleiße ausgeübt werde. Die Noth, welche am Ende doch immer der stärkste Sporn zur Arbeitsamkeit ist, hat ihn

ihn gezwungen, seinen Fleiß zur Anziehung des jungen Viehes zu verdoppeln. Wir haben gesehn, daß in Ostfriesland, in Holstein, auch bey uns, fast allezeit drey oder vier Jahre nach der Seuche, der Viehstapel meistens wieder volzählig gewesen. Würde es nicht zu befürchten seyn, daß wenn durch die Ersetzung des Schadens, oder auch nur durch einen proportionirlichen Beytrag, diese Triebfeder geschwächt würde, die ämsige Bemühung das Vieh wieder anzuziehen sich vermindere, und also die Hauptsache für den Staat, die baldige Ersetzung des abgegangnen Viehes mehr darunter verliehren als gewinnen könnte? Es giebt einige gute Hauswirthe unter den Landleuten, bey denen alles dieses nicht gelten würde. Allein daß der größte Theil so seyn sollte, daran kann man mit Grunde zweifeln, vom größten Theile aber muß doch die Regel genommen werden.

Würden Zweytens, alle die Versuche, das Vieh vor der Seuche zu bewahren, oder es davon zu heilen, noch mit eben dem Eifer angestellt werden, wenn man wüßte, daß man sein verlohrnes Vieh bezahlt erhielte, oder

oder auch, wenn man nur nicht so viel zu verliehren Gefahr liefe?

Drittens, der wahre Reichthum des Landes, welcher bekanntlich in den Producten und nicht im Gelde besteht, würde dadurch mehr verliehren als gewinnen. Wenn dem Landmanne sein Haus und seine Scheuer abbrennt, so ist er gänzlich außer Stande zu arbeiten, also ist es eine wichtige Sache, ihn so bald als möglich wieder dazu in den Stand zu setzen. Die Viehseuche aber, raubt seinem Fleiße noch nicht alle Resourcen sich zu helfen. Man hat an verschiednen Orten bemerkt, daß er sogar zu dem ihm dadurch entgehenden Dünger Rath schaffe, und den Ackerbau deswegen nicht vermindere. Setzt er sich nun durch eigne Aemsigkeit, wenn es auch etwas später geschehn sollte, wieder in bessre Umstände, welches er doch nach der Erfahrung bisher gethan hat, so gewinnt dadurch das Ganze, diese Producte seines mehreren Fleisses, zu einigem Aequivalente für den erlittnen Schaden. Eine Ersetzung welche es höchstwahrscheinlich nicht würde gewonnen haben, wenn der Landmann durch die Verhülfe an baarem Gelde aus der Assecuranzgesellschaft, sich sein Vieh wie-

wieder angeſchafft hätte. Wenn auf jene Art, nemlich durch Fleiß und ſorgfältige Zuzucht, der Viehſtapel auch erſt in ſechs Jahren völlig wieder erſetzt wird, ſo läſt ſich doch arithmetiſch darthun, daß dieſes dem Lande vortheilhafter ſey, als wenn durch Zuſchuß des baaren Geldes das Vieh in drey Jahren wieder angeſchafft und alsdenn nothwendig von Fremden gekauft ſeyn müßte.

Viertens, noch ein Umſtand, der ſolche Einrichtung ſelbſt für die, welche dadurch unterſtützt werden ſollten, weniger vortheilhaft machen dürfte. — Nemlich, der Preis des Hornviehes würde alsdenn plötzlich weit mehr ſteigen, als er bisher nach der Seuche gethan, weil ſo viele Leute gleich wieder im Stande wären, ſich friſches Vieh anzuſchaffen, und folglich der Käufer viel, der Waare aber wenig ſeyn würde. Sollte das Vieh im Lande wieder angekauft werden, welches doch zu wünſchen wäre; ſo würden die freygebliebenen Mitglieder der Geſellſchaft diejenigen ſeyn, von denen das Vieh wieder anzukaufen wäre; dieſe aber, würden den gegebenen Beytrag wieder auf das Vieh ſchlagen, und alſo würden diejenigen welche den Verluſt durch die Seuche erlitten, im Grunde wenig Vortheil haben.

Sollte

Sollte das Vieh aber von Fremden angekauft werden, so würden diese wegen der häufigen Nachfrage klug genung seyn, das Vieh in hohem Preise zu halten, und also am Ende von unserm einheimischen Institute den besten Profit ziehn.

Dieses sind meine vornehmsten Zweifel gegen die Möglichkeit und den wahren Nutzen einer Assecuration gegen die Hornviehseuche. Ich nehme so vielen Theil an das Unglück der armen Leute, welche durch das Viehsterben in bedaurenswürdige Umstände gerathen, daß ich aufrichtig sagen kann, ich würde mich freuen, wenn jemand mich durch eine glückliche Erfahrung überzeugte, daß alle meine Zweifel ungegründet wären, und die Sache thunlich und von wahrem Nutzen sey. Es ist zuweilen ein Vergnügen, Unrecht zu haben.

X.

Ueber die Vorschläge, die bürgerliche Verbesserung der Juden betreffend.

Der jetzige Herr Geheimer-Rath von Dohm, gab im Jahr 1781. zu Berlin, sein interessantes Werk **über die bürgerliche Verbesserung der Juden** heraus.

Ich ward ersucht, meine Meinung darüber in einer Recension zu sagen; und übernahm dieses Geschäft um desto williger, da ich die Ehre habe, den Herrn Verfasser unter meine alten und vorzüglichen Freunde zu zählen, und also um so mehr überzeugt war, daß es ihm lediglich auf Wahrheit bey der Entwickelung der großen Frage ankomme: **ob und in wie fern, die Beförderung des Besten jenes so beträchtlichen Theiles unserer Mitmenschen, mit dem Besten unserer heutigen und vorzüglich der deutschen Staaten vereinbarlich sey?**

Ich durfte ferner voraus setzen, daß der Herr Verfasser mir völlig gleiche Gesinnungen zutraue; und

viele Jahre, in welchen ich in verschiedenen Bedienungen, nemlich vorhin zu **Hameln**, als Stadt-Schultheiß, und nächstdem zu **Hannover** als Geheimter-Canzley-Secretarius, im Städte- und Policey-Fache, Gelegenheit gehabt, die Juden und ihre verschiedenen Verhältnisse, vorzüglich zu dem erwerbenden Theile der Christen zu beobachten, haben mir über den Gegenstand einige Erfahrung verschaffen müssen.

Jene Recension *) folgt nun hier, um zugleich den Inhalt des Werks wieder in Erinnerung zu bringen.

Im **zweiten** Theile der **zweiten** Auflage, hat der Herr Verfasser seine Meynung auch über meine Zweifel geäußert; und am Schlusse dieses Aufsatzes, werde

*) Sie steht in der **Allgemeinen** deutschen Bibliothek B. L. unter **vermischte Nachrichten**, mit verschiedenen Veränderungen von einer dritten Hand, welche ich hier, ihrer Erheblichkeit unerachtet, weglasse, und meine Recension so liefere, als ich sie ungefähr noch im Gedächtnisse habe.

werde ich über jene Replic meine Duplic kürzlich beybringen, und damit meines Theils, die ganze Sache beschlossen seyn lassen.

Die Recension.

„Der Herr Verfasser ist bereits durch andere Schriften als ein scharfsinniger und practischer Schriftsteller, auch als Geschäftsmann rühmlichst bekannt, und das gegenwärtige, vortreflich geschriebene Buch, wird diesen Ruhm eben so sehr bestätigen, als die darin allenthalben hervorblickende Menschenliebe, für den großen und unglücklichen Theil unserer Mitbrüder, welchen es angehet, seinem Herzen Ehre macht. Ein kurzer Auszug aus einem Werke, wie dieses, welches keine überflüßige Periode enthält, und dessen Lesung man Fürsten und Staatsmännern laut empfehlen kann, wenn auch an der völligen Ausführbarkeit des Plans zu zweifeln steht, ist nicht leicht zu machen, ohne dem Eindrucke des Ganzen zu schaden.„ Inzwischen will ich es versuchen.

„Voran gehen einige allgemeine Bemerkungen, über das jetzige Bestreben aller aufgeklärten Regierungen zur Vermehrung der Volksmenge, und über

den heilsamen Einfluß, welchen diese auf das Wohl des Ganzen hat. Dahin zielen jetzt fast alle Einrichtungen ab, die im Anfange manchmal selbst mit Unbequemlichkeit der alten Einwohner verbunden sind. In manchen Staaten wendet man sogar große Geld-Summen darauf, um unmittelbar fremde Unterthanen ins Land zu ziehen. Nur mit den Juden wird eine Ausnahme von dem allgemeinen Grundsatze der Volks-Vermehrung gemacht. Sie wird bey ihnen auf alle Weise gehemmet, und diejenigen dieser Nation, welche man ja noch ins Leben kommen läßt, werden durch unsere Einrichtungen, durch gänzlichen Ausschluß von Staats- Kriegs- und bürgerlichen Geschäften; vom Ackerbaue und Handwerke und durch den ihnen nur allein überlassenen kleinen Handel und Wucher, so herab gedrückt, gewissermassen so gezwungen, schlecht zu seyn, daß der Staat von einer größern Bevölkerung an Juden, **so wie sie jetzt sind, und durch unsere Einrichtungen nicht anders seyn können**, freylich keine Vortheile haben kann. — Aber woher kommen diese Einrichtungen, welche dem Staate so viele Eingebohrne, die gute Bürger seyn könnten, rauben?

Un-

Unselige, mit dem Besten der übrigen Einwohner unvereinbare Glaubens-Grundsätze, sind den Juden zwar vorgeworfen, aber nicht erwiesen. Vielmehr enthält ihr mosaisches Gesetz das Gegentheil; außer daß, da ihre Nation unvermischt bleiben sollte, etwas Haß und Verachtung anderer Völker in ihrem Staate einfließen mußte. Hievon hat sich, eben durch den Druck, den sie bey uns erdulden, und durch unsere ausschließende Grundsätze, nothwendig manches erhalten müssen. Dieses würde aber, nach des Herrn Verf. Meynung, mit der Zeit verschwinden, wenn wir anfiengen, billiger gegen sie zu seyn. In den großen Staaten des Alterthums, und jetzt in Nordamerika, trenne keine Glaubens-Verschiedenheit die Bürger. Unser Werk sey es, wenn die Juden dermalen sittlich verdorben sind; unsere falsche Politik gegen sie aber, ein Rest der Barbarey und des Fanatismus der Pfaffen aus den vorigen Jahrhunderten. In dem saltrömischen Reiche war man völlig tolerant gegen sie, obgleich ihre öftern Empörungen gegen die Römer noch im frischen Andenken waren. Sie hatten ihren Patriarchen, konnten bis zum Jahre 418.

zu allen bürgerlichen und Kriegsämtern kommen, frey handeln und erwerben, hatten Autonomie, und waren also gute und nützliche Bürger.

Chrysostomus war einer von denen, welche die Aufhebung dieser Gerechtsame zu erst veranlasseten.

Nach und nach giengen die Gesetze weiter; man fieng an, die Juden zu drücken, alle Fähigkeit, sich um das gemeinschaftliche Vaterland verdient zu machen, wie sie sonst in Krieg und Frieden oftmals gethan hatten, ward ihnen genommen. Die rohen auswärtigen Barbaren machten darauf die Herren der Juden, die Römer selbst, zu Sclaven, nahmen die christliche Religion an, und mit ihr, Verachtung, Haß und Grausamkeit, gegen ein Volk, das der Religion seiner Väter treu blieb. Dieses währte durch alle Jahrhunderte der Barbarey in Europa hindurch. Unmenschliche Gesetze wurden gegen sie gemacht, und unmenschlich grausam, oftmals auf Anstiften fanatischer Priester, oftmals auch aus Raubsucht der Großen vollzogen. Daß sie nicht ganz ausgerottet worden, bleibt bey allem dem ein sichtbares Wunder. Aber sie hätten keine Menschen seyn müssen, wenn

wenn sie nicht ihre Tyrannen gehasset hätten; wenn ihr Charakter dabey nicht verschlimmert worden wäre. Endlich nahmen sich die Kaiser ihrer an, sie wurden ihre Cammer-Knechte; erhielten freylich dadurch Schutz für Leib und Leben, aber auch nicht viel mehr; wurden nun durch Finanzoperationen beständig gedrückt, und das Recht sie zu drücken, verkauft, versetzt und verschenkt, daher rühret dann noch die heutige Verfassung.

England und Holland nützten unterdessen den Bedruck der Juden in andern Ländern, und ertheilten ihnen, zu grossem Vortheile ihrer Handlung, die vorzüglichsten Rechte des Menschen und des Bürgers. Doch wüßte in England 1753 die Naturalisations-Acte der Juden wieder aufgehoben werden.

Die Grundlage des Characters der Juden, sagt der Herr Verfasser, ist bey alle dem noch gut. Die Anhänglichkit an ihren uralten Glauben, giebt ihm eine zur Bildung der Moralität vortheilhafte Festigkeit, und ihre Absonderung von andern Nationen, engere Verbindung unter einander und genaue Beobachtung vieler Ceremonie- und Sitten-Gesetze, hat sie bisher

von vielen Lastern reiner erhalten, als die Christen zum theil sind. Hergegen sind übertriebene Neigung zu jeder Art von Gewinn, Liebe zum Wucher und zu betrügerischen Vortheilen, auch Stolz Hauptfehler ihres dermaligen National-Characters.

Aber woher rühren diese? Wie schon gesagt, von der Einschränkung; indem ihnen fast nichts als Handel und Wucher überlassen ist.

Der Handel überhaupt hat bey jeder Nation, einen nachtheiligern Einfluß auf die Moralität als Ackerbau und Handwerk, welches der Herr Verfasser sehr schön ausführt.

Liegt also der Grund der gegenwärtigen Verderbtheit der Juden, in ihrem Bedruck und ihrer eingeschränkten Beschäftigung; so sind auch die Mittel gefunden, sie zu bessern, und sie, wenigsten nach einigen Generationen, zu nützlichen Bürgern des Staats zu machen.

Man gebe ihnen daher nach des Herrn Verfassers Vorschlage; vollkommen gleiche Rechte mit allen übrigen Unterthanen; mithin auch vollkommenste Freyheit der Beschäftigungen

und

und Mittel des Erwerbes; ſuche ſie von der Beſchäftigung des Handels allmälig abzuleiten, und führe ſie vornemlich auf Handwerks-Arbeiten, durch Verordnungen, Begünſtigungen, Freyjahre von Abgaben u. ſ. w. Die Zünfte würden freylich, nach dermaliger Lage der Umſtände und Denkungsart, die Juden unter ſich nicht aufnehmen, auch nicht füglich dazu gezwungen werden können; aber man verleihe den jüdiſchen Handwerkern völlig gleiche Rechte mit den zünftigen, gegen gleiche Abgaben, vielleicht würden dadurch die ausſchlieſſenden Rechte der Zünfte ſelbſt für den Staat weniger nachtheilig gemacht. Auch der Ackerbau müßte den Juden nicht verwehrt ſeyn, obgleich mehr, als arbeitenden Bauern, wie großen Güterbeſitzern und Pächtern. Jede Art der Handlung könne der Jude treiben; jedoch ſey ihm keine ausſchlieſſend zu überlaſſen, und er verpflichtet, ſeine Handelsbücher in der Landesſprache zu führen. Künſte und Wiſſenſchaften müßten ihm völlig frey bleiben; jedoch ſey es mit vielen Bedenklichkeiten umwunden, die Juden, wenigſtens in den erſten Generationen zu Staats-Bedienungen zuzulaſſen.

Für die bessere Erziehung der jüdischen Kinder müßte dabey hauptsächlich gesorgt, ihre Schulen den besten christlichen gleichförmig eingerichtet und allenfalls veranstaltet werden, daß die Juden ihre Kinder auch in die christlichen Schulen schicken könnten, in diesen aber wären auch die Vorurtheile der Christen gegen die Juden allmälig wegzuräumen, damit letztere von ersteren als Brüder und Mitmenschen betrachtet würden.

Zugleich sey den Juden nebst völlig freyer Religionsübung auch die Entscheidung ihrer Privat-Streitigkeiten unter sich, durch Richter ihrer Nation und nach ihren Gesetzen, allein zu verstatten.

Darauf geht der Herr Verfasser zur Widerlegung verschiedener Einwürfe fort, welche gegen seinen Vorschlag gemacht werden könnten; nemlich, daß die Landesherren an ihren Domanialeinkünften von dem bisher gewöhnlichen Schutzgelde, vieles verlieren; daß die Juden sich zum Nachtheile der Christen zu sehr vermehren; daß den Juden wegen unsers Sonntags und ihres Sabbaths, zwey Arbeits-Tage ausfallen würden;

den; daß sie durch ihre Religion unfähig seyn, Kriegsdienste zu thun — u. s. w.

So weit der kurze Auszug aus dem Werke selbst.

Ob nun gleich jene Widerlegungen der Einwürfe, sehr viel Gutes enthalten; so bin ich dennoch der Meinung, daß den Vorschlägen des Herrn Verfassers und deren gänzlicher Ausführung, wenigstens nach dermaliger Lage der Staaten, und ins besondere der teutschen, große Schwierigkeiten entgegen stehen, die wohl verdienen erwogen zu werden, um auf Mittel zu sinnen, ihnen, wo möglich abzuhelfen.

Daß die Erwerbmittel der Juden so sehr eingeschränkt sind, rührt eigentlich von den uralten bürgerlichen Gilde-Verfassungen und Gerechtsamen der Christen her. Alle Erwerbmittel waren dadurch unter die verschiedenen Zünfte der Christen ausschlüßig vertheilet; der jüdische Fremdling mußte sich also, wenn er aufgenommen seyn wollte, gefallen lassen, mit denjenigen wenigen Erwerbmitteln vorlieb zu nehmen, welche etwa noch unbesezt waren, und das waren keine andere, als die, welche er jezt noch hat, nemlich kleiner Han-

del

del und Wucher, oder diejenigen, welche er zur Noth noch haben kann, nemlich Ackerbau, Tagelöhner-Arbeit, neue Fabriken und Manufacturen. Jene uralten Gerechtsame lassen sich nun freilich den christlichen Zünften sogleich nicht nehmen! Gesetzt aber, man wollte zum Besten des ganzen Staats über diese Gerechtsame der alten Bürger hinaus gehen; wie würde es nun anzufangen seyn, daß die jungen Juden Handwerke lernten? Sie müßten doch bey Christen in die Lehre. Denn wo sind schon jüdische Handwerker? *) oder wie wenig sind deren? und von wie wenigen Handwerken? Es würde aber in der That schwer seyn, über die Vorurtheile des christlichen Handwerkers wegzukommen, zumal, wenn er merkte, daß ihm und seinen Kindern die alten Gerechtsame genommen werden sollten.

Jedoch, auch zugegeben, man brächte es durch Ueberredung und Belohnungen dahin, daß ein christlicher Meister seinen eignen Vortheilen entsagte, den ihn

*) Die in Prag und Fürth haben wenig zu bedeuten.

ihn ſicher erwartenden Haß und Verachtung aller ſeiner Gilde-Genoſſen — gröſtentheils ſeiner Verwandten — nichts achtete; wie ſoll das Lernen des jungen Juden eingerichtet werden? Soll er ordentliche Lehrjahre, mit der erforderlichen ſtrengen Zucht und Subordination unter chriſtlichen Meiſtern und Geſellen aushalten? Dazu würde und könnte ein Jude ſeinen Knaben nicht hergeben. Soll der jüdiſche Lehrknabe aber gelinder und bequemer gehalten werden, als der chriſtliche? Ein ſolcher Vorzug würde dem Juden ſelbſt, gewiß zu einen ſchlechten Handwerker machen.

Soll er bey dem Meiſter wohnen, ſchlafen und eſſen? Die Einrichtung der meiſten Handwerker macht dieſes unumgänglich erforderlich; die Verfaſſung des jüdiſchen Cerimonialgeſetzes aber unmöglich. An ſeinen vielen Feyer- und Faſttagen darf der junge Jude ohnehin nicht, und an unſern Sonn- und Feſttagen kann er, wenigſtens im Hauſe des Meiſters, gleichfalls nicht arbeiten. Soll er mit chriſtlichen Jungen zugleich lernen, oder nur mit ſeinen Glaubens-Genoſſen? — Welches Unheil und welche unaufhörliche Zänkereyen würden im erſten Falle entſtehen, und der andere

dere wird schwer möglich zu machen seyn. Und welche Handwerke soll der junge Jude lernen? Zu allen denen, die viele Leibeskräfte erfordern, fehlt es ihm gewöhnlich, wie der Herr Verfasser selbst gesteht, an diesen. — Aber, die Nation soll durch die Uebung und stärkere Nahrung, allmählig stärker werden. — Wo aber ist dann anzufangen? und wie vertragen sich die vielen Fasten, auch an Tagen, wo die Juden arbeiten dürfen, mit den Geschäften des Schmiedes, des Zimmermanns, des Tischlers? u. s. w.

Inzwischen werde nun der junge Jude aus einem Lehrling ein Geselle! — Daß die christlichen Gesellen ihn nie an ihren Arbeiten und Einrichtungen werden Theil nehmen lassen, wird jeder zugestehen, der Handwerks-Gesellen kennt, und weiß, daß Vorurtheile durch bloße Verordnungen nicht können abgestellet werden. — Also bleibet der jüdische Geselle wieder isolirt, und da er theurer zu beköstigen ist; wird es schwer, ja fast unmöglich seyn, daß er bey christlichen Meistern Arbeit erlange. — **Wandern**, welches doch bey vielen Handwerken so nützlich ist, kann der jüdische Geselle auch nicht wohl, wenn keine Gilden-Verfassung für

ihn

ihn da ist, und also wird er schwerlich viele Geschicklichkeit und Kenntnisse gewinnen. —

Aber dem allen ungeachtet werde nun der junge Jude **Meister**! — Daß er in die Gilden nicht aufgenommen werden könne, giebt der Herr Verfasser selbst zu. — Aber er soll völlig frey arbeiten und noch Freyjahre von Abgaben und Unterstützungen genieſſen.

Allein, scheint es nicht, als wenn man hier mit der besten Absicht, eine Ungerechtigkeit begehe, wenn man diese neuen Ankömmlinge, besser setzen wollte, als die alten Bürger, welche selbst jeden concessionirten Christen ihres Handwerks, als einen Nahrungsstörer, obgleich nicht mit Grunde, betrachten? Was oben wegen der weit mehreren Festtage und theureren Beköstigung gesagt ist; tritt nun bey dem jüdischen Meister in vollem Maaße ein. Ein großer Meister, der viele Arbeiten übernimmt, kann er ohnehin nie werden. Dazu gehört bey den meisten Handwerken, die Einrichtung des Wanderns der Gesellen, wodurch der Meister deren mehrere oder wenigere, nach Maaßgabe seiner mehreren oder minderen Arbeit erhalten kann. Christliche Gesellen werden nicht leicht bey einem

jüdi-

jüdischen Meister arbeiten. Also wird Jude unter Juden bleiben, und folglich national Absonderung bleiben.

Zum Ackerbaue die Juden zu gebrauchen, hat vor der Hand auch große Schwierigkeiten. Es fehlt den meisten in Deutschland an der Leibesstärke eben so sehr, als an Lust und Liebe zu dieser Arbeit. Noch eine andere große Schwierigkeit tritt ein! — Man kann sich nemlich keine rechte Bauerwirtschaft, wenigstens in Deutschland denken, wo alle Schweinezucht wegfällt, wo der Bauer kein Schweinefleisch, nichts vom Hintertheil des übrigen Schlacht-Viehes, und gar nichts davon genießen darf, wenn etwa der Schnitt mißrathen, oder wenn von den vielen kleinen Fehlern nur Einer gefunden wird, welcher dem Juden ein Stück Vieh überhaupt ungenießbar macht. — Wo würde der jüdische Bauer mit diesem Fleische bleiben? — Soll ferner der Jude am Sonntage Feldarbeiten verrichten dürfen, wenn der Christ feyern muß? Vernünftige Leute werden es freylich für billig halten, daß, wenn der Jude am Sonnabend nach seiner Art, Gott gedient hat, daß er nun am Sonntage arbeiten dürfe. Aber es werden sich auch viele sonst vernünf-

tige

tige Leute finden, welche dem Vorurtheile, daß hiedurch der Sonntag entheiliget werde, nachhegen. — Oder soll der Jude am Sonnabend von Frohndiensten, Landfuhren und dergleichen Diensten frey bleiben, wenn sein Nachbar, der Christ, als Riegemann arbeiten muß, wenn das ganze Dorf an einem solchen Tage zu einer Arbeit aufgefordert wird, die am folgenden, von einem einzelnen Bauern nicht nachgeholt werden kann?

Urbare Ländereyen sind ferner in Deutschland, Gottlob! wenig vacant und erben vom fleißigen abgehärteten christlichen Vater auf den Sohn fort. Uncultivirte Plätze aber urbar zu machen; welche Vorschüsse vom Staate gehören dazu! und sollten diese nicht vor der Hand, dennoch eher christlichen nachgebohrnen Söhnen der Bauerhöfe anzuweisen seyn, welche sich gerne ansetzen werden, wenn ihnen gleiche Unterstützung verwilliget wird?

Zum Kriegsdienste, hält der Herr Verfasser die Juden selbst nicht recht geschickt, wenigstens in einigen Generationen noch nicht. Es stehet dahin, ob sie am Sabbaths marschieren, Belagerungs-Arbeiten

unternehmen, und fechten würden, welches ihnen freylich eigentlich nach dem Talmud erlaubt ist. — Aber wie unsäglich schwer würde z. E. die Verproviantirung eines Corps Juden fallen! Würde ferner ein Jude, des Streits der Christen wegen, gegen den andern fechten wollen?

Jedoch, meynt der Herr Verfasser, sie könnten auch ganz vom Kriegs-Dienste befreyet bleiben, und — dafür bezahlen. — Dann sind wir aber wieder in dem alten Zirkel. Der Jude muß sodann, qua talis, eine besondere Geldabgabe entrichten, und das muß er auch jetzt, hauptsächlich weil er nach dem Sinne der teutschen Gesetze kein wehrhafter Mann ist. Und sollte es nicht dennoch in mehrerm Betrachte sehr bedenklich seyn, wenn, wie z. E. im letztern siebenjährigen Kriege, das Schwerdt und alles Kriegs-Ungemach mehr als 400000 kernhaften teutschen Männern das Leben kostete, und wenigstens eben so viele Knaben in den sieben Jahren nicht gebohren wurden, unterdessen den Juden unumschränkt gestattet gewesen wäre, Blut und Leben mit einigem Gelde auszulösen, und sich immittelst um so starker zu vermehren, als

sich

ſich durch den Abgang der chriſtlichen Krieger viele lez
dige Plätze darbothen?

Die Schwierigkeiten, welche ich hier aufgeſtellet habe, und deren es in jedem Lande, nach den Localumſtänden, noch weit mehrere geben wird, ſetze ich hieher, nicht aus irgend einigem Religions-Haß oder Widerwillen gegen die jüdiſche Nation, ſondern vielmehr, weil ich wünſche, daß ſie ernſtlich beherzigt, und wenn es möglich iſt, aus dem Grunde mögen gehoben werden, welches ich jedoch bey einigen für ſehr ſchwer halte. Sie ſehen freylich, gegen den glänzenden ſchön ausgearbeiteten Plan des Herrn Verfaſſers zum Theil mikrologiſch aus; aber dem Herrn Verfaſſer, und jedem Geſchäftsmann iſt bekannt; wie, die Ausführung der ſchönſten Plane oftmals an den kleinſten Umſtänden ſcheitere. So, hatte man in den Oeſterreichſchen Staaten wirklich vor, den Juden mit den übrigen Unterthanen gleiche Rechte zu geben, und der Herr Verfaſſer freuet ſich in der Nachſchrift darüber, ſeine politiſchen Speculationen mit der Ausführung, in einem großen Lande zuſammen treffen zu ſehen. Allein der nachmalige Erfolg und die wirkli-

ergangene Verordnungen zeigen, daß es mit dem Zustande der Juden im Oesterreichschen in den wesentlichsten Stücken geblieben ist, wie es vorhin war, und es ist schwer zu sagen, was bis jetzt den Fortgang hindert und wie es künftig damit werden wird.

Die Art der Bedrückung und Einschränkung, worin die jüdische Nation nunmehro so viele Jahrhunderte gestanden, hat nach der allgemeinen Meinung hauptsächlich das Wunder veranlasset, daß sie eine abgesonderte Nation geblieben, welche nicht von andern Völkern verschlungen, und von deren Glaubensmeinungen mit fortgerissen worden. Allgemeine Freyheit und gleiche Rechte mit andern Christen könnten wahrlich am ersten bewürken, daß sie in einigen Jahrhunderten ganz aufhörten, eine eigne Nation zu seyn. Denn, daß sie nach wenig Generationen ihren nationalCharacter ändern, und einen großen Theil ihrer Rabbinischen Gesetze, Traditionen und Gebräuche fahren lassen sollen, hofft und will der Herr Verfasser selbst. Alsdann aber stehet dem weitern Fortgange, vornemlich bey dem an das Aeußere hängenden gemeinen Manne nicht viel mehr im Wege, den in jedem Lande

Lande üblichen Religions-Meynungen und Gebräuchen sich zu assimiliren; darauf mit jeder Nation zusammen zu schmelzen; wo dann die Frage: ob ihnen gleiche Rechte mit selbiger zukommen, von selbst entschieden seyn würde. Daß dieses aber vor einer andern gänzlichen Revolution unserer Erde geschehen dürfte, ist äußerst zweifelhaft; wenigstens in so hohem Grade, daß es sehr bedenklich seyn dürfte, zu jenem Zwecke dermalen, so wichtige neue Anstalten zu treffen, welche doch der gegenwärtigen Generation und noch einigen folgenden unfehlbar lästig, wo nicht gar nachtheilig werden dürften.

Herr **von Dohm** hat jene Zweifel, so aufgenommen als man es bey seiner edlen Absicht, von einem philosophischen Wahrheitsforscher erwarten konnte. *)

Seine Beantwortung der hauptsächlichsten Gründe, welche man einer **allgemeinen Gleichmachung der Juden mit andern Bürgern des Staats** entgegen gesetzt hat, finden sich in dem unten

*) **Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden**, 2r Th. 1783. S. 18. und 266.

angeführten Werke, S. 155. 171. 222. 246. 262. und 300.

Hiebey kömt es vorzüglich an: auf die, nach des Herrn Verfassers Meinung, den Juden zuzustehende freye Acquisition des Ländereyeigenthums und freye Treibung aller Handwerke und Gewerbe. Mit Vergnügen siehet man jedoch bey allen diesen Puncten, wie der Herr Verfasser seine Vorschläge nunmehro so modificirt, daß wenn die Bedingungen erfüllt werden, die Sache selbst, weit weniger Bedenklichkeit haben würde.

So soll, z. E.: die Freyheit, Landeigenthum zu erwerben, nur den im Lande gebohrnen Juden und ohne alle besondere Begünstigung, vorzüglich verwilligt; fremde Juden sollen zwar angenommen, doch nicht angelockt, auch allenfalls, wenn sie zu häufig zuströmen, abgewiesen werden. Ein Staat, der Fremde herein ziehen wolle, thue besser, jede andere, als jüdische Colonisten zu wählen.

Der Herr Verfasser gestehet ferner zu: Daß die Juden, so lange sie nicht zu Kriegs-Diensten sich eben so willig als fähig bewiesen haben,

auf

auf gleiche Rechte mit den übrigen Gliedern der Gesellschaft keinen Anspruch machen können, daß sie deshalb allen in ihren Religions-Meinungen wegen des Angriffs am Sabbath, der Beköstigung und sonst enthaltenen Sätzen gänzlich entsagen müßten.

Auf alle die Umstände aber, welche wegen der Feyertage, der Beköstigung, der Haltung des Gesindes, der Dienste u. s. w. dem Juden den Ackerbau und das Handwerk weit kostbarer und beschwerlicher machen werden, als dem Christen, brauche die Regierung keine Rücksicht zu nehmen; dafür würden die Juden selbst sorgen und desto sparsamer und fleißiger seyn.

Den großen Schwierigkeiten, wegen der christlichen Gilden- und Zunft-Verfassungen ließen sich nach des Hrn. Verf. Meynung, einige Mittel entgegen setzen, und die Erfahrung werde mit der Zeit noch mehrere darbieten.

Unsere Zunft-Verfassung verdiene überhaupt keine große Begünstigung des Staates, ob es gleich höchst bedenklich seyn würde, sie völlig abzuschaffen. Es sey kein Grund zu absehen, warum man die

Zünfte nicht anhalten könne, jüdische Knaben in die Lehre zu nehmen. In Deutschland würde doch wohl erst eine allgemeine Reichsvereinigung dazu erfordert werden. Ad interim könnten die jüdischen Handwerker als Freymeister angestellet werden, jedoch ohne einige Vorzüge oder Erleichterungen vor den zünftigen. — Der jüdische Lehrknabe könne dermalen freylich nicht vom Tische seines Meisters essen, nicht alle Tage arbeiten u. s. w.

Der Staat brauche sich aber nicht darum zu bekümmern, wie er, oder seine Aeltern es mit dem Glauben dabey halten werden.

Er werde allmählig aufhören, ein solcher Jude zu seyn, als er bisher war.

So weit im kürzesten Auszuge die Replic des Herrn Verfassers gegen meine Zweifel; eine Replic, die von jedem, der über diese wichtige Frage völlig unterrichtet seyn will, ganz gelesen werden muß.

So viel vortreffliches sie auch enthält; so hat sie mir dennoch meine Zweifel nicht gehoben.

Auf den kleinsten Gesichtspunct gebracht; kömmt alles auf die beiden Fragen an:

erst-

erstlich, werden die Juden, wenn ihnen die freye Erwerbung des Ländereveigenthums gestattet wird, in einigen Generationen solche Leute werden; die gleich den Christen, im Nothfalle, in Reihe und Gliedern für das Vaterland fechten wollen und können? und

zweytens, werden die Juden, wenn ihnen die Treibung der Handwerke, gleich den Christen gestattet wird, allmählig und bald, so werden, daß ihr ceremonial Gesetz keine Hinderniße in den Weg bringt und die Abgesondertheit der Nationen nach und nach gänzlich verschwindet?

Sind beide Fragen mit Nein zu beantworten; so sind des Herrn Verfassers Vorschläge, nach seinem eignen Zugeständnisse, nicht ausführbar.

Ich glaube zwar nicht, daß eine, oder die andere Frage positiv und geradezu **zu verneinen sey**; allein, wer kann sie positiv **bejahen**? Ich wenigstens, möchte sie immer **eher verneinen** und zwar hauptsächlich aus folgenden Gründen.

Erstlich, die Nation von allen übrigen abgesondert zu erhalten, ist der ursprüngliche eigenthümliche Character der jüdischen Religion.

Eine abgesonderte Familie, kam nach Aegypten: und 430 Jahre nachher, zog von dort Eine daraus erwachsene **abgesonderte** Nation, die 600000 streitbare Männer zählte, aus. **Abgesondert** blieb die Nation in Palästina; **abgesondert,** nach dem Untergange ihres Reichs, von allen Nationen der Erde, unter welche sie zerstreuet ward.

Selbst alle politische Vortheile haben seit so vielen Jahrhunderten nichts vermogt, gegen die uralte Anhänglichkeit der Juden an ihr ceremonial Gesetz, wodurch jene Abgesondertheit hauptsächlich entstehet. Wie unglaublich weit jene Anhänglichkeit gehe, zeigt sich nicht besser, als nur aus dem Einen Beyspiele; wobey so gar weder ein Interesse für dieses noch jenes Leben; kein mosaisches Gesetz entgegen tritt; wobey der Grund nach des Herren Ritter **Michaelis** und anderer grosser Gelehrten Zeugnisse, auf die handgreiflichsten Ungereimtheiten beruhet; — ich meyne, auf das frühe Begraben der jüdischen Todten. Mir sind zwey deutsche

ſche Länder bekannt, wo menſchenfreundliche chriſtliche Obrigkeiten geſonnen waren, jene frühen Begräbniſſe abſtellen zu laſſen; wo aber die Juden, wenn es von ihnen abhienge, weit lieber der fürchterlichen Gefahr, lebendig begraben zu werden, ausgeſetzt bleiben, als einer Grille entſagen wollen, die ſo auffallend ungereimt iſt. — Und hiebey ſollten wir es wahrſcheinlich finden: ſie würden ihren meiſten übrigen, ſelbſt moſaiſchen und mit ihrer Religion ſo genau zuſammen hängenden, mit Intereſſe für dieſes und jenes Leben verbundenen Vorſchriften und Gebräuchen entſagen; wenn wir Chriſten ihnen nur vorläufig die freye Erwerbung des Ländereyeigenthums geſtatteten, und unſere Gilden **zwängen**, Judenknaben mit Schaden, in die Lehre zu nehmen?

Zweytens, hat auch eine ſehr langjährige Erfahrung ſchon gezeigt: daß alles guten Willens der Chriſten und aller guten Gelegenheit unerachtet, die Juden ſelbſt, wenigſtens in Deutſchland, kein Land bauen und keine Handarbeit treiben **wollen** oder **können**.

Schon

Schon die **Reichspolicey-Ordnung**, von 1530 befiehlt mit Uebereinkunft der Stände, daß die Juden sich mit **ziemlicher Handthierung und Handarbeit** ernähren sollen.

Unser großer **Luther**, dessen Rath unter den Protestanten so viel galt, wie manches Gesetz, empfiehlt es öfters, die Juden zur **Land- und Handwerks-Arbeit** anzuhalten. Schon damals also hätten die Juden, wenn sie selbst nur gewollt, die Gelegenheit ergreiffen, und sich nach und nach, dem Ackerbau, und mancher Handwerks-Arbeit, die zu den Zeiten noch nicht einmal so gänzlich in den Gildenzwang geschlossen war, bemächtigen können, worin sie es denn nun nach 250. Jahren schon ziemlich weit würden gebracht haben. Aehnliche Vorschläge sind seit der Zeit manche geschehen, ohne daß sie von den Juden benutzt worden.

In England wurden sie durch eine Parlements-Akte würklich naturalisirt, diese Akte aber ward hauptsächlich mit aus der Ursach wieder aufgehoben, weil ihre

ihre national und religieuſe Abgeſondertheit ſich immer erhalten werde. *)

Allein, wird man antworten, die Juden haben keine Gelegenheit gehabt, jene gutgemeinten Geſetze der Chriſten zu benutzen; alle Land- und Handarbeit iſt ihnen dennoch durch die Gilden und übrigen chriſtlichen Einrichtungen geſperrt, nichts als etwas Handlung und Schacherey iſt ihnen übrig gelaſſen.

Dieſer Einwurf wird ſo oft gemacht und ſcheint ſo erheblich zu ſeyn, daß er verdient, kürzlich etwas näher unterſucht zu werden.

Es wird ſchwerlich ein deutſcher Staat zu finden ſeyn, wo der Jude gar keine Gelegenheit haben ſollte, etwas Land zu bauen, wo nicht zwanzig und mehrere Hand-

*) Die merkwürdigen Debatten über dieſe Akte, welche zwar hauptſächlich die engliſche Landes- und Commerz-Verfaſſung betreffen, jedoch auch über dieſe Frage in Rückſicht unſers deutſchen Vaterlandes vieles Licht verbreiten, finden ſich in dem Buche: Debates and Proceedings of the British Houſe of Commons, From. 1751. to 1760. S. 72 u. f. f.

Handarbeiten aufzuzählen wären, welche aller Zunfteinrichtungen unerachtet, den Juden dennoch völlig frey stünden. — Dem ganzen jüdischen **weiblichen Geschlechte**, stehen z. E. alle weibliche Arbeiten der Christinnen völlig frey. Aber wie wenig spinnen sie Flachs, Wolle und Baumwolle? Wer sieht sie Strümpfe stricken, wie die christlichen Mägde, selbst mit dem Milcheimer auf dem Kopfe oder bey ihren Feyerstunden? — Daß ihre Frauensleute durch weibliche Arbeiten nichts produciren, darüber wird von den vernünftigsten Juden selbst geklagt. Aber wie ist das zu ändern? die christliche Magd kann doch am Sonntage nach dem Gottesdienste, alle ihre kleinen weiblichen Arbeiten verrichten; die jüdische **muß** den ganzen Sabbath und bey ihren großen Festen, mannigmal drey und mehrere Tage **nichts thun.** Da aber, wo, auf so viele Tage, **Nichtsthun** Religions-Pflicht ist, kann keine Industrie aufkommen.

Dem **jüdischen männlichen Geschlechte** stehen noch weit mehrere Arbeiten offen, als dem weiblichen. Ich will hier nur einige nahmhaft machen. Wo ist z. E. in Deutschland einem Juden verwehrt, einen

einen Garten, ein Stück Land, wenigstens zu miethen? Wie sehr leicht und gut könnte sich nun mancher Jude, welcher der Concurrenz wegen, bey dem kleinen ihm nachgelassenen Handel freylich nicht bestehen kann, durch Gartenbau, durch Hervorbringung schöner Früchte, Gewächse und Blumen beschäftigen und erhalten? Hiebey würde ihm selbst sein Religions-Ceremoniell gar nicht, oder doch sehr weit weniger im Wege stehen, als bey einer großen Ackerwirthschaft. Selbst seine angebohrne Neigung zum Tausch und Handel würde dabey ihr Interesse finden, durch allerley Verkehr mit Sämereyen, Obstbäumen, Blumenzwiebeln u. s. w. Die geringe Vorlage könnten und müßten ihm seine reichern Glaubensgenossen vorschiessen, wenn es ihnen selbst ein wahrer Ernst wäre, dem Geiste ihres Volks eine andere Richtung zu geben. Auch die Unterweisung im Gartenbaue könnte er in den Gärten der reichern Juden, welche eigenthümliche Gärten besitzen, erhalten. Aber selbst diese reichern Juden, haben, so viel ich weiß, christliche Gärtner. Doch, diese würden eben so wenig Bedenken finden, einen jungen Juden gegen Bezahlung in der Gärtnerey

rey zu unterrichten, als sie Bedenken finden, dem Juden zu dienen.

Von Hand- und Manufactur-Arbeiten will ich hier gleichfalls nur Ein Beyspiel anführen. In den Churbraunschweigschen Landen ist das Linnenweben, auf dem Lande und in den meisten Städten, ein völlig freyer Nahrungszweig; ist in vielen Gegenden national Manufactur. Fast kein Bauerhaus ist ohne Webstuhl. Der Hauswirth und die Wirthin, der Sohn und die Tochter, der Knecht und die Magd, weben bey Feyerstunden. Niemand würde, oder dürfte, es dem Juden verwehren, auch einen Webestuhl im Hause zu haben, zu weben und seine Hausgenossen weben zu lassen. Aber thut er das; hat er es je gethan oder versucht? Nein! wenigstens nicht von irgend einigem Belange. — Er giebt unterheß Achtung, und tauscht oder handelt Flachs, Garn und Linnen ein. Er könnte aber hier frey produciren, wenn er nur wollte, und bey dem Weben stehet ihm seine Religion am wenigsten im Wege.

Auch an den Orten endlich, wo den Juden die freie Treibung der Handwerke gestattet ist; wie wenig

nig haben sie diese Freyheit genutzt? Das wird der, welcher in diesem Stücke **Prag** und **Fürth** aufmerksam besehen, eben nicht sehr vortheilhaft beantworten können.

Bey diesem allen, was hier, jedoch nur in möglichster Kürze aufgeführt ist; überlasse ich dem Ermessen eines jeden Unpartheyischen, ob die beiden Hauptfragen:

werden nemlich die Juden, wenn ihnen freye Erwerbung des Länderey-Eigenthums und völlig gleiches Recht mit den Christen verstattet werden sollte, sich in drey bis vier Generationen als gute vaterländische Krieger erproben?

und zweytens

werden sie ihre Religions-Meinungen so modificiren, daß sie gute Ackerleute und Handwerker werden können, oder sogar einmal wollen?

zu bejahen oder zu verneinen sind?

Sind sie letzteres, oder **ist es sogar nur unwahrscheinlich**, daß man den Zweck erreichen werde:

wer könnte und würde sodann, darauf eine neue Staatseinrichtung vorschlagen, die noch ausserdem in Rücksicht auf die Zünfte und die Ländereybesitzer, würklich mit unübersehlichen Bedenklichkeiten verknüpft seyn dürfte.

Denn gesetzt, sie bezeugten sich nicht so willig, bey Ackerbau und Handwerk, ihre Religions/Meinungen zu modificiren, und alle übrigen Bedingungen zu erfüllen: welcher Schaden würde dann dem Staate durch die Verwirrung, welche eine solche Einrichtung im Anfange unfehlbar hervor bringen möchte, zuwachsen!

Gesetzt, sie erprobten sich auch nach drey bis vier Generationen nicht als brauchbare Krieger, hätten aber unterdessen vieles Landeigenthum *) im Staate erworben,

*) Ich brauche wol kaum zu bemerken, daß hier nicht die Rede davon sey: wenn der Staat einem Juden verstattet, einen Garten, ein Stück Land, oder ein Haus in einer Stadt, vornemlich, wenn die Häuser im Preise fallen, auch wol gar wüste Stellen vorhanden sind, anzukaufen. Dieses hat nach meinem Ermessen keine Bedenklichkeit und wäre eher zu erleichtern. In dem ganzen Aufsatze ist nur die Rede: von freyer unein-

schränk-

ben, auch sich während eines etwa immittelst eingetre-
tenen Krieges der Christen, sehr vermehrt; was soll-
ten unsere Nachkommen dann für Maasregeln nehmen?

Würden wir sie nicht fast zwingen, alsdann allen-
falls eben so gegen die Juden zu verfahren, als unsere
Vorväter vor vielen Jahrhunderten gegen sie verfuh-
ren, und wir mit Recht verabscheuen?

Wenn aber also die Juden nicht politisch besser
werden können oder wollen; so sind sie auch dermalen
schon dem Staate nachtheilig. — Das glaube ich nicht.
Fast alle sachkundige und unparteiische Kenner der
Staatswirthschaft kommen darin überein; daß die Ju-
den, selbst so wie sie jetzt sind, **unter gehöriger Be-
stimmung ihrer Verhältnisse** und **Anzahl** *) ei-
nem

schränkter Erwerbung der **Hofwehren** und des
dazu gehörigen Landes, woher der Staat im
Nothfalle seine eingebohrnen Krieger nehmen muß.

*) Wenn nach Herrn **Büschings Magazin** Band
16. S. 28. in Pohlen die Juden $\frac{1}{8}$ des ganzen
Volks ausmachen: so scheint dieses Verhältniß

nem Staate dennoch eher vortheilhaft, als nachtheilig werden.

Inzwischen könnten die Juden allmählig durch verschiedene Policey-Einrichtungen dennoch politisch sehr gebessert und ihr Bestes mit dem Vortheile des Staats dadurch vereinbarlicher gemacht werden, daß ihnen mehrere Nahrungsquellen eröfnet, mehrere Arten von Beschäftigungen, die durch Zünfte und Gilden bey weitem noch nicht alle occupirt sind, nach und nach angewiesen und sie dazu gewöhnt würden; ohne daß der Staat nöthig habe, erhebliche Aufopferungen zu

sehr nachtheilig. Herr Ritter Michaelis vermeynet in seinem Schreiben an den Herrn von Dohm: in Deutschland wären die Juden etwa, jedoch kaum $\frac{1}{50}$ der Nation. Diese Angabe scheint mir irrig zu seyn. In den Chur-Braunschweigischen Landen machen die Juden ungefähr nur $\frac{1}{250}$ der Einwohner aus. Davon aber bin ich überzeugt, daß jetzt auf dem ganzen Erdboden zerstreut, über fünf Millionen Juden leben, und folglich jetzt würklich mehr Juden existiren, als in der blühendsten Periode ihres Reichs in Palästina seyn konnten.

zu thun; am wenigsten so große Vorschüsse auf die zweifelhafte Zukunft, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu machen, als Herr von Dohm verlangt hat. Dabey aber wäre vorzüglich Rücksicht zu nehmen auf die ärmern Juden, auch auf die ganz armen unter ihnen, nemlich diejenigen Unglücklichen, deren Aufenthalt in jedem deutschen Staate auf das strengste, und mit Grunde verbothen ist; die sich gleichwol allenthalben finden; die oftmals, fast ohne alle Bedeckung, die Erde zur Lagerstatt und den Himmel zum Obdach haben; denen nichts zu nehmen stehet, als das Leben; die Gefängniß und Gefangenkost, eher als eine Wohlthat betrachten; die daher dermalen fast außer dem Wirkungskreise der Gesetze lebend, die meisten Länder von Europa durchziehen, nirgends geduldet werden; nirgends zu Hause gehören, kurz, die man ohne Wehmuth um so weniger ansehen kann; da, wie Herr von Dohm vollkommen bündig erweiset, diese Unglücklichen durch die gegenwärtige Verfassung des Judenwesens in Europa, gewissermaaßen gezwungen werden, so zu seyn und zu leben, wie sie sind und leben.

Doch,

Doch, dieſes würde mich hier zu weit führen, und erfordert auch noch zuvor viele Unterſuchung, und Ueberlegung. Sollte ich inzwiſchen ſo weit damit zu Stande kommen, daß ich glaube Nutzen dadurch ſtiften zu können; ſo werde ich vielleicht dereinſt meine Gedanken darüber, als **Unmaaßgebliche Vorſchläge zur Verbeſſerung der, die Juden betreffenden Polizey,** beſonders bekannt machen.

Ende des zweyten und lezten Bandes.

Gedruckt bey W. Pockwitz, jun.

Avertissement:

Sollte einer oder der andere von den Herren Nachdruckern sich gelüsten lassen, dieses Buch entweder ganz nachzudrucken, oder einzelne Aufsätze heraus zu stehlen und sie etwa unter verändertem Titel oder sonst nachzudrucken: so wird selbigem hiemit eröfnet; wie von dem Verfasser und Verleger, solche Veranstaltung getroffen worden; daß er bey seiner Unternehmung unfehlbar Schaden leiden werde. — Man ist schuldig, auch einem Diebe zu sagen: **hier liegen Fußangel!**